Bio 6970
1

Robespierres Sturz.

Gallerie interessanter Personen.

Oder

Schilderung

des

Lebens und Charakters

der

Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen

der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben

von

Karl August Schiller.

Erster Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Wien
im Verlage bei Anton Doll.
1799.

Gallerie
interessanter Personen.

Von

K. A. Schiller.

Erster Band.

Vorrede zur dritten Auflage.

Jeder aufmerksame Beobachter seines Zeitalters wird die traurige Bemerkung gemacht haben, daß besonders seit den letzten zehn Jahren bei dem größten Theile des Publikums die abentheuerlichen, unsittlichen und faden Ritter- und Geister-Romane so sehr Lieblingslektüre geworden sind, daß sie fast allein den Gegenstand seiner Wahl ausmachen. Daß aber diese giftige Modewaare eine Mitursache des immer mehr einreissenden Sittenverderbnisses und der so vielen verschrobenen Köpfe unserer Jugend sey, wird wohl keines Beweises bedürfen?

Um nun zur Verdrängung dieser so nachtheiligen Leserei auch etwas beizutragen, entschlossen wir uns zur Herausgabe dieser Gallerie; indem wir glaubten, daß treue Schilderung des Charakters und der Schicksale solcher Personen, die sowohl in gegenwärtiger als älterer Zeit Epoche machten, allgemeine Aufmerksamkeit erregen, und doch sicher auch die oben genannte Klasse von Lesern interessiren müßte. Wahre Geschichte, es sey die der Völker, der Staaten oder einzelner Menschen, hat doch immer einen wesentlichen Vorzug vor allen erdichteten Erzählungen. Der Mensch aus der wirklichen Welt ist für uns doch unendlich mehr werth, als der aus der erdichteten; jenen begleiten tausend wahre merkwürdige Umstände und Begebenheiten, wenn dieser sich bloß mit den thörichten Auswüchsen einer wilden Phantasie verbrämt. Ersterer giebt uns wahren Genuß für Kopf und Herz,

wenn uns der andere Ideen und Situationen auftischt, die für den Menschen von unverdorbenem Herzen ungenießbar sind. Die Geschichte des wirklichen Menschen stellt uns Handlungen auf, die wir entweder bewundern und nachahmen, oder verachten und verabscheuen, wenn der idealische Romanheld uns gemeiniglich in eine Ideenwelt versetzt, die allen unsern Erfahrungen widerspricht. Der wirkliche Mensch endlich erweckt in uns edle Triebe, der erdichtete hingegen nicht selten Leidenschaften, die so manches schuldlose Herz in einen Abgrund von moralischer Zerrüttung stürzen, der für sie durchs ganze Leben eine Quelle der traurigsten Schicksale bleibt.

Die gute Aufnahme, welche dieß Werk fand, hat uns bewogen, diese dritte Auflage zu veranstalten. Wir haben dabei keine Mühe gespart, um es seiner Vollkommenheit näher zu bringen. Der Ausdruck ist an vielen

Stellen verbessert, die eingeschlichenen Fehler sind berichtiget, einige Biographien sind erweitert, und das Leben unserer noch handelnden Zeitgenossen, ist bis auf diese Tage fortgesetzt worden. Wir glauben dadurch hinlänglich gezeigt zu haben, daß wir für den Beifall unseres lesenden Publikums nichts weniger als unempfindlich sind; — und werden uns für reichlich belohnt halten, wenn wir auch itzt wieder zur Verbreitung der lehrreichen, historischen Lektüre etwas beitragen, und die hirnlosen Dichtungen der so unseligen Geister-Romane immer mehr und mehr aus den Händen des lesenden Publikums verdrängen sollten.

Der Herausgeber.

Joseph II.

Kaiser Joseph II. gehört unstreitig unter die ewig denkwürdigen Männer unsers grossen Jahrhunderts; er ist mit der Bewunderung seiner Zeitgenossen auf der Bahn der Unsterblichkeit aufgetreten. Eine genaue, ungeschmeichelte und von keiner Partheilichkeit verunstaltete historische Darstellung seines unternehmungsvollen Lebens wird gewiß, theils als eine Sammlung wichtiger Erfahrungen, theils als Beispiel betrachtet, eine immerwährende Wohlthat für die Menschheit werden. Von wenigen Monarchen, — vielleicht von keinem einzigen vor Ihm, — kann mit Wahrheit gesagt werden, daß ihre Regierung ein lehrreicherer Regentenspiegel sey, und grössere, den Völkern und ihren Beherrschern nöthigere und heilsamere Lektionen gäbe, als die seinige! Die Nachwelt wird zweifelhaft bleiben, ob sie mehr den unerschöpflichen und unermüdlichen

Geist dieses erhabenen Fürsten, der so viel Grosses und Gutes dachte, wollte, und anfing, bewundern — oder über den Eigensinn des bösen Genius mehr erstaunen soll, der Allem, woran Er die Hand legte, so hartnäckig und unerbittlich entgegen arbeitete. Diese wenigen Blätter sollen zwar nur leichte Pinselstriche zur Geschichte seiner Tage und seines persönlichen Charakters enthalten — und doch, wer wird nicht dabei mit einem traurigen, nachdenkenden Blick eine Thräne auf Kaiser Josephs II. Grab fallen lassen! —

Die Tage seines Eintritts in die Welt, und seines Austritts aus derselben, waren trübe, und mit Widerwärtigkeiten bezeichnet; aber seine Laufbahn war schimmernd und thatenvoll, obgleich über aller Menschen Erwarten kurz. Unter Stürmen gebahr ihn Maria Theresia zur Welt, am 13. März 1741; zu einer Zeit, da ihr väterliches Erbe von halb Europa, mit den furchtbarsten Heeren angefallen wurde, — glücklich, daß er im sanften Schlummer der Kindheit die ihm drohenden Stürme nicht zu fühlen vermochte. Aber der Friede zu Aachen endigte diese Fehde, und Joseph bekam den Feldmarschall Grafen Bathiany zu seinem Hofmeister. Die mathematischen Wissenschaften, Geschichte, Philosophie, Politik, Natur- Staats- und Völkerrecht, fremde Sprachen, u. s. w. waren die Gegen-

stände, die ihn zum künftigen Regenten eines Staats vom ersten Range bildeten; ein Jesuit gab ihm Unterricht in der Religion. Alle Nachrichten aus jenen Zeiten stimmen darin überein, daß Joseph das offenste, munterste, liebenswürdigste Kind war; und daß er, von seinem ausserordentlichen Jugendfeuer und raschen Temperamente hingerissen, an der mechanischen Methode des gewöhnlichen Unterrichts wenig Geschmack fand. Er faßte schnell und leicht; aber vieles Sitzen, wiederholtes Auswendiglernen, war seine Sache ganz und gar nicht; und wenn man das Geschäft schulmäßig nach damaliger Methode betrachtet, so stand freilich Joseph in den gewöhnlichen Prüfungen oft hinter andern seiner Brüder zurück. Dagegen übertraf er sie an scharfsinnigen Bemerkungen, witzigen Einfällen, bedeutenden Fragen und Antworten aus seinem eigenen Kopfe, welche schon damals den werdenden Selbstdenker verriethen. In den zur edeln Erziehung gehörigen Leibesübungen erfüllte er alle Wünsche seiner Meister, und an der Musik fand er so viel Geschmack und Vergnügen, daß er sie sein ganzes Leben hindurch fleißig kultivirte. Er selbst spielte mehrere Instrumente.

Joseph befand sich itzt in den Jahren, wo er sich verheirathen konnte. Isabella, des spanischen Infanten Don Philipps, Herzogs

von Parma älteste Prinzeßin Tochter, ward ihm zur Braut bestimmt. Fürst Wenzel von Lichtenstein führte sie aus Italien nach Wien, und am 6. Oktober 1760 ward sie daselbst unter Pracht und Jubel mit Joseph vermählt. Diese Ehe war nicht bloß ein Band der Pflicht, sondern auch der Liebe, und zwar der zärtlichsten Liebe, welche noch feuriger ward, da im Jahr 1762 am 26. März, Isabella ihren Gatten mit einer Erzherzogin beschenkte. Aber noch in eben dem Jahr verlohr Joseph seine Gemahlin, welche am 27. November starb, und von ihrem Gatten mit ungeheucheltem Schmerz beweint wurde. Die mit ihr erzeugte geliebte Tochter, Maria Theresia, folgte ihrer Mutter am 1. Jäner 1770. Eine zweyte Gattin bekam Joseph an der Prinzessin Josepha von Bayern, Tochter Kaiser Karls VII., welche mit ihm am 23. Jäner 1765 verbunden wurde; doch ihr baldiger Tod versetzte ihn zum zweitenmale in den Wittwerstand. Sie starb am 28. Mai 1767 und hinterließ ihm keinen Erben.

Da nach dem Frieden zu Hubertsburg Deutschland wieder einer allgemeinen Ruhe genoß, so schritt man zur Wahl eines Römischen Königs. Kaiser Franz I. kam mit dem Erzherzog persönlich nach Frankfurt. Am 27. März 1764 wurde die Wahl zu Gunsten Josephs vollzogen, und am 3. April erfolgte die

feierliche Krönung. Als hierauf, schon am 15. August 1765, sein Vater Franz I. starb, ward Joseph in seinem fünf und zwanzigsten Jahre deutscher Kaiser.

Maria Theresia wurde über ihres Franzens plötzlichen Tod so mächtig erschüttert, daß sie sich itzt eines Theils der politischen Geschäfte zu entladen entschloß. Sie übergab daher ihrem Sohne, dem Thronerben und Kaiser Joseph II., das Großmeisterthum aller Ritterorden, die Verwaltung der Armee und des ganzen Kriegswesens, und erklärte ihn zum Mitregenten ihrer Staaten. Sogleich gab Joseph die herrlichsten Proben von seinen landesväterlichen Einsichten und Gesinnungen. Er schafte die Spanische Hofetiquette und allen überflüßigen Aufwand ab, suchte die Leibeigenschaft aufzuheben, und in die politischen Geschäfte mehr Ordnung zu bringen. Aber bald stellten sich dem lebhaften Verbesserungsgeiste des jungen Monarchen Hindernisse entgegen, die ihm nicht erlaubten itzt schon so viel Gutes zu thun, als er zu thun gewünscht hatte. Er glaubte daher indessen nicht nur seine eigenen Länder, sondern auch bei Gelegenheit die übrigen Europäischen Staaten bereisen zu müssen, um sie in eigener Person kennen zu lernen.

Den Anfang machte er mit einer Reise durch Ungarn nach dem Temeswarer Banat.

Es war im Jahr 1766. Er ging bis an die türkische Grenze; besah die Festungswerke, die Truppen, die Manufakturen, den Feldbau, den Zustand des Bürgers in den Städten, und des Bauers auf dem Felde. — Gleichen Zweck hatte Joseph auf seinen Reisen durch Böhmen, Mähren und Schlesien. Er machte diese Reisen allzeit mit der größten Simplizität. Ein General oder anderer Offizier vom Range, ein paar Kabinetssekretäre, wenige Leute von der Dienerschaft, alles in drei oder vier Reisewägen beisammen, war das ganze Gefolge. Man bemerkte von nun an bei jeder Gelegenheit, daß Prachtlosigkeit, Popularität, Arbeitsamkeit, Wißbegierde, und strenge Oekonomie die Hauptzüge von Josephs Charakter seyen.

Im Jahr 1769 ging er zum erstenmale nach Italien. Am 15. März kam er in Rom an, als eben die Kardinäle im Konklave versammelt waren, einen neuen Pabst zu wählen, und empfahl ihnen, ohne Vorurtheil und Partheilichkeit ein würdiges Oberhaupt der Kirche zu wählen. Am 30. März umarmte er seine königliche Schwester in Portici, bestieg den Vesuv, und besah nebst andern Merkwürdigkeiten, auch die Schiffe im Hafen zu Neapel. Von da ging er nach Florenz, Parma, Turin, und zurück nach Mailand, wo er einige Zeit in Staatsgeschäften arbeitete.

Am 25. August desselben Jahrs besuchte Joseph unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein den König von Preussen im Lager bei Neisse. „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt!“ sagte der Kaiser; und Friedrich rief auf: „Dieß ist der schönste Tag meines Lebens!“ — Man war über alle Regeln der Etiquette hinaus; beide Monarchen setzten sich auf das Kanapee, und unterhielten sich eine Zeitlang im Beisein des beiderseitigen Gefolges. Darauf verschlossen sie sich eine Stunde lang in das Kabinet. Friedrich erzählt in seinen hinterlassenen Schriften, daß sie einen förmlichen Traktat mit einander schlossen, die Ruhe und Neutralität in Deutschland zu erhalten, wenn es zwischen Frankreich und England zum Bruche kommen würde. Tags darauf wurden die Kriegsübungen vorgenommen; worauf der Kaiser in das Lager bei Kollin, der König aber nach Breslau zurück ging.

Als Joseph auf dieser Reise durch Mähren ging, that er am 19. August, was man sonst nur bei dem Kaiser in China sieht. Er ergriff auf offenem Felde den Pflug eines gemeinen Bauers, und ackerte mit eigenen Händen einige Furchen. Dieser Auftritt geschah auf der Lichtensteinischen Herrschaft Posowiz. Um ihn zu verewigen, ließ Fürst Wenzel zum Andenken davon auf dem Acker ein Denkmahl

von Marmor mit einer lateinischen Inschrift setzen. Auf diese Pflugscharre ward ebenfalls eine diesen Vorfall verewigende Inschrift gegraben, der Pflug in Seidenstoff eingewickelt, und den Ständen von Mähren zum Andenken geschenkt.

Im Jahr 1770 ging Joseph wieder nach Mähren, um den gewöhnlichen Truppenübungen beizuwohnen. Hier war es, wo ihm der König von Preussen, am 3. September, im Lager bei Mährisch-Neustadt, einen Gegenbesuch machte. Bei diesem Besuche war der österreichische Staatskanzler Fürst Kaunitz, und nebst andern Generalen, auch Loudon an der Seite des Kaisers. König Friedrich hatte sich weiß gekleidet. Bei der Tafel wollte Loudon mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit ganz unten Platz nehmen. Der König aber hieß ihn neben sich sitzen: „Hieher zu mir, mein Herr General Loudon! rief er. Ich sehe Sie lieber neben mir, als mir gegenüber.“ Man wohnte den Manövres bei, hielt eine geheime Unterredung, und schied dann wieder von einander. Was bei diesem hohen Besuche verhandelt worden, davon glaubte das Publikum den Aufschluß in jenen Auftritten zu finden, welche bald nachher in Polen erfolgten. Nach zwei Jahren kam nämlich die Theilung von Polen zu Stande, wodurch der Kaiser Galizien und Lodomerien mit drei

Millionen Menschen ohne Blutvergiessen erhielt. Diese neuen Länder bereiste Joseph noch in dem nämlichen Jahre 1772, und ließ sich daselbst huldigen.

Wie viel Joseph auf allen diesen Reisen wirklich gelernt, und welchen rühmlichen Gebrauch er hernach davon gemacht hat, beweiset der wirkliche Erfolg, nachdem er den 29. November 1780 die Regierung seiner Erbstaaten, nach dem Tode seiner in so vieler Rücksicht verehrungswürdigen Mutter, allein antrat. Doch ehe dieser Todesfall erfolgte, starb der Churfürst von Bayern, Maximilian Joseph, den 30. Dezember 1777, über dessen Erbschaft zwischen Oesterreich und Preussen ein Krieg ausbrach. Joseph würde sich itzt gerne als Held gezeigt haben, da er es mit einem so erfahrnen Krieger zu thun hatte: allein es kam zu keiner eigentlichen Schlacht. Seine grosse Mutter wünschte, um nicht so viel Menschenblut vergiessen zu lassen, einen baldigen Frieden. Sie war am meisten Ursache, daß derselbe so unerwartet zu Teschen geschlossen ward, während ihr Sohn zu wünschen schien, daß es zu ernsthaften kriegerischen Auftritten gekommen wäre.

Inzwischen suchte Joseph als Alleinregent einen längst entworfenen Plan auszuführen. Er wollte seine sämmtlichen Länder in Einen Staat von gleicher Gesetzgebung und Verfas-

sung vereinigen; dann wollte er diesem Staate durch Beförderung der Aufklärung, Betriebsamkeit und des Kunstfleisses seiner Bewohner, die möglichste Stärke, Wohlhabenheit und Unabhängigkeit von andern Staaten verschaffen; und endlich sollte dieser Staat durch die äußerste Vereinfachung und Gleichförmigkeit des Justiz- und Finanzwesens so leicht zu lenken werden, daß er alles selbst überschauen könnte. Diesen glänzenden Plan hatte Joseph lange durchgedacht, daher schritt er nach dem Tode seiner Mutter rasch zu desselben Ausführung, der sich aber unüberwindliche Hindernisse entgegen setzten.

Als Beispiel seiner landesväterlichen und wohlthätigen Einrichtungen darf nur bemerkt werden, daß er eine größere Preßfreiheit einführte, die Pensionen nach einer neuen Form regulirte, der jüdischen Nazion, welche vorher im größten Druck lebte, mehrere Freiheiten verstattete, viele Manns- und die meisten Nonnenklöster einzog, die Leibeigenschaft aufhob, und sehr viele andere löbliche Verbesserungen vornahm. Immer in gleicher Thätigkeit und Anstrengung seiner Kräfte, ahmte er dem grossen Friedrich nach, zum Besten seiner Unterthanen, und zum Besten ganzer Provinzen zu wirken. Eine Menge Landesverordnungen und Gesetze bezeichnen fast jeden

Tag

Tag seiner Regierung. Jedermann hatte Zutritt zu ihm, und immer war er bereit, die Klagen derer, die zu ihm ihr Zutrauen nahmen, anzuhören; allen begegnete er mit Herablassung und Theilnahme. Er überzeugte sich gerne mit eigeuen Augen von dem, was man ihm vortrug oder erzählte. Er war haushälterisch ohne filzig zu seyn; machte Ersparungen, wo sie möglich waren, und scheute keine Auslagen, wenn sie zum Besten des gemeinen Wesens nöthig waren.

Unter den vielen merkwürdigen Ereignissen, die Josephs Regierung auszeichnen, wäre nun die Reihe von dem Streit wegen der Schelde, von der angeblichen Unterhandlung wegen Vertauschung Flanderns gegen Bayern, von dem Fürstenbunde, von Josephs Reise nach Cherson zur Russischen Selbstherrscherin, zu sprechen; allein da dieß der Raum verbietet, so eilen wir zu dem Türkenkriege, der am 9. Februar 1788 ausbrach. Auf der einen Seite die Türken, auf der andern Katharina und Joseph! Ungeheure Armeen standen gegen einander. — Der erste Feldzug entsprach den Erwartungen nicht. Der folgende 1789 ging erst im Junius an. Er war glücklicher als der erste, indem sich Belgrad an Loudon ergab, und die Russen ebenfalls keine unbeträchtlichen Fortschritte machten.

Während aber auf solche Weise die Oesterreichischen Waffen gegen die Türken siegten, ereigneten sich mehrere Unruhen in Josephs Erbländern. Die Niederländer waren mit den neuen Einrichtungen höchst mißvergnügt. Joseph mußte daher alles auf den alten Fuß setzen. Allein einige unruhige Köpfe, welche sich bei dieser Verwirrung wohl befanden, beförderten noch mehr den Anfang der Unzufriedenheit, und ehe man es sich versah, erklärten die Anführer die Niederlande für einen freien Staat, und dem Kaiser blieb nichts als Luxemburg übrig. Eben so drangen die Ungarn auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Joseph, der sich nun von allen Seiten im Gedränge befand, mußte daher alle Verordnungen, die er zur Verbesserung und Aufklärung dieser Staaten gegeben hatte, wieder aufheben. Was Wunder also, wenn alle diese traurigen Nachrichten, die selten einmal durch eine erfreuliche gemildert wurden, den schon Jahr und Tag kranken Monarchen noch mehr niederschlugen!

Seine Thätigkeit im Feldzuge gegen die Türken 1788 war bekanntlich der Grund seines Todes. Immer zeigte er sich im Lager als Regent und General zugleich. Am Tage war er Soldat, des Nachts sein eigener Minister. Den größten Theil der Nacht, nach ausgestandener Hitze des Tages, und allen

militärischen Fatiken, auch öfters Gefechten, widmete er den Regierungsgeschäften. Er schonte sich bei keiner Art von Gefahr. In Semlin war seine Wohnung eine Hütte, im Lager ein gewöhnliches Zelt. Er unterschrieb und expedirte sehr oft zu Pferde. Oft schlief er auf der blossen Erde, seinen Kriegern ein Beispiel zu geben. Seine gewöhnliche Speise war Rindfleisch und grünes Zugemüse, sein Trank Quellwasser aus Wien. Gegen die Soldaten war er so herablassend, daß keiner, wenn er umherging, seine Beschäftigung, welche es auch war, unterbrechen durfte. Spät Abends las und expedirte er die aus Wien häufig angekommenen Depeschen, und brachte einen Theil der Nacht damit zu. Vier, höchstens fünf Stunden schlief er, und mit dem früheſten Morgen beschäftigte er sich schon wieder mit der Armee.

Sein letztes Jahr wurde zwar auf einer Seite durch die glücklichen Fortschritte seiner Feldherren im Türkenkriege erheitert; dagegen aber auf der andern durch seine äußerst schmerzhafte Krankheit verbittert. Die nächste Veranlassung dieser Krankheit liegt, wie schon bemerkt worden, in dem Feldzuge des Jahrs 1788. Er sah es, als eine der ersten Heldentugenden an, alle Mühseligkeiten und Ungemache als treuer Kriegsgefährte mit seinen

Soldaten zu theilen. Und dadurch litt sein Körper so, daß er gegen das Ende des Jahrs nach Wien zurückkehren, und seit dem Herbst 1789 äußere Hülfsmittel brauchen mußte, zuerst um seinen schwachen Körper überhaupt, und zuletzt auch noch, um sein sinkendes Haupt aufrecht zu erhalten. Die Brabanter Unruhen, und der Tod der Erzherzogin Elisabeth, beschleunigten die Stunde seines Todes, welche am 20. Februar 1790 erfolgte.

Ruhmvoll ist es, und allein eines edlen Denkmals werth, daß er starb, wie er lebte, mitten in seiner rastlosen ununterbrochenen Thätigkeit. Er ging beinahe bis ans Ende völlig angekleidet, erwartete den Tod, der ihm angekündigt ward, mit Standhaftigkeit, brachte alles in Ordnung, was noch von ihm abhing, und vollendete, unter der äußersten Schwachheit seines Körpers, mit gegenwärtigem Geist, noch in den letzten 14 Tagen seines Lebens, und bis auf den Tag vor seinem Tode, noch so viel, als er kaum in gesunden Tagen hätte vollenden können.

Joseph II. war von mittelmäßiger Leibesstatur: er mochte etwan 5 Fuß 5 Zoll haben. Sein Körper war sehr gut gebaut, mehr voll als mager. Seine Leibeskonstitution zeugte von jener Geistesblüthe, von jenem Feuer, das er aus Franzens und Theresiens Geblüt ererbt hatte. Er besaß eine schöne,

gewölbte Stirne, starke Augenbraunen, eine grosse, gebogene Adlernase, Augen von so schönem Blau, daß es in Oesterreich eine Zeitlang Mode war, Kleider von der Farbe seiner Augen zu tragen; und diese Farbe hieß buchstäblich, in allen Kaufmannsläden, Kaiseraugenblau. Seine Haare waren lichtbraun. Er trug sie in einen Zopf gebunden, nach Art der Offiziere, mit zwey ganz ungekünstelten Seitenlocken, und einem kurz abgeschnittenen Toupet. — Seine Gesichtsmiene war in jüngern Jahren unbeschreiblich angenehm, und zugleich majestätisch. Er sprach meistens hastig und ernsthaft, besaß ein sehr glückliches Gedächtniß, einen schnell durchdringenden Verstand, eine äußerst lebhafte Phantasie, und eine reichhaltige Ader von Witz. In Arbeiten hatte er eine Fertigkeit erlangt, daß es ihm an Schnelligkeit, Vielfältigkeit und ausdauernder Anstrengung keiner seiner Beamten gleich that.

Der Hauptzug in Josephs Charakter war eine rastlose Thätigkeit als Regent, die unstreitig seit Jahrhunderten kein deutscher Kaiser in diesem Grade gehabt hat. Er arbeitete in seiner Kabinets-Kanzley wie einer seiner geringsten Schreiber, hatte darin seinen eigenen Schreibtisch, und erschien daselbst meistens in festgesetzten Stunden. Auch seine Reisen sind Beweise seiner Thätigkeit; denn

ohne die zu rechnen, welche er öfters durch Böhmen, Ungarn und seine Erbländer, und in den beiden Kriegen that, unternahm er fünf grosse Reisen; 1769 und 1783 nach Italien; 1777 nach Frankreich; 1780 nach Rußland; 1787 nach Cherson. Dabei ließ er sich, so wenig als bei seinen übrigen Unternehmungen, durch keine Gefahr aufhalten, sondern strebte bis an sein Ende den mannigfaltigsten Hindernissen entgegen.

Diese rastlose Thätigkeit beschleunigte auch seinen Tod. Als ihm die Aerzte in seiner letzten Krankeit sagten, er müßte sich aller anstrengenden Arbeit eine Zeitlang entschlagen, wenn er ganz genesen wollte, so antwortete er: „Ich habe mir die Arbeit schon so sehr zur unüberwindlichen Gewohnheit gemacht, daß es mir zu traurig und schmerzhaft seyn würde, unthätig zu seyn, und zumal zu einer Zeit, in welcher das allgemeine Wohl alle meine Anstrengung nöthig hat.“ So beschloß Joseph sein unglückliches Regentenleben, im 49sten Jahre seines Alters. Sein entseelter Leichnam ward mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten am 23. Februar 1790 in der kaiserlichen Gruft in der Kapuzinerkirche beigesetzt.

Gustav III.

Dieser schwedische Monarch, unser Zeitgenosse, war ein grosser Mann! Schade, daß er so früh, so schrecklich endete! Seine ganze zwanzigjährige Regierung war ein Gewebe der gefährlichsten Krisen, der unerwartetesten Revoluzionen, der seltsamsten Wechselfälle des Schicksals, dessen Veränderlichkeit nicht leicht ein Mensch auf dem Throne häufiger erfuhr, noch muthiger zu tragen, oder geschickter zu seinem Vortheil zu kehren wußte. Er hat das Mitleid von ganz Europa auf sich gezogen, da ihn ein unglücklicher Tod, in der besten Kraft des Alters von der Laufbahn des Helden hinwegriß. Diese einzelnen, flüchtig hingeworfenen Züge seines Charakters und seines Lebens, sollen weiter nichts seyn, als ein Denkmal, auf dem noch frischen Grabhügel des Helden errichtet.

König Gustav III., war zu Stockholm 1746 den 13. Januar des alten Styls, und

den 24. des neuen, gebohren. Sein Vater war König Adolph Friedrich, und seine Mutter Louisa Ulrika, gebohrne königliche Prinzessin von Preußen. Die Bildung seiner ersten Jahre übernahm die Gräfin Strömfeld, und als er diese im fünften Jahre durch den Tod verlohr, so kam an ihre Stelle der würdige und aufgeklärte Graf Tessin, und dann der Reichsrath Scheffer, von dem man eine merkwürdige Sammlung von Briefen hat, die er mit Gustaven in dessen 13. und 14ten Jahr wechselte. In seinem 20ten Jahre, den 4. November 1766, vermählte sich der Prinz mit Sophia Magdalena, Prinzessin von Dänemark, und machte 1768 eine Reise durch Schweden, um sein künftiges Volk und dessen Bedürfnisse, Klagen und Wünsche kennen zu lernen. Im Jahre 1770 verließ er das Vaterland, und am 4. Februar 1771 traf er in Paris ein. Aber kaum wenige Wochen war er von Stockholm abgereiset, als sein Vater am 12. Februar 1771 plötzlich starb. Sogleich versammelte sich der Reichsrath, und noch in derselben Nacht ward Gustav in seiner Abwesenheit zum König ausgerufen, und ihm gehuldigt. Er kam am 30. Mai 1771 in Stockholm an, und wurde mit dem allgemeinen Freudengeschrei des Volkes empfangen.

Den Anfang seiner Regierung bezeichnete dieser höchst ruhmwürdige König durch ver-

schiedene Einschränkungen an seinem Hofe, und durch andere weise Anstalten. Inzwischen verzögerten die Mißhelligkeiten der Parteien auf dem bald hernach ausgeschriebenen Reichstage, besonders über die vom Könige zu unterschreibende Versicherungsakte, die Krönung bis in das folgende Jahr. Bald darauf stiftete Gustav den Wasaorden. In den Provinzen äußerten sich nach und nach über die Vorfälle auf dem Reichstage, und über andere Staatsgebrechen allerhand Bewegungen, die von Tag zu Tag gefährlicher wurden. Plötzlich wagte es der Kapitain Hellichius sich mit der Besatzung zu Christianstadt öffentlich gegen die Reichsversammlung zu erklären. Der König selbst entschloß sich endlich, so vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, und führte dieß grosse Unternehmen glücklich und ohne Blutvergiessen aus. Die neue Regierungsform, vermöge welcher zwar Gustav der Souverainität entsagte, aber sich dafür aller königlichen Gerechtsame, nach dem Inhalte der Schwedischen Gesetze, versicherte, wurde von den Ständen angenommen, der Rottengeist schwieg, und Zufriedenheit herrschte überall. Und so endigte der König, nach einigen andern gefaßten Schlüssen, diesen Reichstag im September 1772.

Von den ältesten Zeiten an hatten die Schwedischen Könige nach ihrer Krönung je-

desmal eine Reise in die Provinzen gethan, um sich darin die Huldigung selbst leisten zu lassen. Auf dieser Königsreise that Gustav viel Gutes, und ließ sich noch mehr nach seiner Rückkunft die Beglückung der Unterthanen auf das eifrigste angelegen seyn. Er sorgte für die Kriegsverfassung, und für die Bedürfnisse der Unterthanen mit weiser Wachsamkeit; schränkte das Branntweinbrennen ein; schaffte die Tortur bei Kriminalprozessen ab; verminderte die überflüßigen Festtage; sorgte für stärkere Bevölkerung des Reichs; beförderte den Ackerbau, die Künste und Wissenschaften; und führte 1778 eine Nationaltracht ein. Vom 7. Junius bis zum 29. Julius 1777 reisete Gustav nach St. Petersburg, um bei einem freundschaftlichen Besuche das gute Vernehmen mit Katharina zu befestigen, und ein 13jähriger Friede war die Folge dieser Zusammenkunft. Immer geneigt, jede Freude mit seinen Unterthanen zu theilen, berief der König, als ihm am 1. November 1778 der Kronprinz Gustav Adolph gebohren wurde, die gesammten Stände des Reichs, und dieser erste Reichstag nach der Revolution lief ruhig und zur Zufriedenheit des Königs und der Stände ab. Im Julius 1780 trat Gustav der bewaffneten Neutralität bei, zum Vortheil der Handlung seiner Unterthanen bei dem Brittisch-Amerikanischen Kriege.

So wie Joseph II. stattete auch Gustav III. im Jahr 1780 einen Besuch bei Katharina ab, welche dem Schwedischen Monarchen bis an die Grenze ihres Reichs entgegen kam. Während dieser Reise hielt sich der König im Lager der Finnischen Armee auf, wo er bei einem Falle vom Pferde den linken Arm zerbrach. Der Bruch ward ungewöhnlich schnell geheilt, allein die Folgen davon wurden, in Verbindung mit andern kränklichen Zufällen, gefährlich. Die Aerzte konnten keine sicherere Hülfe als den Gebrauch der Bäder bei Pisa vorschlagen, und der König wurde überredet, solche zu besuchen. Er ward wieder hergestellt, hielt sich eine geraume Zeit in Rom auf, und besuchte auch andere Länder Italiens, um überall die heftigsten Veränderungen der Natur und der Staaten, die Denkmäler des Alterthums, die glücklichen Folgen eines ausgebreiteten Handels, und die ungleiche Beschaffenheit der Wirkung der Regierungsarten kennen zu lernen. Auf der Rückreise besuchte der König den Hof zu Versailles, und begab sich, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, nach Schweden zurück. Diese Reise dauerte vom September 1783 bis zum August 1784, und eine Frucht derselben war der mit Frankreich geschlossene Handlungs- und Schiffahrts-Vertrag, vermöge dessen Schweden an Frankreich den völligen Gebrauch des Hafens zu

Gothenburg überließ, und Frankreich dagegen an Schweden die kleine westindische Insel St. Barthelemy bei St. Christoph abtrat. Beide Kronen bewilligten zugleich einander wechselseitig verschiedene Handlungsfreiheiten.

Vom 1. Mai bis zum 23. Junius 1786 wurde ein zweiter Reichstag gehalten, über dessen Gang der König aber höchst mißvergnügt war. Friedrichs II. Tod am 17. August 1786 öffnete bald darauf eine freie Bahn zur Ausführung verschiedener Plane. Im Jahre 1787 nahm Katharina II. unter der Bedeckung von 40,000 Mann, fast unter den Augen des Großsultans, Besitz von der Krimm; Josephs Heere fielen den Türkischen Kaiser von einer andern Seite an, und der Türkenkrieg begann. Europens Gleichgewicht, Nordens Sicherheit, Schwedens Ehre und dessen alte Bündnisse erlaubten dem König nicht, dem Ausgange so vieler drohenden Begebenheiten länger ruhig zuzusehen. Gustav führte das Schwedische Heer nach Finnland über. Der Sieg bei Hogland, und des Königs Marsch über die Grenze, versprachen eine geschwinde Wirkung, als er plötzlich, durch Treulosigkeit einiger Befehlshaber auf das unwürdigste gehemmt würde, am 1. September 1788 aus Finnland nach Stockholm zurück kam, und nun gegen einen neuen Feind — gegen Dännemark zu Felde ziehen mußte, nachdem er in Finnland

seinem Bruder, dem Herzoge von Südermannland, den Oberbefehl übertragen hatte. Durch Englands und Preußens Vermittlung wurde das Einverständniß mit Dännemark wieder hergestellt, aber es blieben dem König demungeachtet noch zwei fürchterliche Feinde: die Russen und die aristokratische Partei in Schweden selbst. Von Gothenburg aus berief der König auf den 2. Februar 1789 einen Reichstag nach Stockholm, der sich besonders dadurch auszeichnete, daß die untern Stände nicht nur die Rechte des Königs gegen den Adel schützten, sondern seine Macht noch erweiterten. Nach geschlossenem Reichstage begab sich der König wieder zur Armee.

Der Krieg ward dieß und das folgende Jahr hindurch fortgesetzt, überall trotzte Gustav den Beschwerlichkeiten desselben, und gab durch seinen Muth andern ein Muster. Endlich kam am 14. August 1790 auf dem Felde zu Werelä der förmliche Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden zu Stande, und der König kam gekrönt mit der Ehre eines glücklichen Friedens, in seine Hauptstadt zurück. Da er von jeher mit dem Hofe zu Versailles in enger Verbindung gestanden hatte, so glaubte er es Ludwig XVI. schuldig zu seyn, ihn aus der Gefangenschaft, worinn er in Paris gehalten wurde, zu befreien. Er reiste daher zu Ende des Mai 1791 in das

Bad nach Aachen, nutzte aber zu gleicher Zeit jede Gelegenheit, die sich ihm dabei zur Erreichung seiner Absichten darbot. Nach einer kurzen Abwesenheit kehrte er in das Vaterland zurück, unterzeichnete ein Freundschaftsbündniß mit Rußland, und wandte nun alle seine Sorgfalt und Mühe auf die innere Oekonomie und die Finanzen des Reichs. Ueber so wichtige Gegenstände wollte er sich auf das neue mit seinen getreuen Unterthanen berathschlagen.

Er eröffnete in dieser Absicht den 23. Januar 1792 einen allgemeinen Reichstag zu Gefle, wo das Vertrauen und die Einigkeit der Stände seine Mühe zu erleichtern, wo ihr Gehorsam, ihre Liebe, sein Vertrauen zu stärken, und wo an Schwedens Horizont die Morgenröthe eines hellern Tages aufzugehen schien. Aber vergebliche Hoffnung! Ein gewisser Ankerström — lange schon über den Umsturz der alten Verfassung Schwedens insgeheim zürnend — beschloß den Tod des Königs, und versetzte demselben wirklich auf einem Maskenballe zu Stockholm, in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792, einen tödtlichen Schuß. Der König fühlte, daß die Wunde tödtlich sey, verlohr aber die Besonnenheit nicht, sondern gab auf der Stelle den Befehl, daß die Thore von Stockholm geschlossen würden, indeß alles im Opernsaale

sich entlarven, und seinen Namen aufschreiben mußte. Sogleich des folgenden Tages ordnete er eine Regierung während seiner Krankheit an, zu deren Oberhaupt sein Bruder, Herzog Karl von Südermannland, zu Mitgliedern die Grafen Wachtmeister und Oxenstirna, und die Generale von Taube und von Armfeld von ihm ernannt wurden. Fast 14 Tage brachte die Hauptstadt zwischen Furcht und Hoffnung, er aber mit immer gleicher Geduld zu, obgleich seine Schmerzen fürchterlich waren. Am 29. März 1792 unterschrieb er noch den Befehl wegen der Ausrufung seines Sohnes zum König; bald darauf fiel er in einen Schlummer, worinn er, nach 46 durchlebten Jahren, seinen Geist aushauchte.

Gustav war ein grosser Staatsmann, ein hinreissender Redner, ein Volksfreund, zu dem jeder, auch der Unterste, freien Zutritt fand, ein Mann voll Kenntniß und Geschmack, der sich in den meisten lebenden Sprachen mit der gefälligsten Leichtigkeit ausdrückte, und dabei war er als Held unerschrocken, und trotzte jeder Gefahr. Bei ihm war sogar seine Ruhe merkwürdig, die er den höhern und schönen Wissenschaften und Künsten widmete. Er übernahm im Namen seines Sohnes die Oberaufsicht über die Akademie zu Upsala, welche er zur Zeit seines Vaters in eigener Person geführt hatte. Er ermunterte

die hohen Schulen zu Lund und Abo, und die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, durch öftern Besuch, und durch viele Proben seiner Fürsorge. Die Wiedererneuerung der Akademie der schönen Wissenschaften war ein Ehrendenkmal, das er seiner Mutter stiftete. Er selbst errichtete die Schwedische Akademie zur Ausbildung einer Sprache, der er durch seine Beredsamkeit vom Thron Gesetze gegeben hatte. Er ließ die Bibel in die Schwedische Sprache neu übersetzen, führte eine vernünftige Toleranz ein, und ermunterte durch Belohnungen die Industrie. Gustav III. hat, sich, indem er die Geschichte seiner Zeit schrieb, seinen Richterstuhl gewählt — die Nachwelt!

Katharina II.

Katharina II. Alexiewna, vorhin Sophia Augusta Friederika, wurde am 2. Mai 1729 gebohren. Ihr Vater war Christian August Fürst von Anhalt-Zerbst, königl. Preußischer General-Feldmarschall, und Gouverneur zu Stettin; ihre Mutter Johanna Elisabetha, Herzogs Christian August von Schleßwig-Gottorp, und Bischofs zu Lübeck Tochter.

Die Rußische Kaiserin Elisabeth, nachdem sie sich am 6. Dezember 1741 mit Vorbeigehung des jungen Kaisers Ivan des Thrones bemächtiget hatte, berief im folgenden Jahre, um die Thronfolge und ihre Regierung zu sichern, ihren Neffen, den Prinzen Peter Ulrich, Sohn des Herzogs von Hollstein-Gottorp, und ihrer ältern Schwester Anna zu sich nach Petersburg, wo er am 8.

Februar 1742 im 14. Jahre seines Alters anlangte. In der protestantischen Religion noch nicht confirmirt, trat er darauf zur Rußisch-Griechischen Kirche, und wurde am 18. November 1742 zum Großfürsten von Rußland erklärt.

Der Großfürst Peter hatte noch keine vollkommene Ausbildung erlangt, und erhielt sie zu Petersburg noch weniger. Er reisete mit seiner Tante überall herum, nahm aber wenigen Antheil an den Regierungs- und Staatsangelegenheiten. Seine Hauptbeschäftigung blieb das Militär. — Unterdessen war Elisabeth früh darauf bedacht, ihren Neffen zu vermählen. Die Wahl fiel auf unsere Sophia Augusta Friederika, eine Prinzessin von auffallender Schönheit, dem gefühlvollsten Herzen und den ausgezeichnetesten Talenten. Sie kam mit ihrer Mutter, die eine Anverwandte des Prinzen Peter Ulrich war, am 19. Februar 1744 zu Moskau an, wo sich damals Elisabeth aufhielt, nahm die Griechische Religion und den Namen Katharina Alexiewna an, und wurde am 1. September 1745 in einem Alter von 16 Jahren mit dem Großfürsten vermählt, der damals 17 Jahre alt war.

Gegenseitige Liebe machte diese Ehe anfangs vergnügt und glücklich. Allein die Grundlagen der Charaktere, und die gegen-

seitigen Neigungen waren zu verschieden, als daß die Eintracht und Zärtlichkeit ungestört bleiben konnten. Peter hatte sein militärisches Spielwerk in einem Alter angefangen, wo die Eindrücke leicht und bleibend sind. Die rauhe Disziplin und die strengen Grundsätze, die er bei seinen Truppen einführte, verfeinerten seine Lebens- und Denkungsart nicht. In dem Umgange mit seinen Offizieren wollte er ganz ihr Bruder seyn. Die Gesellschaften mit ihnen waren oft rauschend; man spielte, schmausete, und trank bis in die Nacht. Eine solche kriegerische Lebensart paßte nicht zu dem Umgange einer gefühlvollen, gebildeten Prinzessin, wie Katharina Alexiewna war. Ihre sanften Reitze konnten die Heftigkeit des Gemahls nicht besiegen; es folgte Mißvergnügen und Abneigung. Der Prinz Paul Petrowitsch, den sie am 1. Oktober 1754 gebahr, war die Frucht ihrer ersten Zärtlichkeiten und ihrer Ehe.

Peter war im November 1749 in den Staatsrath aufgenommen worden. Sein Einfluß in die Regierung wurde möglichst beschränkt. Indeß konnte es nicht fehlen, daß ein Prinz, der eine nahe Aussicht zum Throne hatte, manche Anhänger besaß. So zeigte es sich auch während des siebenjährigen Krieges, der zwischen Oesterreich und Preußen geführt wur-

de. Die Kaiserin Elisabeth war kränklich. Man kannte die eifrige Freundschaft des Großfürsten Peter gegen Friedrich den Grossen; er mißbilligte den Krieg, in den sich Elisabeth, als Bundsgenossin von Maria Theresia eingelassen hatte, und wohnte nie dem Staatsrathe bei, wenn über die Angelegenheiten und Operationen des Krieges berathschlagt wurde.

Nach einer längeren Kränklichkeit starb endlich Elisabeth an einem Blutsturze den 5. Jäner 1761. Peter III. bestieg nun den Thron gleichsam mit der Freude eines Menschen, der aus der Gefangenschaft auf einmal zum völligen Genusse der Freiheit gelangt. — Alles bekam nun eine ganz andere Gestalt. Mit Elisabeth hörte ihr ganzes Regierungssystem, und gleich nachher der Krieg mit Preußen auf. Peter fing aber auch alsbald an, mancherlei wichtige Veränderungen in seinem Reiche vorzunehmen. Die Verwaltungen der bischöflichen und Klostergüter übergab er lauter Kriegsbefehlshabern, unter der Aufsicht eines Oekonomiekollegiums; in dem Kriegswesen traf er verschiedene neue Einrichtungen; dem Adel ertheilte er beträchtliche Freiheiten, und machte neue Verfügungen zum Vortheil des Rußischen Handels. — Allein so löblich, so ausgezeichnet und ruhmwürdig viele seiner neuen Einrichtungen waren, so schienen doch manche nicht den Um-

ständen anpassend, zum Theil nicht ausführbar, und gaben seinen Feinden Anlaß zum Tadel, und den Grossen seines Reichs zum Mißvergnügen, und zu heimlichen Gährungen.

Peter war in der Protestantischen Religion erzogen, und hatte die Griechische angenommen. Er fing an die Heiligenbilder und andere eingeführte Gewohnheiten aus den Kirchen zu verbannen; der Erzbischof von Nowogrod widersetzte sich seinen Neuerungen. Peter nahm ihm seine Würde; allein die Unzufriedenheit des Volks wurde so laut, daß er sich genöthiget sah, den Prälaten nach acht Tagen wieder einzusetzen; durch dieses Unternehmen machte er sich die Popen und Archimandriten zu unversöhnlichen Feinden. Ein gleiches Mißvergnügen, wie bei den Geistlichen, entstand und herrschte bei den Truppen, besonders bei dem Militär in Petersburg. Er berief seinen Oheim, den Prinzen Georg Ludwig, der sich als Generallieutenant in Preussischen Diensten befand, nach Petersburg, und ernannte ihn zum Generalissimus, und Obersten der Garde zu Pferd mit einem Gehalt von 48,000 Rubeln; dieß empörte den Stolz der Russen, und aller Truppen, die ohnedieß mißmuthig waren über die Mißhandlungen, welche sie von den Hollsteinischen Offizieren erdulden mußten, die ihnen nach er=

haltener Preussischen Montirung, auch das Preussische Exerzizium beibringen mußten.

Die Abneigung Peters gegen seine Gemahlin Katharina, und die mißvergnügte Trennung, die zwischen ihnen herrschte, war indessen immer grösser geworden. Peter hatte seine Liebe auf die junge Gräfin Elisabeth von Woronzow, eine Nichte seines Großkanzlers gewandt und veranlaßte seine Gemahlin, dieser seiner Geliebten selbst den Katharinenorden zu überreichen. — Katharina, die die Gänge ihres Gemahls mit Aufmerksamkeit bespähen ließ, machte unterdessen eine Verbindung mit ihren Anhängern gegen ihn, die einen ungehinderten Fortgang hatte. Eine eifrige Beförderin derselben war besonders die Schwester der Elisabeth von Woronzow, die Fürstin Daschkow, die sich nachmals als eines der ersten weiblichen Genies in den Wissenschaften gezeigt hat. Bei ihr wurden die geheimen Zusammenkünfte der hohen Verbundenen gehalten. Dieß waren besonders die drei Brüder, Grafen von Orlow, der Graf Panin, Obersthofmeister des Großfürsten, der Generallieutenant des Simonowschen Garderegiments Watkowskoi, der Fürst Wolkonsky, und der Graf Rasoumouwsky, Hettmann der Ukrainischen Kosaken.

Peter, der schon Bagage und alles zu seiner Reise nach Pommern hatte in Stand

setzen lassen, und am 15. Julius 1762 abreisen wollte, erhielt von diesen drohenden Projekten Nachricht, und eine Liste, in der die Namen der wider ihn Verbundenen angegeben waren. Ohne zu stutzen, und aufmerksam zu werden, versetzte er: „Wie! immer das alte Märchen! da habt ihr eure Schrift wieder, und belästiget mich nicht weiter mit dem alten Geschwätze.“ —

Endlich kam der Tag des Schreckens, den Peter nicht träumte. Dieß war der 9. Julius. Die Verbundenen schlossen aus mehreren Umständen, daß sie eilen, oder alles verlohren geben mußten. Der Lieutenant Passik, bei der Preobrazenskischen Garde, war auf Ordre des Prinzen Georg von Hollstein arretirt worden; dieß erfuhren die Verbundenen. Die Kaiserin befand sich zu Petershof. Am 8. Julius des Abends schickte die Fürstin Daschkow eine leere Kutsche, als das bestimmte Zeichen der Revoluzion, dahin; Katharina schauderte, wankte. Allein die Wahl von Glück — oder unübersehbarem Unglück, das Wohl des Reichs, und das dringende Zureden ihrer Anhänger, versetzte sie in eine heldenmüthige Entschlossenheit.

Um 3 Uhr Morgens fuhr sie, von dem Grafen Grigorei Grigorjewitsch Orlow begleitet nach Petersburg: hier waren die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Das Ismailowsche

Garderegiment, welches Orlow als Major kommandirte, und das sich bereits versammelt hatte, war das erste, das ihr huldigte, und sie als Rußische Kaiserin ausrief. — Sie fuhr zu den Quartieren der andern Garderegimenter: einige derselben waren betroffen. Mit der seltensten Geistesgegenwart hielt Katharina sogleich eine Anrede an sie, stellte ihnen das üble Betragen ihres Gemahls, seine offenbare Verachtung der Russen, seinen Abscheu vor ihren Einrichtungen und Gebräuchen vor; schilderte ihnen die Gefahren, die ihr, ihrem Sohn, der Konstituzion, und der Religion des Reichs droheten. — Diese kurze Anrede, die durch Seufzer und Thränen unterbrochen wurde, die der Vortrag, der Reitz, und die Majestät ihrer Person rührend machte, that augenblickliche Wirkung. Die Garden und der größte Theil des Adels fielen ihr bei. Schon hatten sich viele Regimenter für sie erklärt, als man in mehreren Quartieren von Petersburg noch nicht wußte, was vorging; aber bald wurde der Auflauf allgemein. Der Prinz Georg Ludwig von Hollstein, der gerade in Petersburg war, wollte die Anführer gefangen nehmen lassen, wurde aber bald selbst mit allen Personen von seinem Gefolge arretirt. Man drang in seinen Pallast, raubte, und mißhandelte mit unversöhnlicher Rachsucht.

Aller Widerstand war nun besiegt. Das Volk strömte in Menge herbei, und folgte der Stimme der Mehrheit. Um sich der öffentlichen Ergebenheit desto besser zu versichern, begab sich Katharina gegen 10 Uhr des Morgens in die Hauptkirche, legte ihren neuen Eid als Regentin ab, durch den sie die Freiheit und Religion der Russen unverbrüchlich zu erhalten beschwor — und das Volk, der Adel, und das Militär leisteten ihr darauf in zahlreicher Menge den Eid der Treue. Man fertigte zugleich Befehle zum schleunigen Rückmarsch an drei Regimenter ab, die auf dem Wege nach Narva waren. Gegen Mittag wurde darauf das Thronbesteigungs-Manifest der neuen Monarchin öffentlich angeschlagen und bekannt gemacht, das schon vorher gedruckt war.

Die Revoluzion in Petersburg wurde vollendet, ehe der unglückliche Souverain, den sie betraf, etwas gewisses davon erfuhr, oder erfahren wollte. Er war in den Stunden, die den Verlust seiner Krone und sein ganzes Schicksal entschieden, ruhig und heiter, kleidete sich, wie gewöhnlich, in preussische Uniform, und fuhr gegen 11 Uhr nach Petershof ab. Allein, ehe Peter noch nach dem Wohnsitz seiner Gemahlin gelangte, erhielt er gewisse Nachricht von dem Unternehmen, an dessen Möglichkeit er so wenig ge-

glaubt, daß er alles, was man ihm bisher beigebracht hatte, als einen erdichteten Einfall verwarf. — Der Hofmarschall Ismailow kam ihm unterwegs entgegen, eilte auf seinen Wagen zu, und drang darauf, den Kaiser selbst zu sprechen; allein Peter befahl weiter zu fahren. Ismailow bestand auf seinem Antrag. — „Nun! was thut ihr denn so dringend?" sagte Peter, wie er ihn zu Gesichee bekam, „gehet mit mir nach Petershof, und erzählet da, was ihr mir zu sagen habt." — Allein Ismailow, der die Wichtigkeit des Augenblicks fühlte, zögerte nicht länger. Zitternd erzählte er, was in Petersburg vorging, und schon vorgegangen war. Nun erst erwachte Peter, staunte, wurde bestürzt, und betäubt. Er eilte nach Petershof, und fand seine Gemahlin nicht — eine Bestättigung des Schreckenereignisses! — und keiner daselbst konnte ihm sagen, wohin sie sich begeben hätte, so geheim war ihre Abfahrt gehalten. Die Angst, die Verwirrung zu Petershof war unbeschreiblich, jede Minute war kostbar. Man mußte Entschliessungen fassen, und wußte in der Bestürzung nicht, welche Maßregeln man zuerst ergreifen sollte.

Man hatte in Petersburg die Vorsicht gebraucht, einige Personen nach Kronstadt zu schicken, die die Besatzung in ihrer Ergebenheit bestärken, und die nöthigen Sicherheits-

anstalten treffen sollten, um Peters etwa zu unternehmende Flucht nach Hollstein zu verhindern. Der Admiral Jalicin ward am Morgen des 10. Julius eiligst dahin abgeschickt. Er hatte bei der Flotte und Garnison den entscheidendsten Ton und Einfluß. Peter, der dieß neue Unglück nicht ahndete, fuhr des Abends auf einer Galeere nach Kronstadt ab, sie näherte sich dem Hafen, die Schildwachen aber weigerten sich, sie einzulassen, unter dem Vorwande, es sey schon zu spät. Man unterrichtete sie darauf, daß der Kaiser selbst am Bord wäre; vergebens! Man drohte, die Galeere in Grund zu bohren, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernte. Der Kaiser mußte seinen gebietenden Unterthanen gehorchen: aber noch war nicht alle Aussicht zur Rettung verlohren, die ganze Ostsee stand ihm offen; er konnte nach Schweden, oder nach Preussen segeln. Man gab ihm selbst den Rath, nach Reval zu fahren, und sich der dasigen Flotte zu versichern. Allein auch dieser vortheilhafte Entwurf wurde — in dem Drang der Umstände — von den Revoluzionsfreunden hintertrieben, die Peter als Freunde begleiteten. Der unglückliche Prinz kam am folgenden Morgen mit seiner Galeere nach Oranienbaum wieder zurück.

Um eben diese Zeit begab sich Katharina an der Spitze der Garden, etwa 10,000

Mann stark, mit einem verhältnißmäßigen Geschütz auf den Marsch gegen Petershof. Sie trug die Garde-Uniform, hatte den Andreasorden angelegt, und ritt mit gezogenem Säbel und einem Eichenzweige an dem Hut; die Fürstin Daschkow war ihre nächste Begleiterin; die Grafen Orlow, und alle ihre ersten Anhänger folgten dem Zuge. Peter erfuhr denselben. Seine hollsteinischen Truppen, die ihn mit Freude und Thränen erst eben wieder in ihrer Mitte empfangen hatten, fielen ihm zu Füssen, baten und fleheten ihn, sie gegen die Kaiserin zu führen. — Dieser kühne, herzliche Eifer seiner treuen Hollsteiner machte endlich Petern entschlossen; er rief: „Zum Gewehr!" Allein, dieß war nur die Entschlossenheit eines Augenblicks. — Die Thränen der Weiber, die Vorstellungen seiner Freunde, und seine eigenen zaghaften Gesinnungen verdrängten bald den Gedanken von einer Widersetzung. Er beschloß, da ihm Gegenwehre fruchtlos schien, sich den Disposizionen seiner Gemahlin zu unterwerfen.

Peter begab sich auf Katharinens Antrag nach Petershof, ohne sie zu sehen. Der Oberst-hofmeister seines Sohns, der Graf von Panin, empfing seinen Degen, und hielt als Bevollmächtigter mit ihm die geheime Zusammenkunft. Die besondern Merkwürdigkeiten dieser kurzen entscheidenden Staats-Unterredung

werden wohl auf immer ein Geheimniß bleiben. Allein das Resultat derselben war eine Akte, wodurch Peter mit einem feierlichen Eide der Regierung entsagte, und sich derselben unwürdig erklärte.

Indeß hielt Katharina am selbigen Abend den 10. Julius ihren feierlichen Einzug in Petersburg. Sie ritt, wie am Tag vorher, an der Spitze ihrer Garden. Das Volk empfing sie mit Jubel, und ihr leutseliges, herablassendes Benehmen fesselte die Zuneigung desselben. Sie erlaubte, ihre Hände zu küssen, die sie im Vorbeireiten ausstreckte. Am Eingange des Kaiserlichen Pallastes hatte sich die hohe Geistlichkeit versammelt. Die Kaiserin ritt durch ihre Reihen, und gab den Vornehmsten derselben einen Kuß auf die Backen, indeß diese ihre Hand küßten; — eine besondere und hohe Ehrenbezeugung in Rußland!

Peter starb plötzlich zu Ropscha, acht Stunden von Petershof, wohin er in Verwahrung gebracht worden war, am siebenten Tag seiner Gefangenschaft, den 17. Julius im 33sten Jahre seines Lebens. Gleich am Tage darauf wurde ein Manifest erlassen, worin als die Ursache seines schleunigen Todes eine Hämorrhoidalkolik angeführt ward. Sein Leichnam wurde zwei Tage darauf, von allen Kaiserlichen Insignien entblößt, in Hollsteinischer

Uniform in dem Kloster des Alexander Newsky bei Petersburg beigesetzt.

Milde und Gnade bezeichneten darauf die ersten Schritte der neuen Regierung. Die Revoluzion hatte kein Blut gekostet, und machte auch weiter keine Unglückliche. Katharina war menschenfreundlicher, als Elisabeth. Sie verzieh allen, die sich bei der Revoluzion als ihre Gegner bezeigt hatten, ließ die wieder in Freiheit, deren Arretirung die Umstände nothwendig gemacht hatten, und begnadigte selbst mehrere mit Wohlthaten. — Und so war diese grosse Begebenheit, die zu weiten und bedenklichen Auftritten hätte Anlaß geben können, glücklich vollendet. Katharina wurde nun unter dem Namen der II. als Kaiserin und Beherrscherin Rußlands an eben dem 17. Julius 1762 nochmals öffentlich ausgerufen, und ihre Krönung erfolgte den 3. Oktober des nämlichen Jahres mit aller in diesem Reiche gewöhnlichen Pracht in Moskau.

Sie beförderte gleich anfänglich den Frieden in Deutschland, und vermied den Krieg, welchen ihr Gemahl wegen alter Streitigkeiten seines Hauses über Hollstein und Schleswig mit Dännemark hatte führen wollen. Vielmehr endigte sie dieselben nach einiger Zeit auf immer durch den Vergleich, in welchem ihr Sohn der Großfürst Paul Petro=

witsch 1773 sein Herzogthum Hollstein = Gottorp gegen die beiden Grafschaften Aldenburg und Delmenhorst an Dännemark abtrat.

So war es auch in den ersten Jahren der Regierung Katharinens, im Jahr 1764, daß sie dem Grafen Stanislaus August von Poniatowsky durch Unterstützung ihrer Kriegsvölker dazu behülflich war, den Pohlnischen Thron zu besteigen. Als sie aber bald darauf die bisher sehr gedrückten Protestanten und Griechischen Religionsverwandten in Pohlen nachdrücklich schützte; auch an der Verfassung dieses Reichs noch andern Antheil nahm, verbanden sich viele Grosse desselben mit den Waffen in der Hand gegen die Absichten der Kaiserin, und ihres eigenen Königs selbst. Sie brachten sogar den Türkischen Hof dahin, Rußland 1768 den Krieg anzukündigen; allein die Russischen Feldherren, der Fürst Gallizin, und vornämlich der Graf Romanzow, denen die Unterbefehlshaber Weismann und Bauer, gebohrne Deutsche, mit besonderer Geschicklichkeit beistanden, führten diesen Krieg mit ausnehmendem Glücke; und auch zur See waren die Türken immer unglücklich.

Zwar schien der Friede, welchen Katharina mit den Türken schloß, mehr ihrer Mäßigung, als so grosser erfochtenen Vortheile würdig zu seyn; und die Russen erlangten durch denselben weiter nichts als die längst gewünschte freie

Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, und zur Versicherung derselben zwei Seestädte in der Krimm. Aber eben der feste Fuß, welchen sie in dieser Halbinsel erhielten, erleichterte ihnen nach 9 Jahren 1783 die völlige Besitznehmung derselben.

Auf einer andern Seite erweiterte Katharina ihr Reich noch vor dem Frieden, durch welchen sie den Türkischen Krieg endigte, ebenfalls in Gegenden, die sonst zu demselben gehört hatten. Die Pohlnischen Unruhen, welche ihr gedachten Krieg zuzogen, beschäftigten ihre Kriegsvölker mehrere Jahre nacheinander. Nachdem sie dieselben gedämpft hatte, beschloß sie, sowohl zur Schadloshaltung für die dabei aufgewandten Köſten, als wegen der in einer Dedukzion angegebenen alten Rechte Rußlands an den Landesbezirk längs der Dwina, der Druß, und dem Dnieper, denselben mit ihrem Gebiethe zu vereinigen. Dieses geschah im Jahre 1772 nicht allein mit leichter Mühe, und es wurden daraus die beiden Statthalterschaften Pleskow und Mohilow gebildet; sondern sie traf auch gemeinschaftlich mit den beiden übrigen mächtigen Nachbarn von Pohlen, Maria Theresia, Königin von Ungarn, und Friedrich II., König von Preussen, gewisse Einrichtungen für dieses Reich, welche den so gewöhnlichen inner-

lichen

lichen Zerrüttungen desselben künftig vorbeugen sollten.

Wenige Jahre darauf bediente sie sich einer anderen wichtigen Veranlassung wegen des Ansehens, welches sie sich in Europa erworben hatte, auf eine rühmliche Art. Sie trug nämlich durch ihre Vermittlung das meiste dazu bei, daß 1779 der Bayrische Erbfolgkrieg in Deutschland zwischen der Kaiserin, Maria Theresia, und Friedrich II., König von Preußen, sobald geendigt wurde. Selbst in dem Englisch-Amerikanischen Kriege gab sie durch die von ihr vorgeschlagene bewaffnete Neutralität, oder durch eine mit Kriegsschiffen solcher Fürsten, die in den gedachten Krieg nicht verwickelt waren, zu leistende Beschützung des Seehandels ein Beispiel, welches mehrere Fürsten nachahmten.

Während daß Katharina auf solche Weise immerfort an den wichtigsten ausländischen Angelegenheiten Theil nahm, vergaß sie nicht auf den innern Zustand ihres Reichs und ihrer Nation eine gleich grosse Sorgfalt zu wenden. Sie zog durch angebotene Gnadenbezeugungen und andere Vortheile eine Menge Fremde, besonders Deutsche, in ihre Länder, um viele wüste Plätze in denselben, vornämlich längs der Wolga, in der Statthalterschaft Astrahan zu bevölkern, und anzubauen;

wo auch wirklich neue Pflanzstädte von denselben angelegt wurden.

Eben so that sie dem Handel ihrer Unterthanen auf alle Weise Vorschub. Sie ertheilte dem Hafen von Archangel die nämlichen Vorrechte, welche bis dahin der Petersburger allein genoß; gab verschiedene Arten des innern und auswärtigen Handels allen ihren Unterthanen frei, und munterte die Untersuchung, den Anbau, und die Veredlung von manchen Rußischen Naturerzeugnissen auf; insonderheit ließ sie auf den Bau des Tabacks in der Ukraine Belohnungen setzen. Die Handlung der Russen mit ihren inländischen Waaren, besonders mit denen, die zum Schiffbaue nöthig sind, stieg in dem Englischen Kriege zu einer überaus einträglichen Höhe. Man sah auch unter dieser Regierung zuerst Rußische Kauffahrtheischiffe in Spanischen und Italienischen Seehäfen. — Die gelehrten Reisen, welche die Kaiserin durch einige Akademisten von Petersburg in die entlegensten Gegenden ihres Reichs anstellen ließ, dienten ebenfalls, durch die unzähligen schätzbaren Beobachtungen, welche von denselben angestellt, und bekannt gemacht wurden, dazu, Rußlands mannigfaltige Naturgaben richtiger einzusehen, und geschickter zu benützen.

Ueberhaupt nahm sich die Monarchin des öffentlichen Unterrichts, des Wachsthums der

Wissenschaften und der schönen Künste bei ihrer Nation mit allem Eifer an. Sie stiftete neue Erziehungsanstalten, und erweiterte die bereits vorhandenen; schickte auf ihre Kosten eine Anzahl junger Russen in fremde Länder, um sich gelehrte Kenntnisse zu sammeln; ließ treffliche Bücher aus andern Sprachen in die Rußische übersetzen, und von den herrlichsten Kunstwerken des Alterthums genaue Abdrücke verfertigen; errichtete eine besondere Akademie zur Verfeinerung der Rußischen Sprache, und ließ auch an der vorzüglich nothwendigen Verbesserung der Schulen in ihrem Reiche arbeiten. — In der Staatsverwaltung selbst wurden auch allerlei vortheilhafte Veränderungen getroffen. Aber der vornehmste Glanz ihrer Regierung zeigte sich in dem von ihr selbst entworfenen neuen Gebäude der Gesetzgebung. Der Abriß desselben wird ewig ein Denkmal ihrer Menschenkenntniß, Klugheit und Liebe zu den Unterthanen bleiben.

Weil Katharina voraus sah, daß die Ottomannische Pforte wegen Anwachs des Rußischen Reichs, und dessen sich immer mehr und mehr verbreitenden Handels durch andere Mächte in Eifersucht gesetzt, ihr bald den Krieg ankünden würde, obwohl bisher noch alles mit dichtem Schleier verhüllet war, so schloß sie mit Kaiser Joseph II. eine Offensiv-

und Defensiv-Allianz, wodurch beide Monarchen einander wechselweise beizustehen, und ihre Besitzungen gegen alle feindlichen Angriffe gemeinschaftlich zu vertheidigen sich verbanden.

Da in der Krimm die Rußische Seemacht immer ansehnlicher zu werden begann, und die Städte durch die Handlung lebhafter wurden, so beschloß Katharina eine Reise dahin vorzunehmen, um besonders auch die dort neu erbaute Stadt Cherson zu sehen, und ordnete, um die sämmtlichen Grenzen zu decken, fünf Lager an, in welchen bei 160,000 Mann zusammenrückten. Sie trat den 18. Jäner 1787 in Begleitung des kaiserlichen, französischen und englischen Ministers ihre Reise an, welche äußerst prächtig und kostspielig war. An Pferden allein wurden dazu gegen 41,000 Stücke gebraucht. Am 6. Mai kam sie zu Kaminiek an, wo sie den König von Pohlen Stanislaus August verabredetermassen antraf, und mit ihm mehrere freundschaftliche Unterredungen hielt.

Hierauf begab sie sich in die Gegend von Kaidak, wo sie Nachricht von der Ankunft Kaiser Josephs bekam. Von nun an war dieser beiden grossen Verbundenen Gesellschaft selten getrennt: sie reisten mitsammen, und kamen den 23. Mai in Cherson an. Hier trafen sie den k. k. Internuntius, und den Rußischkaiserlichen Gesandten aus Konstanti-

nopel an: es war ein ausserordentlicher Zusammenfluß von Menschen aller Nazionen. Katharina und Joseph besahen alles, was sehenswerth und merkwürdig war: sie wohnten allen Festins, die in Menge, und überaus prächtig gegeben wurden, bei. Den 28. Mai verliessen beide Cherson, und verfolgten ihren Weg durch die Krimm, wo sie zu Bavasarey, der Hauptstadt des Landes, einige Zeit verweilten. Hier ließ Katharina den Mufti und alle Grossen des Reichs zu sich laden, und war gegen jeden sehr herablassend und leutselig. Sie ging von da in Gesellschaft des Kaisers nach Theodosia, besah die Flotte von 15 Schiffen, und beurlaubte sich nach einem zwölftägigen Aufenthalt von ihrem grossen Gast. Dann reisete sie über Moskau nach Petersburg zurück, wo sie den 21. Julius 1787 nach einer mehr als sechsmonatlichen Abwesenheit wieder glücklich anlangte.

Indessen nahm die Fehde mit der Pforte in diesem Jahre 1787 ihren Anfang. Der Rußische Gesandte Bulgakow ward den 15. Juli 1787 in die Konferenz zum Reis-Effendi gerufen, wo man ihm sieben Punkte, und unter selben hauptsächlich die Zurückgabe der Krimm vorlegte, welche der Rußische Hof der Pforte binnen 35 oder 40 Tägen schlechterdings zugestehen sollte. Nach Verlauf die-

ser Frist ward Bulgakow zum zweitenmale vorgeladen, und von ihm verlangt, im Namen seiner Monarchen diese Punkte zu unterzeichnen. Auf seine Weigerung, dieses Begehren zu erfüllen, ward er ohne weiters in die sieben Thürme gefangen gesetzt, und zugleich die Kriegserklärung gegen Rußland allen Ministern fremder Mächte zugestellt.

Mehrere europäische Höfe waren bemühet, durch ihre Vermittlung die Ruhe zwischen beiden Mächten herzustellen. Vorzüglich verwendete sich dafür Joseph II., welcher vermög des mit Katharina geschlossenen, und der Pforte schon damals angezeigten Allianztraktats verbunden war, bei dem Ausbruch eines Krieges zwischen der Pforte und Rußland letzterem Reiche auf alle Art Hilfe zu leisten. Als aber die Türken die von Oesterreich geschehenen Vermittlungsvorschläge verwarfen, nahm Joseph an dem Kriege seiner Bundsgenoßin Katharina unmittelbar Theil; und so geschah auch von Seiten Oesterreichs am 9. Februar 1788 die Kriegserklärung gegen die Pforte. Zur nämlichen Zeit aber, als Katharinens Truppen gegen die Türken kämpften, mußte sie eiligst einen Theil derselben gegen Schweden senden, da Gustav III. Ihr als türkischer Bundsgenosse den Krieg erklärt hatte. Nach abwechselndem Glücke sowohl zu Wasser als zu Lande, wurde jedoch

zwischen diesen beiden Mächten der Friede zu Werelä 1790 den 14. August hergestellt, und alles blieb wie vorher.

Standhaftigkeit in Unterhandlungen, besonders in billigen Dingen, zeichnete sie, wie alle diejenigen aus, die ihre Stelle vertraten. Eben dieser männlichen Standhaftigkeit und der Oppositionspartei im brittischen Parlament, welche den Ministern mit den stärksten Beweisen und allem Nachdrucke zeigte, daß es ungerecht sey, wegen Erhaltung eines geträumten Gleichgewichtes von Europa mit einer Nazion Krieg anzufangen, mit welcher man bisher so vortheilhaften Handel getrieben hatte, war es zuzuschreiben, daß der Londner Hof gemäßigtere Vorschläge machte. Selbst der Berliner Hof sah es ein, daß Pitt zu rasch gegen Katharina vorgeschritten sey, und daß sich die englische Nazion sträuben würde, Rußland anzugreifen, weil durch diesen nicht gut kalkulirten Schritt die Nazion mehr zu verlieren, als zu gewinnen hoffen müßte.

Diese Negoziazionen wurden von beiden Seiten mit einer so friedlichen Wendung betrieben, daß man endlich der standhaften Katharina überließ, mit der Pforte nach ihrem eigenen Gutdünken Friede zu machen. Und so kamen im August 1791 zu Gallatz zwischen dem Großvezier und dem Fürsten

Potemkin die Friedenspräliminarien zu Stande, nach welchen die Türken an die Russen Oczakow und den dortigen Distrikt am Dniester abtreten, und ihnen die freie Schifffahrt auf dem Dniester bewilligen mußten. Oesterreich hatte schon früher den Frieden abgeschlossen.

Pohlen, das sich im März 1791 eine neue Konstituzion gegeben hatte, war ihr schon lange verdächtig, aber der Türkenkrieg hinderte sie, sich gegen selbes zu erklären; nun aber nach geschlossenem Frieden kündigte sie 1792 dieser Republik den Krieg an, und ungeachtet sich der Pohlnische General Koszinsko einige Zeit tapfer hielt, so unterlag er doch endlich dem sieggewohnten fürchterlichen Souwarow. Nunmehr kam die letzte und völlige Theilung Pohlens zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich zu Stande, und der letzte König Stanislaus legte am 25. November 1795 die Krone, die er vor 30 Jahren gerade an dem nämlichen Tage erhielt, feierlich ab.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, warum nicht auch Rußische Truppen im Kriege gegen die Franzosen auftraten; jedoch ließ Katharina denselben durch andere Wege die Mißbilligung ihrer gewaltsamen Maßregeln fühlen; und als die Unruhen in Pohlen ganz gedämpft waren, schloß sie mit England einen Traktat, und ließ mehrere Linienschiffe zu jenen der Britten stossen, um gegen die Fran=

zosen zu fechten. — Wider Vermuthen brach nun ein Krieg gegen die Persier aus; doch das Ende desselben erlebte diese grosse Frau nicht mehr; denn sie starb plötzlich am 17. November 1796 im 67. Jahre ihres Lebens.

Katharina war von mittelmäßiger Grösse; ihre Gestalt, die endlich stark zu werden anfing, zeigte den zarten Wuchs ihrer Jugend; und ihre grossen blauen Augen erhöhten ihre übrigen Reize. — Sie erschien bei öffentlichen Handlungen mit vielem Anstande und im Gefühl ihrer Würde; im Privatleben aber war sie die höflichste Frau des ganzen Hofes. — Ihr Geist war allumfassend; sie besaß eine außerordentliche Fülle von Wissenschaften und Kenntnissen; ihre Büchersammlung zeugte deutlich von ihrer Einsicht und ihrem Geschmacke; und sie selbst hatte sich als Schriftstellerin ruhmvoll ausgezeichnet. — Durch ihre weisen Gesetze, die Beförderung des Baues und der Verschönerung so vieler Städte und Dörfer, durch ihre thätige Beschützung der Gelehrten und Künstler, der Handlung, Fabriken und Manufakturen, und durch eine Reihe so vieler andern Thaten hat sie sich immerwährende Denkmale gestiftet, und nach Jahrhunderten noch wird ihr Name mit Bewunderung genannt werden.

Bonaparte.

Napoleone Bonaparte, dieser außerordentliche Mann, ward gebohren im August 1769, zu Ajaccio, einer Stadt und einem Hafen an der westlichen Küste von Korsika; der zweite Sohn von Karl Bonaparte und Lätitia Raniolini. Sein Vater besaß unweit dieser Stadt, wo er Prokurator war, einige Ländereien; und ein anderer Zweig seiner Familie befand sich im Toskanischen Gebiete zu San-Miniato. In Napoleones Geburtsjahre 1769 kam Korsika unter die Oberherrschaft Frankreichs, und der erste Gouverneur, den der König Ludwig XV. auf diese Insel sandte, war der Marquis Marboeuf. Da dieser ein Landgut nahe bei Ajaccio gekauft hatte, welches er bewohnte, so kam er bald in nähere Bekanntschaft mit Napoleones Mutter, und wurde durch ihre Schönheit und vortrefliche Geistesbildung so sehr gefesselt, daß er der ganzen Familie seine Zuneigung und Liebe schenkte.

Nach dem Tode des alten Bonaparte, welcher vier Söhne und drei Töchter zurückließ, brachte es Marboeuf durch seine Verwendung dahin, daß Napoleone, unser Held, im Jahre 1779 in seinem 10. Jahre nach Brienne im ehemaligen Champagne in die königliche Kriegsschule kam. Unter 150 Zöglingen lebte er hier wie einsam, zeigte gegen keinen seiner Kameraden einige Vorliebe, und nahm auch an ihren Ergötzlichkeiten und Spielen keinen Theil. Erschien er ja, so kam er nur um ihnen den Text zu lesen, und da er mit seinen finstern Vorstellungen und Ermahnungen zuweilen Spott verband, so entstund manches Handgemenge.

In Sprachen machte er Anfangs keine grossen Fortschritte, aber mit desto anhaltenderm Eifer studirte er Mathematik, Befestigungskunst und Taktik, vorzüglich Geschichte, aus der er sich die grossen Männer des Alterthums zu Mustern gewählt zu haben scheint. Besonders waren die Lebensbeschreibungen Plutarch's seine Lieblingslektüre — ein Buch, das er durch alle Szenen seines bisherigen Lebens, wie ein unschätzbares Kleinod gleichsam auf dem Herzen trug. Bonaparte liebte die Einsamkeit. Jeder der Zöglinge hatte einen Theil des Gartens erhalten, um da zu pflanzen was er wollte; er zwang zwei seiner Nachbarn ihm ihren Antheil zu überlassen, und

nun umpflanzte er sein Gebiete mit Bäumen, deren er mit solcher Sorgfalt pflegte, daß sie in zwei Jahren schon ziemlich dick waren, und umgab seinen Garten mit Pallisaden, die den Zugang erschwerten. Er glich einer befestigten Einsiedelei, und wehe dem Neugierigen oder Schäcker, der seine Ruhe störte! Wüthend kam er aus seiner Freistätte um die Belagerer anzugreifen, warens ihrer auch noch so viele.

Die jungen Zöglinge waren in Kompagnien eingetheilt, und wählten ihre Offiziere unter sich. Bonaparte ward Anfangs Kapitän, aber bald fand es der kleine Kriegsrath nicht gut, von demjenigen kommandirt zu werden, der ihrer Liebe nicht achtete und entsetzte ihn seiner Stelle. Da er aber nicht merken ließ, ob und wie sehr ihn dieß verdroß, so schenkten ihm seine Kameraden ihre Freundschaft wieder, und selbst Bonaparte fing itzt an den Werth der Zuneigung anderer zu fühlen, mischte sich nun von Zeit zu Zeit in ihre Spiele, und erhielt dadurch das Recht selbst einige anzugeben. Nun ordnete er olympische Wettspiele und amphitheatralische Kämpfe an, dieß gefiel dem jungen Volke, und der finstere bisher einsiedlerische Bonaparte ward einmüthig zum — Direkteur der Ergötzlichkeiten gewählt!

Gegen Ende 1785 verließ Bonaparte die Kriegsschule zn Brienne und wurde in die Pariser versetzt: hier widmete er sich besonders der Artillerie. Da aber 1786 Marboeuf gestorben war, so kehrte er bald hernach mit seinem Bruder Joseph, der itzt Mitglied des Raths der 500 ist und vorher Gesandter in Rom war, zu seiner Mutter nach Korsika zurück. Als sich hier später die Revoluzion ausbreitete, wurde er zum Kommandanten eines Bataillons Nazionalgarden zu Ajaccio im Jahre 1790 ernannt. Hier lebte er ausserordentlich mäßig und eingeschränkt; hielt sich nur an einige Menschen, unter denen auch der bekannte Volney war, der sich damals in Korsika befand, um in dieser Insel die Anpflanzung westindischer Produkte einzuführen.

Im Jahre 1792, da das Kriegsfeuer an den Grenzen Frankreichs ausbrach, war er als Artillerie-Lieutenant bei der Armee des Generals Montesquieu, die in Savoyen einfiel, angestellt; blieb aber nicht da, sondern zog bald mit seinem Regimente nach Nizza. Im folgenden Jahre 1793 wurde er Artillerie-Hauptmann. Bald darnach wurde von dem Nazionalkonvente in Paris eine Anklage wider den Korsikaner General Paoli dekretiret. Dieses verursachte eine Spaltung unter den Korsikanern selbst: einige waren für Paoli,

die andern wider ihn; unter den letztern war auch die Familie des Bonaparte, welche demnach um Unannehmlichkeiten auszuweichen die Insel verließ, und nach Frankreich zog, wo sie in einer Entfernung von 6 Meilen von Toulon ihre Wohnung aufschlug.

In eben diesem Jahre wurde die Stadt und Festung Toulon von den mit Spaniern und Italienern verbundenen Engländern eingenommen. Die Franzosen wandten alle Mühe an, die Stadt wieder zu erobern. Von allen Seiten wurden Soldaten herbeigezogen, und auch Freiwillige strömten herzu, dieses zu bewirken. Toulon wurde im Christmonate förmlich belagert. Bei der Belagerung befanden sich zwei Konventskommissarien, Salicetti, ein Anverwandter des Bonaparte, und Barras, der später einer der fünf ersten Direktoren wurde. Diese ernannten ihn zum General der Artillerie. Er leitete alle Angriffe auf die Redouten, welche um die Stadt herum gesetzt waren, und zu ihrer Vertheidigung dienten; und trug so das meiste zur Wiedereroberung dieser Stadt bei. Bald hierauf ward er im Jahre 1794 Brigade-Chef, und zu Anfange des Jahres 1795 Brigade-General bei der italienischen Armee.

Hier muß ich meinen Lesern die Bedeutung der eben angeführten Wörter, welche die Generalitäts-Chargen in Frankreich be-

zeichnen, erklären. Eine Halbbrigade besteht aus 3000 Mann, der, welcher sie kommandiret, heißt Brigade-Chef; wer zwei Halbbrigaden, das heißt, eine ganze Brigade kommandirt, wird Brigade-General genannt. Zwei Brigaden zusammen in Verbindung mit zwei Reiterregimentern, und zwei Kompagnien Artillerie, heissen eine Division, und ihren Kommandanten nennet man Divisions-General; daß also eine Division aus beiläufig 14000 Mann besteht. Die Charge eines Divisions-Generals ist die oberste Stuffe der Generalität ausser dem Obergeneral, oder Kommandirenden en Chef, der nur im wirklichen Kriege ernannt wird.

Bald nach seiner Erhöhung zum Brigade-General wurde er von dem bei der italienischen Armee angestellten Konvents-Kommissare Beffroi als Terrorist arretiret; man durchsuchte seine Papiere, und fand bloß militärische Aufsätze, und eine ganz unschädliche Korrespondenz. Man weiß aber auch die eigentliche Veranlassung zu seiner Arretirung nicht. Weil er nun für unschuldig befunden worden war, so ließ man ihn los: jedoch verbreiteten darüber mehrere Journalisten böse Gerüchte von ihm, und gaben vor, Bonaparte würde vom Artillerie-Korps entfernet, und zur Infanterie versetzet werden. Er ging nach Paris, um sich über solche, seinem Ruhme so nachtheilige,

Ausstreuungen zu beschweren. Der Wohlfahrtsausschuß hatte damals die eigentlichen Regierungsgeschäfte über sich, und die das Militärfach betreffenden Arbeiten besorgte in demselben Aubry. Von diesem konnte Bonaparte nichts erlangen; wodurch er mißmuthig wurde, und um Erlaubniß anhielt, sein Vaterland verlassen, und nach Konstantinopel reisen zu dürfen.

Allein einige Glieder des Konvents kannten seine militärischen Kenntnisse und Talente, sie wußten, daß er gerade jene Gesinnungen habe, die sie einem jeden Franzosen einzuflößen wünschten: daher wurde er ersucht, in Paris zu bleiben, und seine Dienste seinem Vaterlande ferner zu widmen; er folgte dem Rufe, und blieb. Im Oktober dieses Jahres gab es unruhige Auftritte sowohl in einigen Departementen, als auch vorzüglich in der Hauptstadt selbst, bei Gelegenheit der Erneuerung des gesetzgebenden Körpers; da viele Sekzionen mit dem Beschlusse, daß nur ein Drittel desselben erneuert werden, die übrigen zwei Drittel aber in ihrer Wirksamkeit bleiben sollten, nicht zufrieden waren, und denselben mit Gewalt zu hintertreiben suchten. Der Nazionalkonvent war sowohl auf die Durchsetzung seines Beschlusses, als auch auf seine Sicherheit bedacht, und rief daher jene

Ge-

Generale zu seinem Schutze herzu, auf die er sich seiner Meinung nach verlassen konnte. Unter diesen war auch Bonaparte. Er hatte die Brücke, Pontneuf genannt, zu vertheidigen, und that dieß so gut, daß die bewaffneten Leute jener Sekzionen, die dem Konvente sich auf einer Seite der Seine widersetzten, sich mit denen, die auf der andern Seite waren, nicht vereinigen konnten.

Da hierauf der gesetzgebende Körper nach dem vorgeschlagenen Projekte regulirt war, und das vollziehende Direktorium sein Amt auszuüben angefangen hatte, wurde Bonaparte zum Lohne seines Betragens im Monate Oktober von dem Direktorium, bei dem Barras sein vorzüglicher Freund war, zum Divisions-Generale, und zum obersten Anführer der Armee im Innern ernannt. Jedoch auf diesem Posten blieb er nicht lange; er wurde in den ersten Tagen des Jahres 1796 zum obersten Anführer (General en Chef) der Armee in Italien ernannt. Einige seiner Freunde waren auf ihn seiner grossen Jugend wegen mißtrauisch; sie besorgten, die Geschäfte in Italien möchten für ihn zu schwer seyn, und er möchte nicht hinlängliche Eigenschaften haben, den unter dem Waffengeklirre grau gewordenen Generalen des Kaisers genugsamen Widerstand zu leisten. Allein er

ließ sich nicht irre machen; behielt die angebothene Stelle, und bereitete sich gehörig zur Abreise nach Italien vor. Doch ehe er seine Reise antrat, zeigte er, daß er nicht dem Mars allein Opfer bringen wolle; sondern auch ein Verehrer der Göttin Juno sey: er heurathete die schöne und reiche Wittwe des durch die Guillotine hingerichteten Generals Beauharnois. Nach den Feierlichkeiten der geschlossenen Ehe aber eilte er nach Italien.

Er traf in den letzten Tagen des Märzmonates bei der italienischen Armee ein, die itzt bei 60,000 Mann stark war, aber an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litt. Und da Bonaparte wohl wußte, daß die Franzosen im Stande der Ruhe Sittlichkeit und Tapferkeit verlöhren; so suchte er sie daher sogleich in Bewegung zu bringen, mit dem Vorsatze, ihnen unaufhörliche Beschäftigungen zu verschaffen. Kurz vor dem Anfange der Kriegsoperazionen hielt er Musterung über die Armee. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, immer kurze Anreden an die Mannschaft zu halten, die er allzeit so einrichtete, wie er sie für die Gemüthsstimmung der Franzosen, deren Charakter er genau kannte, zuträglich hielt. So war auch seine erste Anrede bei dieser Musterung kurz, den Umständen angemessen. „Es fehlet euch ja an allem, Brüder! sagte in derselben Bonaparte:

Oeffnet euch den Weg nach Mailand, und ihr habt alles im Ueberflusse."

Inzwischen fingen die Oesterreicher den Feldzug an; sie erhielten Anfangs einige Vortheile, und hatten am 11. April schon alle französischen Schanzen bis auf Eine überwältiget, welche zu Montenotte stand. Sie war mit 1500 Mann besetzt, und wurde vom Brigade-Chef Rampon kommandirt. Da dieser sah, daß die Oesterreicher mit grosser Tapferkeit angriffen, so ließ er seine Mannschaft schwören, daß sie lieber alle sterben, als die Schanze übergeben wollten. Und dieser Schwur wurde auch so pünktlich gehalten, daß die Oesterreicher ungeachtet eines dreimaligen wüthenden Angriffes die Schanze nicht überwältigen konnten; wodurch Bonaparte Zeit gewann, den Feinden in den Rücken und die Flanke zu fallen, und sie so zum Rückzuge nach Dego zu zwingen. Den folgenden Tag zog er noch mehrere Truppen, die eben aus dem südlichen Frankreich angekommen waren, an sich, griff die Kaiserlichen bei Dego an; hatte anfänglich einen nicht geringen Verlust; da er aber während des Gefechtes immer frische Mannschaft vorrücken lassen konnte, so glückte es ihm dadurch die Oesterreicher bis Acqui zurückzudrängen. Zugleich umzingelte er mit Uebermacht den k. k. General Provera, der

sich aber in die Ruinen des alten Bergschlosses Cosseria zog, dasselbe verschanzte, mit unbeschreiblichem Muthe vertheidigte, den Franzosen einen grossen Schaden zufügte, und ihnen drei Generale tödtete, sich aber dennoch den andern Tag ergeben mußte.

Von da eilte Bonaparte auf den linken Flügel seiner Armee; griff unvermuthet die Sardinier an, und nahm den wichtigen Posten von Santjago ein, der das Thal von Bormida beherrschet; ließ die Oesterreicher, die schon wieder vorrückten, durch eine Abtheilung seiner Truppen zurückdrücken, und trennte sie auf diese Art von den Sardiniern, welches ein Hauptzweck seiner vorhergehenden Unternehmungen war. Hierauf schlug er die Sardinier bei Ceva und Mondovi, und verfolgte sie auf allen Seiten. Bei Ceva überliessen sich die französischen Soldaten einer grausamen Mordsucht; er aber eilte hinzu, gebot den Wüthenden Schonung gegen die, die sich gefangen geben wollten, und machte dem Blutbade ein Ende. In der Verfolgung der Sardinier standen ihm zwar noch die Festungen Coni, Saluzzo und andere befestigte Oerter im Wege: allein er hielt sich bei ihnen nicht auf, sondern ging sie vorüber, und eilte gerade gegen Turin zu, um den alten König zu einem schnellen Frieden zu zwingen. Er rückte wirklich an; seine Kanonendonner

erschütterten schon von ferne her die Mauern von Turin; alles war mit Schrecken und Bangigkeit erfüllet; die Leidenschaften der Bewohner wurden beweget, und der König trug einen Waffenstillstand an. Der erste Antrag wurde von Bonaparte verworfen, und dagegen ein zweiter beschlossen, der mehr nach dessen Geschmacke, und mehr zum Nutzen Frankreichs eingerichtet war. Dieses geschah am 28. April.

Hierdurch wurden zwar die Oesterreichischen Truppen veranlasset sich zurückzuziehen; stellten sich aber am 7. Mai der ihnen auf dem Fusse nachfolgenden feindlichen Kriegsmacht wieder entgegen, und hatten am 8. ein hitziges Gefecht. Und obschon Bonaparte in dieser blutigen Akzion nicht wenige Mannschaft verlohr, die theils getödtet, oder verwundet, theils gefangen wurde, so setzte er demohngeachtet, durch die Menge seines Heeres gesichert, in Schiffen über den Po. Am 9. schloß er einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Parma und Piazenza. Den 10. wollte er um nach Mailand zu kommen, über den Fluß Adda gehen; aber die Oesterreicher setzten ihm aus 30 Feuerschlünden von dem andern Ende der über 200 Schritt langen Brücke bei Lodi ein mörderisches Feuer entgegen. Hierauf hielt Bonaparte einen Kriegsrath; die Generale stimmten alle dafür, daß

man den Uebergang nicht wagen sollte; er aber sprang auf, und rief: „Lasset uns doch angreifen, ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich!" Er ließ zu dem Ende am Eingange der Brücke 2 Kanonen aufführen, formirte eine Kolonne, ritt durch die Glieder, hielt eine Anrede, und ließ zum Angriffe schlagen. Die Kolonne stürzte mit Wuth auf die Brücke, Gliederweise fielen die Krieger todt nieder, die übrigen stutzten, machten Halt. Itzt sprengte der General Berthier an ihre Spitze, rief: „Mir nach, meine Freunde!" Ihm folgten Massena uad andere Generale, und eine fürchterliche Kolonne stürzte über die Leichen ihrer Brüder, wurde von Nachfolgenden fortgedränget, und auf solche Art der Uebergang erzwungen.

Nun eilte Bonaparte auf Mailand zu; zog am 15. in diese Hauptstadt der österreichischen Lombardie ein, hielt an die Bürger der Stadt eine kurze und rührende Anrede, bei der man aber selbst nach dem Zeugnisse französischer Schriftsteller die Richtigkeit mancher Gedanken bezweifeln kann. Bald darnach unterzeichnete er einen Waffenstillstand mit dem Herzog von Modena. Am 20. erließ er eine Proklamazion an seine Truppen, in der er sie mit vielem Nachdrucke zu mehreren Beweisen der Tapferkeit, und des kühnen Muthes anfeuerte. Bonaparte wollte nun

wieder das österreichische Heer bekämpfen: allein im Mailändischen brachen Unruhen aus; man wollte die neue Ordnung der Dinge nicht annehmen, und setzte Gewalt entgegen; Bonaparte eilte mit seiner Macht zurück. In Binasco schoß man auf die Franzosen, diese geriethen in Wuth; der Obergeneral, so entfernt er sonst von Grausamkeit ist, ließ den Ort in Brand stecken, und die Anführer erschiessen. Grösseren Widerstand erfuhr er in Pavia; aber auch hier wurde schreckliche Rache genommen. Ueberall war er selbst, und predigte theils mündlich theils durch Proklamazionen Eintracht, Ordnung, und Verzeihung; insbesondere forderte er die Geistlichkeit auf, das Volk zur Ruhe und zum Gehorsam zu ermahnen.

Er reisete hierauf wieder zur Armee durch Mailand. Bei dieser Gelegenheit rekognoszirte er die Zitadelle, die noch immer von k. k. Truppen besetzt war, und wagte sich nahe an die Mauern. Schnell stürzten eine Anzahl Kroaten auf ihn los, und würden ihn gewiß gefangen haben, wenn nicht die Eskadron Husaren, die nicht weit von ihm war, ihm zu Hilfe geeilet wäre. Dieses Kastell ergab sich am 19. Junius an die Franzosen, nachdem vorher die österreichische Hauptarmee ins Tirol war zurückgedrücket worden; Mantua aber wurde von den Franzosen nur blo-

cirt. In das gebirgige Tirol konnte keine so grosse Macht der Franzosen vordringen, daß die ganze Armee wäre beschäftiget gewesen: daher ließ Bonaparte einen Theil derselben in die päbstlichen Staaten einrücken; nahm Bologna und Ferrara ein, und erklärte sie für frei und unabhängig. In Ferrara fand er 400 päbstliche Soldaten, die er aber frei entließ, mit der Erklärung, daß er für sie nichts als ein Gemälde verlange. Er drohte nach Rom zu marschieren, und durch diese Drohung erschrekt, trug der Pabst ihm einen Waffenstillstand an, der auch am 23. zu Bologna geschlossen wurde.

Während diesen kriegerischen Unternehmungen verlangte er von dem vollziehenden Direktorium, daß es ihm Gelehrte und Kunstkenner zuschicken sollte, welche die kostbarsten Stücke der Maler- und Bildhauerkunst in den Städten und Ländern, die er durchzog, oder mit denen er Waffenstillstand machte, durchsuchen, und jene wählen sollten, welche für Frankreich schicklich wären, um sein Vaterland mit selben zieren zu können. Die Mailänder und Bewohner von Pavia ermahnte er, ihre Schulen zu öffnen, und die Universität im letzteren Orte, ihre Vorlesungen wieder anzufangen; er lud auch Gelehrte unter mannichfaltigen Verheissungen ein, sich nach Frankreich zu begeben. An die Tiroler hatte

er in diesem Monate gleichfalls eine Proklamazion erlassen, in der er diesen guten Bewohnern rauher Berge und steiler Felsen schöne Sachen verhieß, die aber ungeachtet seiner Verheissungen auch in andern Ländern von denen, die er befehligte, nicht geleistet wurden: daher sie auch hier wenig Eingang fanden.

Im Monate Julius ließ er die Belagerung von Mantua anfangen, nachdem vorher drei gewagte Stürme abgeschlagen wurden. Unterdessen war der Feldmarschall Wurmser mit einer Verstärkung in Tirol angekommen, und rückte gegen das Ende des Monats heraus, um Mantua zu entsetzen. Bonaparte war hier in Verlegenheit; er war vom F. M. Wurmser von Vornen angegriffen, und im Rücken vom F. M. L. Quosdanovich bedroht. Er hob daher die Belagerung den 1. August auf, ging mit Eile dem F. M. L. entgegen, und sobald er denselben ins Tirol gedrückt hatte, wandte er sich wieder gegen den F. M. Wurmser, und drückte auch diesen durch seine Uebermacht zurück; der sodann Anstalten machte, Tirol zu decken, und von dem feindlichen Einfalle zu sichern. Bonaparte aber ließ die Festung Mantua nun vom Neuen blockiren. F. M. Wurmser wollte wieder der blockirten Stadt zu Hilfe eilen, er rückte alsogleich vor; zog sich aber nach einer unglücklichen Schlacht, die am 4. September bei

Roveredo geliefert wurde, nach Bassano; wurde von dem österreichischen Hauptkorps abgeschnitten, und genöthiget, sich mit dem Reste seiner Truppen in die Festung Mantua zu werfen. Bonaparte rückte gegen Tirol vor, und erließ eine neue Proklamazion an die Tiroler, die aber keine bessere Wirkung machte, als die vorhergegangene.

Ein neues österreichisches Truppenkorps formirte sich bei Görz. F. Z. M. Alvinzy rückte gegen Verona vor, und wollte sich mit dem F. M. L. Davidovich vereinigen. Bonaparte setzte sich ihnen entgegen. Zwei Tage lang, den 15. und 16. November wurde blutig gestritten. Bei Arcole wollten die Franzosen nicht vordringen, Bonaparte rief ihnen zu: „Wie! seyd ihr die Sieger von Lodi?" Dieses war wirksam: allein ein neues, schreckliches Kartätschenfeuer verbreitete den Tod auf allen Seiten; die Franzosen wichen. Nun stieg Bonaparte vom Pferde, riß eine Fahne an sich und schrie den Grenadieren zu: „Folget eurem Generale!" Sie fielen mit Muth auf die Oesterreicher; aber auch itzt mußten sie wieder der Standhaftigkeit, und dem mörderischen Feuer derselben weichen. Bonaparte wollte schon sein Vorhaben aufgeben: allein General Guyeux setzte mit einer Kolonne von 2000 Mann besser unterhalb über die Etsch, und kam endlich nach vielem Umwege Abends

um 6 Uhr unvermuthet in den Rücken von Arcole, wodurch endlich der Sieg auf die Seite der Franzosen kam. Sie nahmen das Städtchen ein, verliessen es aber bei der Nacht wieder. Von dieser Schlacht sagt der Obergeneral selbst: „Sie war ein Kampf auf Leben und Tod. Alle Generale und Offiziere vom Stabe haben eine Bravour ohne Beispiel gezeigt; bis 15 sind getödtet, und es ist nicht einer, dessen Kleider nicht von Kugeln durchlöchert wären.“

Den 17. schlug der F. M. L. Davidovich ein französisches Korps bei Rivoli. Bonaparte eilte den Geschlagenen zu Hilfe, und entriß den Kaiserlichen ihre errungenen Vortheile. Hierauf zog er Verstärkung an sich, um den Fall von Mantua zu beschleunigen. Im Anfange des Jahres 1797 rückten die österreichischen Truppen abermal vor; wurden aber am 14. Januar wieder geschlagen. Nur General Provera drang über die Etsch, und näherte sich der Festung Mantua; er unterredete sich mit dem F. M. Wurmser, und griff am 16. Früh um 8 Uhr die Franzosen an. Der Kampf dauerte mit beispielloser Tapferkeit bis 12 Uhr. Da nun die Munizion verschossen war, verlangte Bonaparte, die Oesterreicher sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Provera wies mit Unwillen den Antrag ab, und sagte: „Wir sind Kriegs-

gefangene, wollen auf unser Ehrenwort entlassen werden, und unser ganzes Gepäck behalten. Will man diese Bedingniß nicht annehmen, wohlan! so öffnen wir uns einen Weg mit Bajonetten." Bonaparte hatte Gefallen an dieser Entschlossenheit, bewilligte alles, nahm den General Provera mit sich nach Verona, und sagte zu ihm: „Wahrhaftig! meine Lage würde mißlich seyn, wenn alle Generale ihnen glichen."

Von Verona aus begab sich der junge Held Bonaparte nach Bologna, in das ehemalige päbstliche Gebiet: weil der Pabst den 8. und 9. Artikel des mit der französischen Regierung unter spanischer Vermittlung geschlossenen Waffenstillstandes nicht begnehmigte; er erließ zwei Manifeste, griff die päbstlichen Soldaten bei Cenio am 2. Februar an, und zerstreute sie; da diese nun überall davon liefen, so besetzte er nach und nach die Landschaft Romagna, das Herzogthum Urbino, die Mark Ankona. Zu Faenza wurden zwar die Thore vor den Franzosen geschlossen, Bonaparte aber ließ die Thore einschiessen, schonte die Einwohner, und schickte ihnen 50 gefangene päbstliche Offiziere zu, die ihnen die Folgen ihrer Widersetzlichkeit begreiflich machen sollten.

Zu gleicher Zeit schloß er durch den General Serrurier mit dem F. M. Wurmser,

der nun, von Natur und Menschheit aufgefordert, Mantua übergab, eben am 2. Febr. eine für die Oesterreicher ehrenvolle Kapitulazion; von dem F. M. Wurmser sagte er selbst in seinem Amtsberichte an das französische Direktorium, daß er unaufhörlich viel Muth und Standhaftigkeit gezeiget habe, daß er bei allen Ausfällen aus Mantua immer an der Spitze seines Heeres gestritten habe, daß er ein grosser, aber in diesem Jahre unglücklicher Mann gewesen sey. Weil aber unterdessen der junge berühmte Held Erzherzog Karl mit einer nicht geringen Heeresmacht zwischen dem Tagliamento und der Piave stand, so eilte Bonaparte mit dem Pabste Frieden zu machen; besonders da er am 12. ein ganz friedliches Schreiben von Pius VI. erhalten hatte, in dessen verbindlicher Beantwortung er den Pabst vor gewissen Personen in Rom warnte, die Frankreichs Feinde wären, und vieles Ungemach verursachten. Bonaparte schrieb nun zum zweitenmale an den Kardinal Mathäi, und durch dessen Bemühung wurde auch der Friede am 19. Hornung abgeschlossen.

Nun wandte er sich nach einer Proklamazion an seine Soldaten wieder gegen die Oesterreicher, ging über die Piave am 12. März, und am 16. bei Concordia über den Tagliamento ohne Brücke, wo sein Pferd in eine Vertiefung sank, und er sich nur durch

Schwimmen rettete; bei Tarvis wurde hoch über den Wolken eine mörderische Schlacht geliefert; auch der kleinste Strich Landes kostete ihm viel Menschenblut, bevor er ihn erhalten konnte. Die Franzosen waren, nach einer vorhergegangenen Proklamazion an die Landeseinwohner, durch verschiedene Mittel in Kärnten ausgebreitet, bis nach Steiermark vorgedrungen. Den 31. März schrieb Bonaparte an den Erzherzog Karl einen Brief, worin er den Antrag zum Frieden machte. Den 7. April wurde hierauf ein Waffenstillstand geschlossen, und den 18. früh um 2 Uhr darnach die Friedenspräliminarien zu Goes, einem Schlosse in Obersteiermark, eine halbe Stunde von Leoben entfernt, unterschrieben. Drei Artikel waren festgesetzt: 1) daß der Kaiser und König von Böhmen und Ungarn Verzicht thut auf Belgien; 2) daß die Grenzen Frankreichs jene seyn sollten, welche durch die Gesetze der französischen Regierung festgesetzet sind; 3) daß eine Republik in der Lombardie sollte errichtet werden.

Während dem, daß Bonaparte in Kärnten und Steiermark bedacht war, am Frieden zu arbeiten, und die venezianischen Unterthanen, die um Bergamo wohnten, sich frei zu machen bestrebten, erschien unter dem Namen des Oberaufsehers (Proveditor) des festen Landes von Venedig eine Kundmachung,

in der alle getreuen Unterthanen aufgefordert wurden, mit gewaffneter Hand die Ruhestörer zu verfolgen. Hierauf wurden die auf dem festen Lande von Venedig zerstreut liegenden Franzosen grossen Theils ermordet; man schonte selbst der Kranken in Spitälern nicht. Sobald Bonaparte dieses hörte, schrieb er an den Doge von Venedig, von Judenburg aus, einen drohenden Brief, rückte nach geschlossenen Friedenspräliminarien mit Oesterreich, mit seiner ganzen Armee nach Italien, besetzte mit Ende Aprils und Anfange des Mai das ganze venezianische Gebiet, und ließ Venedig, so gut es das Meer zuließ, umringen. Am 3. Mai machte er ein geschärftes Manifest wider die venezianische Regierung bekannt, und befahl dem Französischen Gesandten bei der Republik Venedig, diese Stadt ohne weitere Umstände zu verlassen; den Divisionsgeneralen aber gab er Ordre, die venezianischen Truppen, wo sie immer dieselben finden würden, feindlich zu behandeln.

Sobald nun dieses Manifest in Venedig bekannt war, ließ der Doge den Senat ausserordentlich zusammen rufen, der nach langem Ueberlegen erklärte: die gegenwärtige Regierungsform sey dem Volke lästig, und könne nichts Gutes mehr thun. Hierauf legten alle Senatoren ihre Stellen nieder, und übergaben die Regierung einer Kommission,

die Bonaparte ernannte. Den 13. Mai machten einige Freunde der vorigen Regierung noch einen Versuch, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen: allein ihr Bemühen war fruchtlos, und das um so mehr, da der Doge, dem sie die Regierung wieder zu übergeben suchten, nirgends mehr zu finden war. Am 14. zogen auf Befehl des Bonaparte französische Soldaten in Venedig ein.

Bonaparte selbst aber ging nach Mailand, um daselbst verschiedene Anstalten und Einrichtungen wegen der neuen italienischen Republik, die sonst in unsern Gegenden die cisalpinische, in Frankreich die transalpinische genannt wird, und die ihr Entstehen und ihre Regulirung ihm vorzüglich zu verdanken hat, zu treffen. Von da aus ließ er scharfe Befehle gegen jene französische Agenten ergehen, welche sich verschiedene Sachen in Venedig unter mancherlei Vorwande zugewandt zu haben, beschuldigt wurden. Er begab sich nach Montebello, bei Mailand, von wo aus er sowohl die Geschäfte der cisalpinischen Republik, die sich ganz nach seinen Befehlen richtete, als auch die in Genua ausgebrochene Revoluzion leitete. Den 8. Junius befahl er dem Verwalter der Französischen Armee in Italien, Namens Haller, den auf die Güter der venezianischen Adelichen in der Terra ferma

gelegten Beschlag alsogleich aufzuheben, und den Eigenthümern alles zurück zu geben. Am 10. erließ er eine Verordnung, in der er die Grenzen des Herzogthums Parma genau bestimmt, und sowohl den Cisalpinern, als auch den Franzosen befiehlt, die Unterthanen des Herzogs von Parma nicht zu beunruhigen. Bald darauf erhielt er auch eine Deputazion von einigen Familien der Republik Lukka, die von ihm ebenfalls die Einführung der demokratischen Regierung verlangten. Am 2. Julius proklamirte er endlich im Namen des französischen Direktoriums die Unabhängigkeit der cisalpinischen Republik, und ernannte für dieses Mal auf ein Jahr die Glieder des vollziehenden Direktoriums und des gesetzgebenden Körpers, die aber nach dem Verlaufe eines Jahres durch Volkswahlen sollten ersetzet werden. Unterdessen vertrat Bonaparte noch eine Zeit lang den gesetzgebenden Körper ganz allein, so lange die Glieder desselben noch nicht eingetreten waren.

Da itzt im Piemontesischen Unruhen ausbrachen, die sich bis in die sardinische Lombardie erstreckten, so widersetzte sich zwar der König von Sardinien denselben mit seiner Kriegsmacht; zugleich aber ersuchte er auch den General Bonaparte, ihm Beistand zu leisten, welches derselbe alsogleich versprach,

und auch sein Verheissen getreu erfüllete. Am 20. August reisete Bonaparte endlich nach Udine, um das Geschäft des Definitiv-Friedens zwischen dem Kaiser und der französischen Republik zu Stande zu bringen, kam am 27. zu Passeriano bei Udine an, und begab sich am 29. in die Stadt. Von hier aus hob er verschiedene Verfügungen, welche die provisorische Regierung der Stadt Venedig und der Terra ferma di Venezia anordnete, auf; befahl die in dem Gebiete der cisalpinischen Republik liegenden Maltheser-Güter als Nazionalgüter zu betrachten und zu verkaufen, und verordnete, daß bei der cisalpinischen Armee der dritte, und bei der pohlnischen Legion der vierte Theil der Offiziere aus Franzosen bestehen solle.

Am 17. Oktober schloß er endlich im Namen der französischen Republik mit Sr. Majestät dem Kaiser als König von Ungarn und Böhmen zu Campo formido bei Udine, den Definitivfrieden, der aus 25 Artikeln bestand, und schickte sie am 18. durch den General Berthier und den Künstler Monge nach Paris; er selbst aber reisete 10 Tage später nach Mailand, wo ihm zur Bezeigung ihrer Dankbarkeit die cisalpinische Republik das Lustschloß Montebello als sein Eigenthum angeboten hat. Von da aus schrieb er an das vollziehende Direktorium, um von selbem die

Erlaubniß zu erhalten, daß er auf irgend einem Flecke der Erde ohne fernere Bestimmung in Ruhe leben könne: allein er erhielt zur Antwort, das Vaterland rechne noch auf seine Dienste, indem es noch einige Feinde habe, wider die man dieselben brauchen müßte; auch sey er zum Präsidenten der Gesandtschaft zu Rastadt zur Schliessung eines endlichen Friedens zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik ernannt.

In einer Proklamazion vom 12. November beurlaubte er sich gewisser Massen von der cisalpinischen Republik, und verhieß ihr den Schutz der französischen Republik. Am 17. ging er über Turin nach Rastadt, wo er am 25. unter Bedeckung von k. k. Husaren ankam. Den 1. Dezember ging daselbst die Auswechslung der Ratifikazionen vor sich, und schon in der folgenden Nacht ging Bonaparte mit der Ratifikazion des Kaisers in Begleitung des General Berthier und seines Generalstabs nach Paris ab.

Als Bonaparte hierauf in Paris ankam, ließ er sich einen Fiacre holen, und fuhr damit in das Direktorium. Die Schildwache verlangte von ihm die Bürgerkarte, und da er keine vorzuzeigen hatte, wollte sie ihn nicht einlassen. Er gab sich dann zu erkennen. Kaum hörte der Soldat seinen Namen, so

präsentirte er das Gewehr, und rief: es lebe Bonaparte! Mit diesem Freudengeschrei von Posten zu Posten begleitet, trat er in den Saal, wo das Direktorium noch versammelt war. Den andern Tag ging er in das Central-Büreau und ließ seinen Paß, wie jeder Bürger, berichtigen. Das Regiment, welches in der Nähe seines Wohnhauses lag, wollte ihm eine Ehrenwache schicken; aber er verbat es sich mit der Erklärung, daß er in Paris nicht kommandirender General, sondern ein blosser Bürger sey. Bonaparte ward nun der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Gespräche von ganz Paris, obschon er, so viel möglich, vermied, sich in der Pariser Welt zu zeigen. So wurde ihm zu Ehren am 20. Dezember 1797 im Musäum von den Gliedern beider Räthe ein grosses Gastmahl gegeben, welches mit vieler Pracht veranstaltet war, und welchem mehr als 600 Personen beiwohnten. Auch hatte ihn das Nazional-Institut der Wissenschaften zum Mitgliede aufgenommen. Auf die davon erhaltene Nachricht schrieb Bonaparte dem Präsidenten desselben folgendes: „Die Wahl der ausgezeichneten Männer, aus welchen das Institut besteht, rechne ich mir zur Ehre. Ich erkenne jedoch sehr wohl, daß ich lange, bevor ich ihnen gleich kommen kann, ihr Schüler seyn muß. Wenn es einen Ausdruck ga-

be, der mehr noch die Achtung bezeichnen könnte, die ich für dieselben hege, so würde ich mich desselben bedienen. Die wahren Eroberungen, und die einzigen, die keine Leiden zu Gefährten haben, sind diejenigen, welche man über die Unwissenheit macht. Die rühmlichste und die nützlichste Beschäftigung ist, zur Erweiterung der menschlichen Begriffe beizutragen. Die wahre Macht der französischen Republik muß von nun darinn bestehen, nicht zuzugeben, daß ein einziger neuer Begriff entstehe, der nicht ihr Eigenthum werde."

Uebrigens war Bonaparte meistens zu Hause, und sehr stark beschäftiget; und ob man gleich dem Helden von Italien, wie man den General Bonaparte in Paris zu nennen pflegte, alle erdenkliche Ehren erwies, so blieb er seinerseits doch immer den Regeln der Eingezogenheit und der Bescheidenheit in allen seinen Schritten getreu. Er schien sich mit nichts anderm, als mit der bevorstehenden Unternehmung gegen England zu beschäftigen. Fast täglich war er mit dem Seeminister in Konferenzen, denen die erfahrensten Seeoffiziere zugezogen wurden. Er reisete sogar mit dem größten Theile seines Generalstabs den 10. Februar von Paris ab, um die Kantonirungen der gegen England bestimmten Armee und die Rüstungen in den Häfen des Oceans zu untersuchen; und nachdem er die Stellung

des rechten Flügels dieser Armee, wie auch die Häfen von Calais, Dünkirchen, Nieuport und Ostende besucht hatte, kam er am 21. Februar wieder nach Paris zurück. Hierauf ernannte das Direktorium zur Organisirung und Ausrüstung in Beziehung auf die Landung, eine eigene See-Kommission, welche von dem Seeminister ganz unabhängig und unmittelbar unter den Befehlen des Direktoriums und des Generals Bonaparte stand.

Aber der Erfolg hat es gezeigt, daß alle diese Anstalten gegen England nichts als blosse Demonstrazionen waren, um die Aufmerksamkeit der brittischen Regierung von den Rüstungen im mittelländischen Meere abzulenken, und sie zu zwingen, ihre ganze Seemacht zu Hause zu behalten. Denn plötzlich am 4. Mai reiste Bonaparte nach Toulon ab, traf allda am 8. ein, musterte noch an demselben Tage die dort versammelten Truppen, und erließ an dieselben eine ermunternde Proklamazion. Schon am 9. wurden alle Truppen eingeschifft; obgleich Bonaparte selbst erst am 15., unter dem Jubel der Seeleute, das Admiralschiff l'Orient von 110 Kanonen bestieg, und den 19. Mai darauf die ganze Flotte in See ging. Die ganze Flotte bestand aus 300 Segeln; darunter waren 14 Linienschiffe und 16 Fregatten. Die übrigen mindern Fahrzeuge waren in den Häfen von Mar-

seille, Toulon, Nizza, Antibes, Genua und Civita vecchia vertheilet, welche sich nach und nach mit der Hauptflotte vereiniget hatten. Sie hatten 40,000 Mann am Bord, die 5 Divisionen, unter den Befehlen der Generale Regnier, Kleber, Menard, Baraguey d' Hilliers und Desaix ausmachten. Auch wurde eine ungeheure Anzahl von Artillerie-Stücken und Werkzeugen mit eingeschifft. Nebstdem befanden sich am Bord der Schiffe Handwerker aller Gattung, chymische Laboratorien, Gelehrte und Künstler, Aerostaten, eine orientalische Druckerei mit dem Druckerei-Persona le aus Rom, und eine Bibliothek von mehr als 6000 Bänden.

Wohin diese Unternehmung bestimmt war, blieb im Publikum so lange eine Ungewißheit, und der Gegenstand verschiedener Muthmassungen, bis man endlich erfuhr, daß General Bonaparte mit der Touloner Flotte den 12. Juni die Insel Malta wegnahm, und am 1. Juli drei Meilen von Alexandrien mit seinen Truppen den Egyptischen Boden bestiegen habe. Am folgenden Tage ward Alexandria, ohne Artillerie, angegriffen, und mit gepflanztem Bajonette zur Uebergabe genöthiget. Nachdem hierauf die Franzosen unter Bonaparte die nächsten Posten, besonders Rosette besetzt, alle Schwierigkeiten besiegt, und die Mameluken, die sich ihnen widersetz-

ten, in die Flucht geschlagen hatten, sind sie gegen Cairo gezogen, und haben sich am 23. Juli mit dem Degen in der Faust, dieser Stadt bemächtiget. Bonaparte war itzt Herr von ganz Nieder-Egypten, und ließ seine Truppen bis gegen Suez vorrücken. Aber die berühmte Seeschlacht bei Abukir, wo der englische Admiral Nelson am 1. August die französische Flotte schlug und sie größtentheils zerstörte, hatte mit einem Mal den General Bonaparte und seine Armee in einen kläglichen Zustand versetzt, und ihn von Frankreich abgeschnitten. Ob daher dieser Liebling unserer Tage auch von diesem neuen, freilich sehr mißlichen Schauplatze glorreich abtreten, oder aber hier seinen Untergang finden werde, muß die Folgezeit lehren.

Seiner Person nach ist Bonaparte nicht groß von Statur, aber außerordentlich wohl proporzionirt. Sein Körperbau ist fein, doch stark, und auf die größten Strapazen berechnet; sein Aussehen, wie das aller Südländer, olivenfarb; seine Augen blau, sein Kinn hervorragend, der untere Theil seines Gesichts schmal, die Stirne gewölbt und hervorspringend. Sein einfacher Anzug, und seine ungekräuselten Haare zeigen, daß er kein Freund der Eitelkeit sey; so wie er auch überhaupt vom Stolze und Hochmuth weit entfernt ist.

Wenn er mit andern redet, so heftet er seine Augen auf den Boden.

Im Umgange verkehrt er frei und offen, ohne alle Pedanterei, über alle Arten von Gegenständen; und schreibt und spricht mit Nachdruck, Kürze und Beredsamkeit. Besonders hat er frühzeitig schon nach der Herrschaft über seine Leidenschaften gestrebt, und sie größtentheils auch unter seinen eisernen Willen gebracht. Er ist sehr enthaltsam bei Gastmahlen. Er besitzt viele Freunde, aber keinen Günstling, und weiß seine Geheimnisse durch ein ernstes Stillschweigen zu bewahren. Als gebohrner Korsikaner spricht er italienisch, und auch so gut französisch, als wenige Italiener sprechen. Die Wissenschaften, und selbst schöne Literatur liebt und treibt er mit vielem Eifer.

Er beobachtet, wirkt, und handelt bei Tage; und denkt, liest, und entwirft bei Nacht. Er arbeitet mit unbegreiflicher Leichtigkeit, und die wichtigsten Depeschen scheinen ihm Spiel zu seyn, weil er die Feder nicht eher ansetzt, als bis alle Ideen in seinem Kopfe reif und geordnet sind. Er entwirft kalt, mit Ruhe, und grosser Besonnenheit; ist aber ein fallender Fels, ein Donnerstrahl in der Vollstreckung; und man kann sich des Erstaunens nicht erwehren, wie soviel Ruhe und Bewegung, soviel Kälte und Glut, soviel Vorsicht, und ein so kühner alles wagen-

der Unternehmungsgeist in Einer Seele beisammen wohnen können.

Alle Theile der Kriegswissenschaften, alle die mannichfaltigen Zweige der Staatskunst, waren ihm, noch eh' er öffentlich auftrat, aufs genaueste bekannt, und von ihm mit seltnem Fleiß theoretisch erlernt, und praktisch ausgeübt worden. Was sich nimmermehr erlernen, und durch keine Erfahrung ersetzen läßt — Feldherrngenie! besitzt er im höchsten Grade, und wurde mehr als einmal selbst davon überrascht.

Als Politiker ist er ganz eingenommen für die Demokratie; aber sehr abgeneigt sie durch grausame Mittel empor zu bringen. Als Soldat ist er unerschrocken und kaltblütig in Gefahren, entschlossen in bedenklichen Fällen, ausharrend bei entgegengesetzten Hindernissen, kühn im Entwurfe seiner Plane, und gegenwärtig, wo seine Gegenwart nothwendig ist. Die Soldaten liebt er, wie seine Kinder, und bewirkt dadurch, daß sie in seiner Gegenwart auch zehnfachen Tod nicht scheuen.

Er ist ein grosser Freund des stillen häuslichen Lebens. Seiner Gattin blieb er stets getreu, und da man ihm in einigen Orten Italiens die schönsten Mädchen darstellte, um ihn zu verführen, und den Soldatengeist in ihm abzustumpfen, so ließ er seine schöne und geistreiche Gemahlin zu sich kommen, um da-

durch alle Bemühungen seiner Widersacher zu vereiteln. Er leidet aber auch von seinen Untergeordneten keine Ausschweifungen, und bestraft sie ernsthaft; belohnt im Gegentheile die, welche sich wohl verhalten. Am 15. Mai 1797 war ein Soldat in Gefahr zu ertrinken; ein Soldatenweib schwamm ihm nach und rettete ihn. Bonaparte schenkte ihr dafür eine goldene Halskette.

Menschenliebe, Duldsamkeit und Schonung sind Charakterzüge seiner Seele. In Bologna war ein französischer Priester, der lieber sein Vaterland verlassen, als den vorgeschriebenen Eid leisten wollte, und hier bei einer mildthätigen Frau seinen Unterhalt hatte. Da die Franzosen in die Stadt einzogen, befahl diese Frau ihrem Gaste ihr Haus zu verlassen. Er ging schnurgerade zum Obergeneral selbst, und bat ihn vor der Fronte erschiessen zu lassen: weil er als eidscheuer Priester nun nicht mehr wußte, woher er seinen Unterhalt haben sollte. Da sagte ihm Bonaparte: „Gehen Sie nur wieder zu ihrer Dame, und sagen Sie ihr nebst meinem Grusse, daß ich sie als Sauvegarde in ihr Haus schicke, weder Sie, noch die Dame werden etwas zu befürchten haben." Selbst gegen die Spione, die sonst überall mit dem Tode bestraft werden, war er nachsichtig. Als ein solcher einstens gefangen wurde, und schon von dem Kriegs-

rathe zum Tode verurtheilet worden war, schenkte ihm Bonaparte die Freiheit, ließ ihm alle seine Linien zeigen, und sagte ihm: er liesse jedermann seine Disposizionen sehen, und habe vor Niemanden Geheimnisse.

So wollte er auch nicht zugeben, daß sein Bruder eine ansehnliche Stelle bei der Armee bekleide; und selbst, da derselbe von einem Minister in Paris ein vorzügliches Amt erhalten hatte, so schrieb er dem Minister, und bat ihn, seinen Bruder in seine Vaterstadt zu schicken, und die Stelle einem andern zu verleihen, der es mehr verdiente. Ein eben so karakteristischer Zug ist auch folgender: Als Bonaparte das Mailändische durchreisete, ersuchte er den Erzbischof ihn zu begleiten. Auf dem Wege trafen sie oft auf zahlreiche Volkshaufen, die über den Anblick betroffen waren; selbst der Erzbischof war zuweilen verlegen; Bonaparte sagte zu ihm: „Genieren Sie sich nicht, erfreuen Sie die guten Leute.“ Der Erzbischof gab dem Volke zu dessen größtem Vergnügen den Segen.

Reubell.

Johann Reubell wurde im Jahre 1746 zu Colmar in Elsaß gebohren, und daselbst sorgfältigst erzogen. Seine Erziehung erhöhte seine natürlichen Fähigkeiten, seine Beurtheilungskraft, seine Offenherzigkeit, und die beständige Ruhe seines Gemüthes. Er widmete sich von seiner frühen Jugend an den Wissenschaften, unter denen er den größten Fleiß auf die Rechtsgelehrsamkeit verwendete, in der er seine Mitkollegen weit übertraf. Nach zurückgelegten Studien wurde er Advokat, und kam so weit, daß er in kurzer Zeit das Befugniß erhielt, bei dem höchsten Rathe (Conseil Souverain) vom Elsaß als Advokat zu erscheinen. Schon damals fing er an seine Neigung zur Unabhängigkeit zu zeigen, und seine liebsten Prozesse waren jene, welche Privatpersonen gegen ihre Herrschaften und Obrigkeiten führten.

Im Jahre 1774 führte er einen Prozeß wider einen deutschen Reichsfürsten, der Güter in Elsaß hatte, und über welchen seine Elsaßischen Unterthanen wegen vieler Frohndienste Beschwerde führten; da die Sache bis nach Paris ging, so kam Reubell bei dieser Gelegenheit zum erstenmale dahin. Hier führte er den Rechtshandel mit einer Freimüthigkeit, die an Kühnheit grenzte. Der Fürst hatte zwar für sich verschiedene Rechtstitel; verlohr aber dennoch den Prozeß, ohne für seine verlohrnen Rechtsbefugnisse eine Entschädigung zu bekommen. Andere Besitzer grosser Güter, und obrigkeitliche Personen hatten ihn bisweilen zu ihrem Rechtsfreunde erwählet, und ihm ansehnliche Verheissungen gemacht; er aber nahm die Vertheidigung der Angelegenheiten solcher Personen niemals an.

Bei diesem Betragen ist es wohl kein Wunder, daß bei der Zusammenberufung der Reichsstände ein Theil des Volkes aus Elsaß ihn zu seinem Deputirten wählte. Er begab sich also wieder nach Paris, und wurde auf diese Art ein Glied der ersten Nazionalversammlung, die man darum die konstituirende nannte, weil sie die erste Konstituzion, vermöge welcher Frankreich ein konstituzionelles Königreich seyn sollte, errichtet hatte. Bei dieser Versammlung zeichnete er sich durch einige gut verfaßte gründliche Reden aus; war

einer der Vornehmsten von denen, die schon dazumal keinen Adel und keinen König haben wollten; saß auf der linken Seite nebst Barnave, Pethion, Gregoire, Robespierre, und hatte auch einmal den Vorsitz (das Präsidium) derselben geführet.

Da im Monate Oktober des Jahres 1791 die konstituirende Versammlung auseinander ging, verließ er sogleich Paris, und ging in sein Vaterland zurück, in's Elsaß. Dieses hatte nun so, wie alle übrigen Theile Frankreichs, seinen Namen verändern müssen, und ward in zwei Departemente eingetheilt, in das Departement des Oberrheins und in das Departement des Niederrheins. Jenes war vorhin der südliche Theil des Elsasses, dieses der nördliche. In diesem sind die Städte Straßburg, Zabern, Hagenau, nebst Weissenburg und Lauterburg; in jenem Colmar, Neubreisach, nebst Hüningen. Reubell wurde in dem Departemente des Oberrheins zu einer der ersten obrigkeitlichen Stellen gewählet. Während seiner Verwaltung dieser Stelle hatte die zweite Nazionalversammlung, die man die gesetzgebende nennet, die erste Konstituzion umgeworfen, und angefangen die königliche Würde zu zernichten, und das Königreich in eine Republik umzuwandeln. Die Unordnungen, die bei diesem Anfange entstanden, waren groß, besonders aber im Departemente

des Oberrheins; unangenehme Folgen waren zu befürchten: allein die außerordentliche Thätigkeit des Prokureur Sindikus Reubell wußte alles Uebel im Grossen abzuwenden, und das Volk eben sowohl als die daselbst stehende Armee zum willigen Gehorsam gegen die Anordnungen des gesetzgebenden Körpers zu bewegen.

Als hernach im September 1792 diese zweite Versammlung aus einander gehen, und eine dritte, unter dem Namen Nazionalkonvent zusammengesetzet werden sollte, wurde Reubell abermal dazu als Mitglied erwählet. Als in diesem Konvente am 16. und 17. Jäner 1793 für den Tod des unglücklichen Königs Ludwig XVI. gestimmet wurde, war er abwesend auf einer Sendung als Kommissär in den Rheingegenden, und stimmte daher nicht mit. Bald hernach kam er nach Mainz, das von einem deutschen Heere belagert wurde, als Konventskommissär, mit Merlin von Thionville, wo seiner unzählbare Arbeiten warteten, über deren Gehalt aber ein vielleicht unauflösliches Dunkel herrscht. Da im Monat Julius die Stadt den heldenmüthigen Belagerern übergeben werden mußte, ging Reubell nach Paris; verließ aber dasselbe bald wieder, da er sah, daß die Wuth stürmischer

Lei=

Leidenschaften der gänzlichen Auflösung aller Ordnung beide Hände darreichten.

Da die in dem belagerten Mainz gestandene Armee eine Zeitlang wider die deutschen Heere nicht streiten durfte, und gegen die königlich gesinnte Armee in der Vendee geschicket wurde, ging auch Reubell als Kommissär dahin ab, und theilte mit den republikanischen Truppen alle Beschwerlichkeiten der Arbeiten, und alle Ungemächlichkeiten des Wetters. Er kam nach einiger Zeit in den Konvent zurück, und fand zu seinem größten Mißvergnügen die Sache nicht so geordnet, wie er es nach seinem republikanischen Sinne wünschte. Hier mußte er manches Ungemach erfahren, er wurde als ein Empörer und Mißvergnügter angegeben; einige seiner vormaligen Kollegen suchten ihn unter das Mordinstrument des Henkers zu bringen; öfters als einmal war ein Anklagsdekret wider ihn im Werke; die Polizei mußte alle seine Schritte genau beobachten, er aber schritt seinen Gang fort; erhielt durch Einverständniß mit der Deputazion vom Oberrheine die Ruhe in seinem Departemente, und bewahrte dasselbe von manchen bösen Folgen der Revoluzion, die in andern Departementen herrschten, und sicherte sich durch Klugheit vor allen ihm drohenden Gefahren.

Nach dem Falle des Robespierre wurde er den 31. des Monats August im Jahre 1794 zum Mitgliede des öffentlichen Heilsausschusses ernannt. Er war es, der im Monat Oktober eben dieses Jahres die Sperrung des Saales der Jakobiner, als eine für das allgemeine Beste höchst nothwendige Sache in einer bündigen Rede darstellte, und nicht nur allein betrieb, sondern auch den hierüber gefaßten Entwurf als der erste unterschrieb. Er war es, der den zu Haag am 16. Mai 1795 zwischen Frankreich und den vereinigten Niederlanden geschlossenen Frieden und Freundschaftstraktat entworfen, die darüber geführten Unterhandlungen betrieben, und ihn endlich zu Stande gebracht hat. Auch hatte er das Meiste zu dem bald nachher mit dem König von Preussen geschlossenen Vertrage in Ansehung der Neutralitätslinie, die für die französische Staatsverfassung von unendlichem Nutzen war, beigetragen.

Da im Monate Oktober des nämlichen Jahrs 1795 die dritte Konstituzion verfasset, und die derselben angemessene republikanische Regierungsform festgesetzet war, wurde Reubell zu einem der fünf Direktoren erwählet. Nach der Konstituzion mußte ein Direktor älter als 40 Jahre, und entweder ein Minister oder ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers gewesen seyn. Das Letztere war Reubell

zweimal, wie wir gesehen haben; und im Alter hatte er bereits 49 Jahre. Er führte im Direktorium das Präsidium in den Monaten Februar, März, und April des Jahres 1797: unter seiner Präsidentenschaft wurden also die Präliminar-Friedensartikel zwischen dem Erzhause Oesterreich und der französischen Republik zu Stande gebracht, und unterzeichnet, auch die dessenthalben an beide Räthe addressirte Bothschaft von ihm unterschrieben.

Als hernach den 19. Mai das Loos gezogen wurde, welcher von den Direktoren austreten sollte, da vermöge der Konstituzion jährlich einer der fünf Direktoren das Direktorium verlassen muß, so fiel das Ausschliessungsloos auf den damaligen Präsidenten Letourneur, und Reubell nebst Reveillere-Lepaux, Barras und Carnot blieben im Direktorium. In dem bekannten Streit zwischen einem Theile des Direktoriums, und einem ansehnlichen Theile des gesetzgebenden Körpers in Verbindung mit dem kleineren Theile des Direktoriums, hielt sich Reubell an Barras und Reveillere-Lepaux; war also bei der grösseren Partei desselben, die den Sieg den 4. September 1797 davon trug, von welchem Ereignisse wir in der folgenden Biographie Carnots etwas ausführlicher sprechen werden.

Indessen mußte Reubell zur Herstellung seiner Gesundheit im Jahre 1798 das Direktorium auf einige Zeit verlassen, nachdem ihm vorher der gesetzgebende Körper der Konstituzion zu Folge Erlaubniß ertheilt hatte, sich während drei Dekaden von Paris zu entfernen. Er reisete daher am 1. August nach den Bädern von Plombieres, und wurde in allen Städten, durch welche er fuhr, mit grossen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Im September war er wieder in Paris, um an den Regierungsgeschäften des Direktoriums Antheil zu nehmen, und fährt fort, mit neuer Kraft, sich wieder wie vorher besonders der Diplomatik zu widmen.

Carnot.

Lazarus Nikolaus Carnot wurde in dem Marktflecken Nolai in dem Departement de la Cote d'Or am 13. Mai 1753 gebohren. Sein Vater war Advokat des Ortes, hat im Anfange des Jahres 1797 noch gelebet, und ist ein in allem Betrachte würdiger Greis. Seine ganze Familie genießt in diesem Orte eine grosse Hochachtung. Der junge Nikolaus Lazar hatte sich in seiner Jugend mit vielem Eifer auf die Wissenschaften verleget, am meisten aber auf die Dichtkunst und Mathematik. Diese beiden Wissenschaften trieb er wechselweise so, daß ihn weder die Mathematik zu sehr ermüdete, noch die Dichtkunst im Betrieb nothwendigerer Geschäfte hinderte. Auch der ungebundenen Schreibart widmete er manche schöne Stunden mit dem besten Erfolge, wovon er ein vollwichtiges Zeugniß in der Lobschrift aufstellte, die er auf den Marschall de Vauban verfaßt hatte. Ein fernerer

Beweis hievon liegt in dem Preise, den ihm die Akademie zu Dijon zuerkannt hatte.

Seine poetischen Arbeiten finden sich in den französischen Musenalmanachen von den Jahren 1787 und 1792; man bemerket in selben einen feinen Geschmack, einen gebildeten Geist, eine geübte Feder. Er wurde nicht nur allein zum Mitgliede der Akademie zu Dijon, sondern auch zum Mitgliede der Akademie zu Arras angenommen, und zum Korrespondenten des Musäums zu Paris gewählet. Auch seine mathematischen Schriften und Versuche erhielten vieles Lob, und verschaften ihm noch vor der Revoluzion ehrenvolle Aufmunterungen zu ähnlichen Arbeiten, und nach dem Ausbruche derselben, die Aufnahme in das Nazional-Institut. Die Mathematik wurde endlich sein Brodstudium; denn er verlegte sich ganz auf das Geniewesen, und wurde zum Geniekorps angenommen. Was er bei diesem Korps bis in das Jahr 1789 vorgenommen hat, ist zu wenig bekannt. Ich werde mich also nur bei dem aufhalten, was er während diesem Jahre, und später noch gethan hat.

Er wurde zum Mitgliede der ersten konstituirenden Nazionalversammlung in diesem Jahre 1789 erwählet, war dazumal schon auf der linken Seite des Nazionalsaales, hielt es mit jenen, die ein ganz freies Volk aus

den Franzosen machen wollten, und kam daher natürlich in nähere Verbindung mit Robespierre und mit den Jakobinern. Er wurde auch zum Mitglied des den 21. September 1792 zusammengetretenen Nazionalkonventes erwählet, und da in den ersten Sitzungen schon dieser Konvent in zwei Theile getheilet war, deren einer an seiner Spitze Pethion, der andere Robespierre hatte, so schlug sich Carnot zum zweiten. Bei dem Prozesse der Ermordung Ludwigs XVI. stimmte er mit andern für den Tod desselben. Bald darauf wurde er zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses ernannt, wo er sich aber nicht ganz nach dem Sinne und dem Willen des blutdürstenden Robespierre betrug. Denn er hatte mehr Menschlichkeit in seinen Gesinnungen als dieser; und daher auch mehr Mäßigung in Verurtheilung derer, die von andern als Feinde der neuen Einrichtungen angegeben wurden. Als einstens Robespierre von Erweiterung des Revoluzionsgerichts redete, faßte ihn Carnot scharf ins Aug, und sagte zu ihm: Geh! du bist nichts als ein feiger Tirann.

Bei aller seiner Mäßigung aber blieb er immer ein eifriger Patriot nach dem Sinne der damals schon herrschenden Partei, das ist: ein eifriger Republikaner. Er wurde vom Konvente als Kommissär zu den Rheinarmeen, an die Pirenäen, und in das Norddeparte-

ment geschickt. Ueberall diente er dem Staate, ohne die Bürger zu unterdrücken; er ehrte die Vaterlandsliebe, ohne jene zu zernichten, die sich andere Begriffe von Vaterlandsliebe machten; er stritt für die Freiheit, ohne die Waffen der Tirannen zu Hilfe zu nehmen. Daher fand er fast allzeit, so oft ihm strenge Maßregeln vorgeschrieben wurden, hinlängliche Beweggründe sie zu mildern. Dieses war auch die Ursache, daß Robespierre ihn auf die Liste der Unglücklichen setzte, die er zum Tode befördern wollte: allein dieser Tirann fand früher einen gewaltsamen Tod, als er seinen Vorsatz ausführen konnte. Uebrigens so lang Carnot bei den Armeen war, und selbst die Plane entwarf, wurde der Krieg immer zum Vortheile Frankreichs geführet, sobald er aber die Kriegsheere verließ, wich auch das Kriegsglück von ihnen.

Bei der Veränderung des gesetzgebenden Körpers, und Einführung der Konstituzion von 1795, wurden fünf Direktoren erwählet: Letourneur, Reubell, Reveillere-Lepaux, Barras, und Sieyes. Dieser letzte nahm aber diese erhabene Stelle nicht an, worauf Carnot zum fünften Direktor ernannt wurde. In dieser Eigenschaft zeigte er grosse Anhänglichkeit an die Konstituzion vom Jahre 1795. Zwar hielt er sie nicht für ein Meisterstück, das keiner Vervollkommnung mehr fähig sey,

allein er glaubte doch, daß durch sie Ruhe und Glanz in sein zerrüttetes Vaterland wieder zurückkehren werde. Er war es, der dem Polizeiminister den Weg mit eigener Hand vorzeichnete, den man einschlagen müsse, und die Zugänge, die man zu bewachen habe, um in einem Augenblicke zugleich den Terroristen Baboeuf und seine Mitgehilfen sammt den Entwürfen desselben in die Gewalt zu bekommen. Er war es, der später eine andere Verschwörung wider den gesetzgebenden Körper, und das Direcktorium sicher zu entdecken wußte. Unterdessen war er doch immer den gewaltsamen Maßregeln einiger seiner Kollegen entgegen; und scheint von jener Partei gewesen zu seyn, die in ihrem Vaterlande Ruhe und Uebereinkunft aufblühen zu sehen wünschte, und keines, weder eines Demokraten, noch Aristokraten, weder eines Anarchisten, noch eines Monarchisten Blut fliessen sehen wollte.

Daher mag es gekommen seyn, daß er von einigen für einen Anarchisten und Terroristen, von andern für einen Royalisten gehalten wurde. Ich habe zwar keine Lust zu untersuchen, in wie weit das eine oder das andere, oder wohl gar ob eines aus beiden wahr seye; jedoch wird es mir hier erlaubt seyn, die Bemerkung zu machen, daß diese Wörter: Royalist, Terrorist, Anarchist selbst

in Frankreich noch sehr unbestimmt sind, wie es selbst Männer, die dort schreiben, eingestehen. Vielleicht geht es hier, wie bei allen politischen und gelehrten Zänkereien, wo jede Partei die Gegner mit einem irgend woher entlehnten Namen, den sie für ein Schimpfwort will gehalten haben, ohne daß er es wirklich ist, beleget. Er sey nun, was er wolle, so haben seine Feinde doch so viel bewirket, daß ihm Verdrüßlichkeiten genug gemacht, und sein Sturz beschlossen wurde, wie wir in der Folge sehen werden.

Carnot war während seines Direktoramtes zweimal Präsident des Direktoriums; das erstemal im Jahre 1796, eben da vom Erzherzog Karl der im verflossenen Jahre 1795 festgesetzte Waffenstillstand am Rheine aufgekündiget wurde; nach welcher Aufkündigung er eine hochlautende Proklamazion an die Französischen Soldaten erließ, und sie zu Heldenthaten aufmunterte. Das zweitemal wurde er es am Ende des Mai im Jahre 1797. Denn da hatte, wie schon früher erwähnt wurde, vermöge der Konstituzion einer der fünf Direktoren abzutretten, und ein anderer mußte an seine Stelle kommen. Es war bestimmt, daß Loose sollten gezogen werden, um zu entscheiden, welcher abzutreten habe. Die Loosung geschah am 19. Mai. Letourneur war eben damals Präsident, und zog

das ausschliessende Loos. An die Stelle des Austretenden wurde der damalige Minister der Republik in der Schweiz, der gelehrte Barthelemy gewählet. Letourneur übergab das Direktorialsiegel dem Carnot, der an seiner Statt am 22. Mai Präsident wurde. Am 6. Junius wurde Barthelemy ins Direktorium aufgenommen, und hielt an selbem Tage eine Anrede voll republikanischen Sinnes, die von Carnot im gleichen Geiste erwiedert wurde. Da der angekommene Direktor ebenfalls zur Partei der Gemäßigten gehörte, so hielt er sich stark an Carnot, und daraus entstand eine Spaltung im Direktorium. Die Gemäßigten: Carnot und Barthelemy machten eine Partei aus; die drei übrigen: Reveillere-Lepaux, Barras und Reubell die andere. Von nun an waren diese beiden Parteien einander immer entgegen.

Da eine gleiche Spaltung auch in beiden Räthen herrschte, und zwar so, daß in dem Rathe der Jüngern die gemäßigte Partei die stärkere war, so gab es immerwährende Uneinigkeiten zwischen dem Direktorium und dem gesetzgebenden Körper. Durch den stärkeren Theil des Direktoriums wurde eine grosse Veränderung unter den Ministern vorgenommen: nur zwei von ihnen wurden beibehalten, die übrigen fünf wurden durch andere ersetzet. Carnot und Barthelemy protestirten zwar dar-

über, aber ihre Protestazionen wurden nicht geachtet. Unterdessen kam der 22. August an; das Präsidium Carnots hatte sein Ende, und anstatt seiner wurde Reveillere-Lepaux Präsident.

Nun fing die Spaltung und Erbitterung zwischen beiden Parteien an stärker zu werden. Das Direktorium, so wie der gesetzgebende Körper, oder vielmehr die Majorität des einen und des andern war auf Sicherheitsmittel zu ihrer Erhaltung bedacht, und am 4. September geschah der wirkliche Bruch. Am 2. nämlich entdeckte die Polizei ein ganzes Magazin von Waffen; das Direktorium bemächtigte sich derselben, ließ alle jene, die davon Wissenschaft hatten, arretiren, und schickte darüber ein besonderes Sendschreiben an den Rath der 500, oder der Jüngern. In der Nacht vom 3. auf den 4. schritten endlich die drei Direktoren, welche die strengere Partei ausmachten, zu entscheidenden Schritten. Es geschahen Allarmschüsse; das Volk blieb ruhig. Die mit dem Direktorium im Einverständnisse stehenden Glieder des Rathes der 500 versammelten sich im Odeon, die des Rathes der Alten in der Arzenei-Schule. Die Saalinspektoren, und mehrere Mitglieder sowohl vom Rathe der Jüngern als der Aeltern wurden verhaftet: auch Carnot und Barthelemy sollten arretirt werden; allein erste-

rer, der das Wetter zeitlich genug bemerkte, hatte sich mit der Flucht noch bei der Nacht gerettet, und letzterer blieb einige Zeit verborgen, wurde aber endlich doch gefunden, und mit den gefangenen Deputirten ausser Land über das Meer nach Cayenne gebracht.

Wo Carnot hingekommen sey, weiß man eigentlich nicht: einige wollen behaupten, er seye ermordet worden; andere versichern dagegen wahrscheinlicher, er seye mit Boissy d'Anglas, Pastoret, Dumolard und einigen anderen Gliedern beider Räthe durch die Schweiz glücklich nach Deutschland gekommen. Weil er auch ein Mitglied des Nazionalinstituts der Wissenschaften war, so befahl das Direktorium ihn aus der Zahl dieser Glieder auszustreichen, und ein anderes an seine Stelle zu wählen. Als neue Direktoren aber traten ein Merlin von Douai, und Francois von Neufchateau.

La Fayette.

Gilbert Mottier la Fayette wurde in Frankreich im Distrikte Velai am 1. September des Jahrs 1757 gebohren, und ist ein Nachkömmling des berühmten Marschalls la Fayette. Von Natur aus war er muthig und unerschrocken, und hatte grosse Neigung zur Thätigkeit. Der Stand eines Kriegers war von seiner Jugend an sein Lieblingsstand, obwohl er vermög seines Stammes und seiner Geburt als Zweig einer edlen und berühmten Familie sich Hoffnung auf die größten Ehrenstellen im Staate machen konnte. Seine Jünglingsjahre vertändelte er nicht mit Weibern und Liebeshändeln, sondern brachte sie mit ernsthaften Beschäftigungen und mit solchen Wissenschaften zu, die seinem damaligen und künftigen Stande angemessen waren.

Unterdessen war Krieg zwischen England und dessen nordamerikanischen Unterthanen, die sich dem Mutterreiche entzogen, und den

Gehorsam aufgekündigt hatten. England wollte sie, nachdem andere Mittel nichts bewirket hatten, mit Gewalt der Waffen zu ihrer Schuldigkeit zurückbringen, und würde seinen Zweck auch erreicht haben, wenn nicht andere Mächte die Nordamerikaner unterstützt hätten. Der Krieg wurde im Jahre 1774 angefangen, und hatte schon bis in das Jahr 1777 gedauert; allein er wurde mit vielem Glücke auf Seite der Engländer geführet. General Howe hatte die Heere der Amerikaner überall geschlagen und zerstreut, und diese flohen, wo sie eine englische Mannschaft sahen. Die Amerikanischen Kolonien hatten ein äußerst kleines regulirtes Korps nur von wenigen Tausenden; Geld und Kredit mangelte ihnen, und keine Macht wollte sich mit ihnen alliiren.

Franklin war zwar als amerikanischer Agent in Paris, um das französische Ministerium dahin zu bewegen, daß es die Kolonien mit Geld und Mannschaft unterstützte: allein er fand bis diese Zeit wenig Gehör. La Fayette hatte Bekanntschaft mit Franklin bekommen, und sich ihm als einen Vertheidiger ihrer Sache gegen ihr Mutterreich England angebothen. Franklin hatte zwar anfänglich das Anerbieten des jungen Helden angenommen: allein, nachdem das Französische Ministerium sich sogar geweigert hatte ein Schiff den Amerikanern zu überlassen, ihn wieder

gebeten, von seinem Vorhaben abzustehen. Jedoch la Fayette wich nicht ab; er kaufte eine Fregatte, ließ sie ausrüsten, reisete nach Amerika, kam im Monate April schon zu Charles Town an, und bestritt alles aus eigenem Vermögen.

Von Charles Town reisete er nach Philadelphia, wo der Kongreß der Deputirten jener Provinzen, die sich der Englischen Oberherrschaft entrissen hatten, versammelt war; und bat denselben, ihn als einen Freiwilligen bei ihrer Armee dienen zu lassen. Der Kongreß nahm es an, und bezeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihn zum Generalmajor ernannte. Der neunzehnjährige Generalmajor ging nun zur Armee, und wurde von dem Obergenerale Washington mit vieler Hochachtung und Liebe empfangen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft lieferte Washington den gar sehr überlegenen Engländern eine Schlacht, die er gerne vermieden hätte, und auch würde vermieden haben, wenn er nicht dazu ausdrücklichen Befehl vom Kongresse gehabt hätte. La Fayette bekam eine kleine Brigade anzuführen, wurde aber zurückgeschlagen; er eiferte seine Mannschaft an, noch einmal vorzurücken und die Engländer anzugreifen: allein man gehorchte ihm nicht. Er bekam eine gefährliche Wunde,

und mußte nach Philadelphia gebracht werden: allein auch hier mußte er bei der Ankunft der siegenden Engländer weichen, und sich in die Gebirge tragen lassen. Er wartete seine völlige Heilung nicht ab, sondern ging noch vor Vollendung derselben zur Armee, und kam nach Jersei, wo er sich mit dem General Green vereinigte. Dieser übergab ihm ein Korps, um mit selbem die Bewegungen der Engländer zu rekognoszieren. Hier stieß er auf ein Korps kriegsgewohnter Hessen, die seiner Mannschaft an der Zahl, am Muthe, und an der Geübtheit weit überlegen waren; er wußte in den Gemüthern der Seinigen so viel Vaterlandsliebe zu erregen, daß sie seinem Befehle und seinem Beispiele zu Folge die Hessen muthig angriffen und zerstreuten. Dieser Sieg befestigte noch mehr das Zutrauen der Amerikaner gegen ihn, und erwarb ihm ein besonderes Lob des Obergenerals Washington.

Im folgenden Frühlinge, nämlich im Jahre 1778 sollten die Truppen des Kongresses unter Anführung des la Fayette Kanada einnehmen. Er entwarf selbst den Plan dazu, und erhielt vom Kongresse die beste Unterstützung: allein man hielt ihm das Versprechen nicht, und er mußte seinen so gut durchgedachten Plan aufgeben. Da er im Anfange dieses Feldzuges nach Albanie, von wo aus

die Unternehmung auf Kanada ausgehen sollte, kam, fand er den General Arnold, der nachher von den Amerikanern zu den Engländern übergegangen war, im Begriffe, den englischen Kapitain Butler hinrichten zu lassen. La Fayette zeigte Arnolden das Unschickliche dieser Handlung, und rettete dadurch Butlers Leben. So verband la Fayette Menschlichkeit und zartes Gefühl mit dem Soldatenmuthe, was nicht bei vielen Helden gefunden wird.

In diesem Jahre machten die Engländer abermal merkliche Fortschritte, und erhielten einige Siege. Dieses hatte zur Folge, daß Washingtons Ansehen zu fallen anfing, und einiges Mißtrauen gegen ihn geschöpft wurde. La Fayette, der für diesen General grosse Ehrfurcht hatte, wußte die Gemüther zu besänftigen, und den dadurch eingeschlichenen Unordnungen Einhalt zu thun. Unterdessen war Kanada nur von wenig disziplinirten Soldaten vertheidiget, und Washingtons kleine und meistentheils kränklichte Armee, hatte vor sich eine muthige, gesunde und weit zahlreichere Mannschaft der entschlossensten Engländer mit einem tapfern und erfahrnen Generale: jedoch er nahm eine solche Stellung, in der er nicht konnte angegriffen werden. La Fayette aber, der ein abgesondertes kleines Korps zu kommandiren bekam, wurde von einer grossen englischen Macht eingeschlossen,

und war in Gefahr aufgerieben zu werden; hätte ihn seine muthvolle Geistesgegenwart nicht ein geschicktes Manöver machen lassen, durch welches es ihm gelang sich so glücklich zurückzuziehen, daß er nicht nur keinen Mann dabei verlor, sondern auch wieder zur Hauptarmee stossen konnte.

Am 27. Julius erfocht Washington einen Sieg über die Engländer, wozu la Fayette, der anfänglich den Vortrapp, und hernach die zweite Linie der Armee kommandirte, Vieles beitrug. Nachdem der Sieg entschieden war, bekam er ein Kommando von beiläufig 2000 Mann, mit welchem er dem Generale Sullivan, der in der Rhode Island sehr im Gedränge war, zu Hilfe kam, und abermal einen herrlichen Rückzug machte, ohne irgend einen Mann zu verlieren.

Im Jahre 1779 war la Fayettens Vaterland, Frankreich nämlich, wegen der Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten mit England im Kriege begriffen, und er faßte den Entschluß nach Hause zu eilen, und als redlicher Bürger seinem Vaterlande zu dienen: er verlangte Erlaubniß zur Abreise, und erhielt sie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Der Kongreß ließ ihm auch zur Bezeigung seiner Dankbarkeit einen kostbaren Degen, in welchem nebst einigen

allegorischen Vorstellungen auch einige seiner vornehmeren Thaten eingegraben waren, verfertigen; der ihm auch zu Havre de Grace von dem Enkel Franklins überreicht wurde.

Zu dieser Rückkehr nach Frankreich ließ der Kongreß eine eigene Fregatte ausrüsten, und wollte zu ihrer Bemannung Matrosen pressen, das heißt, mit Gewalt ausheben lassen. La Fayette verabscheute ein solches Verfahren, und wünschte, daß man nur solche Matrosen nehmen sollte, die sich freiwillig darbieten würden. Die gehörige Anzahl war bald beisammen, und das Schiff segelte ab. Unter den Freiwilligen bestand die Hälfte aus Engländern, die von den Amerikanern waren gefangen worden; diese verschworen sich unter einander, den la Fayette und die übrigen Offiziere auf dem Schiffe zu ermorden. Der Plan aber wurde durch einen Amerikaner verrathen, der von den Engländern, weil er sehr gut englisch sprach, für ihren Landsmann war gehalten, und eben darum in ihr Interesse gezogen worden.

La Fayette blieb nicht lang in Frankreich, sondern kehrte bald wieder nach Amerika zurück. Der Tag seiner Ankunft zu Boston war ein allgemeines Freudenfest. Kanonen wurden abgefeuert, Glocken geläutet, da er unter einer wohlbesetzten Musik in das Haus geführet wurde, das der Magistrat zu seiner

Wohnung bestimmt hatte; und am Abend wurde ihm zu Ehren die Stadt beleuchtet. Und dennoch war es damals noch nicht bekannt, daß er mit Hilfstruppen, mit Geld und Munition versehen war. Er verließ bald Boston, und eilte zur Armee: wo er mit gleichem Jubel empfangen wurde, und das Kommando über ein leichtes Korps erhielt.

Mit Anfang des Jahres 1781 wandte der englische General Kornwallis, dessen ununterbrochenes Siegen ihn den Amerikanern furchtbar machte, seine Hauptmacht gegen Virginien, in sicherer Voraussetzung, daß wenn diese Provinz bezwungen wäre, alle übrigen sich von selbst ergeben müßten. La Fayette hatte damals Befehl bekommen, mit seinem Korps eine Unternehmung auf Portsmouth zu machen: allein weil eben damals der englische Admiral Arbûthnoth einen herrlichen Sieg über Destouches, den Kommandanten einer französischen Eskadre, erfochten hatte, mußte la Fayette sich zurückziehen. Hernach wurde er beordert nach Virginien zu ziehen, und sich den zweien englischen Generalen Philips und Arnold entgegen zu setzen. Er rückte bis Baltimore vor, und erfuhr daselbst, daß sich Philips mit 3000 Mann nach Portsmouth einschiffen wollte; er schloß hieraus ganz richtig, daß derselbe Absichten auf Richmond, die Hauptstadt Virginiens habe,

in welcher die meisten Kriegsbedürfnisse der Amerikaner aufbehalten waren. Er marschirte also mit seiner von allen Bedürfnissen entblößten, aber zur Ertragung aller Beschwerlichkeiten bereitwilligen Armee nach Richmond, kam einen Tag vor seinem Gegner daselbst an, und nahm eine solche Stellung, daß Philips nicht wagte ihn anzugreifen, sondern unverrichteter Sachen sich zurückzog. So hatte also la Fayette den Amerikanern abermal einen beträchtlichen Vortheil durch Rettung der Hauptstadt und Erhaltung der Kriegsbedürfnisse verschaffet.

Nun wurden die drei Armeen unter Kornwallis, Philips und Arnold vereiniget; denen la Fayette nur mit 1000 Mann von regulärem Fußvolke, 2000 Landmilizen und 60 Dragonern entgegenstand. Er zog sich ein wenig zurück; Kornwallis spottete nur seiner, und schrieb nach London, nun könne ihm das Wiegenkind (la Fayette) nicht mehr entkommen. Kornwallis wollte dem la Fayette eine Schlacht liefern: dieser wich aber aus, und zog sich so lang zurück, bis er sich mit dem Korps des General Waine vereinigen konnte; welches zwar Kornwallis verhindern wollte, aber ohne Erfolg. Er suchte alsdenn diese zwei Generale von ihren Magazinen abzuschneiden; diese aber kamen ihm durch forzirte Märsche zuvor, und Kornwallis sah zu seinem

größten Verdrusse bei dem Aufgange der Sonne den la Fayette zwischen den amerikanischen Magazinen und dem englischen Lager aufmarschirt stehen. Er wurde hernach von la Fayette und Waine bis nach Portsmouth mit nicht geringem Verluste zurück gedrückt.

Das Korps des la Fayette war nun 5000 Mann stark; er wußte aber stets so zu manövriren, daß ihn Kornwallis nicht angreifen konnte. Fünf Monate lang hatte er mit seinem geringen Korps die ganze Last des Krieges getragen, und dabei ungemein viel Ungemach ausgestanden, bis er sich endlich mit den Heeren der Generale Washington und Rochambeau vereinigen konnte. Nun war dem General Kornwallis die amerikanische Macht zu stark, und ihm blieb kein anderes Mittel übrig, als sich mit seiner ganzen Mannschaft auf Diskrezion zu ergeben. Die Folge dieses grossen Sieges, wozu la Fayette das Meiste beigetragen hatte, war, daß sich die Landmacht der Engländer nicht mehr erholen konnte, und das Ministerium zu London schon anfing, von der Anerkennung der Unabhängigkeit von Nordamerika zu sprechen.

Itzt ging la Fayette nach Philadelphia, wo er gleichsam im Triumphe empfangen wurde. Die Staaten von Virginien errichteten ihm zu Ehren eine Büste, und zierten sie mit vielen Inschriften, um dadurch ihre Dankbar-

keit zu bezeigen; späterhin gaben sie einer Grafschaft ihm zu Ehren den Namen Delafayette, welches auch die Staaten von Pensylvanien gethan hatten. Wo er in Amerika herumreisete, erhielt er überall die ausgezeichnetesten Ehrenbezeugungen. Darauf reisete er wieder nach Frankreich, um die Regierung dahin zu bewegen, daß den Nordamerikanern mehr Hilfstruppen zugeschicket würden. Er erhielt so viel Zutrauen vom Kongresse, daß derselbe allen seinen Abgeordneten befahl, ihm alle Staatsgeheimnisse anzuvertrauen. Er wollte nicht lang in Frankreich verbleiben, sondern war schon im Begriffe mit dem Grafen Destaing, der 8000 Mann nach Amerika führen sollte, abzureisen. Aber eben in der Zeit, da er absegeln wollte, vernahm er, daß die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten anerkannt, und der Friede abgeschlossen sey: darum änderte er seinen Entschluß, und blieb in Frankreich.

Er lebte nun im Schooße seiner Familie ruhig. Eine tugendhafte Gattin und einige zarte Sprossen versüßten ihm die Tage der Ruhe. Jedoch bei aller wechselseitigen Liebe, die in seinem Hause herrschte, hatte er immer eine grosse Zuneigung zu Amerika und ihren Einwohnern; daher er dann sich zu einer neuen Reise dahin entschloß, und sie im Jahre 1784 antrat. Er landete in Neuyork,

weil er diese Stadt vorhin nicht gesehen hatte; und besuchte seine alten Waffenbrüder, welche nun nach abgelegter Uniform zu ruhigeren Beschäftigungen zurückgekehret waren, und wurde von ihnen mit vieler Zärtlichkeit aufgenommen. Er reisete nach Pensilvanien, und erhielt da vorzügliche Ehrenbezeugungen; dann begab er sich nach Montvermon, wo Washington von seinen Thaten ausruhete; und beurlaubte sich erst nach einem zwölftägigen Aufenthalte. Er besuchte Baltimore und Boston, und überall bemühte man sich, ihm ausgezeichnete Ehren zu erweisen. Viele Städte schenkten ihm das Bürgerrecht, und ganze Staaten nahmen ihn in die Zahl ihrer eingebohrnen Glieder auf. Zu Anapolis kam er noch einmal mit Washington zusammen, und nahm Abschied von ihm. Dann begab er sich nach Trew=Town in Neujersei, wo damals der Kongreß seine Sitzungen hielt, um sich bei selbem zu beurlauben. Zu Neuyork bestieg er eine Fregatte, und schiffte in sein Vaterland zurück. Bei seiner Abfahrt wurden ihm zu Ehren 13 Kanonen gelöset, und er ließ mit eben so viel Schüssen ein, seiner Meinung nach ewiges, Lebewohl erwiedern.

Nun lebte la Fayette wieder ganz für seine Familie, bis in das Jahr 1787, in dem er anfing zum allgemeinen Besten seiner Landsleute seine Kräfte anzuwenden. In diesem

Jahre berief der Finanzminister Calonne den Reichsausschuß, den man unter dem Namen der Notablen kennet, um durch dessen Vermittlung eine neue Auflage zu erhalten, durch welche die abgängigen Millionen, um welche die Staatsausgaben die Einkünfte überstiegen, hereingebracht werden könnten. Unter den Notablen befand sich auch la Fayette. Es wurde der Antrag gemacht, die ohnedem ausserordentlich drückenden Lasten des Volkes mit zwei neuen Auflagen zu vermehren. La Fayette hatte den Muth sich dem Antrage zu widersetzen, und zu zeigen, daß dieser Vorschlag die gefährlichsten Folgen für das Reich haben müsse. Er schlug zugleich einige andere Mittel vor, dem herannahenden Staatsbankerote vorzukommen. Seiner Meinung nach sollten in Verleihung der Pensionen und in andern öffentlichen Staatsausgaben Beschränkungen geschehen, wodurch er glaubte, daß eine Ersparung von beiläufig 40 Millionen möglich zu machen wäre. Einen Theil des Mangels hoffte er durch eine neue Anleihe zu tilgen. Das Uebrige, meinte er endlich, müßte durch solche neue Auflagen hereingebracht werden, die dem gemeinen Volke nicht zu lästig wären: diesem wären vielmehr die längst verheissenen Erleichterungen zu bewilligen. Sein Vortrag geschah mit so vieler Wahrheit und Wärme, daß ihm auch jene geneigt wurden, die es

vorhin nicht waren. In eben dieser Rede stellte er die Nothwendigkeit vor, den Protestanten freie Religionsübung zu gestatten.

Die Notablen bewilligten keine neue Auflage, sondern schlugen nur eine neue Anleihe von 60 Millionen vor; sie brachten es dahin, daß Calonne seiner Ministerstelle entsetzet wurde, und beriefen sich schon am 29. März auf einen allgemeinen Reichstag, der künftig sollte gehalten werden. Die letzte Versammlung geschah am 24. April, in der sich la Fayette abermal als einen Freund des Vaterlandes zeigte; nach der er aber wieder ruhige Tage in seiner Familie zwei Jahre auf seinen Gütern genoß. Im Jahre 1789 aber wurde er dem ruhigen Leben, den Umarmungen seiner Gattin, und den Liebkosungen seiner Töchter entzogen: denn um diese Zeit fand sich der damalige Finanzminister Necker in die Nothwendigkeit versetzet, die Reichsstände zusammen zu rufen; und unter diesen war auch la Fayette. Der fünfte Mai war der Tag, an dem die Versammlung der Reichsstände eröffnet wurde.

Anfänglich waren drei Stände: der adeliche, der geistliche, und der Bürger-Stand; bald hernach vereinigten sich einige vom adelichen und geistlichen Stande mit dem Bürgerstande, und nannten sich von dieser Stunde an die Nazionalversammlung. La Fayette

war einer der ersten, der dieser Vereinigung beitrat. Da nun alle drei Stände beisammen waren, drang ein grosser Theil der Glieder darauf sich mit einem neuen Konstituzionsplane, das heißt, mit der Errichtung einer neuen Staatsverfassung zu beschäftigen. La Fayette war unter denselben; Lally Tolendal glaubte aber, eine neue Konstituzion könne auf abstrakte Begriffe nicht gebauet werden; im gegenwärtigen Augenblicke sey es aber mehr um thätige unverweilte Abhilfe gegenwärtiger Unglücksfälle, als um etwas anderes zu thun. Es wäre zu wünschen gewesen, diese wichtige Bemerkung wäre von allen zu Herzen gefaßt worden!

Den 15. Julius nach den vorhergegangenen blutigen zweitägigen Auftritten in Paris kam der König in die Nazionalversammlung, die damals noch in Versailles war, und ersuchte dieselbe, daß sie eine Deputazion nach der Hauptstadt schicke, die dem Volke seine redlichen und gutgemeinten Gesinnungen eröffnen sollte. Voll Freude über dieses Betragen des Königs, wählte die Versammlung den la Fayette nebst einigen andern Gliedern zu diesem Geschäfte. Die Deputazion wurde mit den lautesten Beifallsbezeugungen vom Volke aufgenommen, und mit Jubel auf das Rathhaus begleitet. La Fayette hielt eine rührende Rede an das Volk; er stimmte die Gemüther um,

und von allen Seiten erscholl öfters: Glücklich lebe der König! Glücklich lebe die Nazion! Nach la Fayetten hielt Lally Tolendal ebenfalls eine Rede, die das Volk in einen noch grösseren Schwung versetzte.

Früher noch, als diese Deputazion ankam, war la Fayette zum Oberbefehlshaber der Pariser Bürgermiliz ernannt worden. So sehr la Fayette dieser Stelle würdig war, so geringfügig war der Umstand, der seine Erhebung zur selben veranlaßte. Die Stadtfahne lehnte neben dem Kamine des Rathhaussaales, auf dem die Büste la Fayettens stand, und der Wind wehte eben die Spitze der Fahne über die Büste, in dem Augenblicke, in dem die Frage aufgeworfen wurde, wer der Oberbefehlshaber der Bürgermiliz seyn sollte; einer der Wahlherren zeigte mit dem Finger auf gedachtes Spiel des Windes, und alle riefen einstimmig, la Fayette sollte Anführer seyn. Dankbar nahm dieser Held eine so ehrenvolle Stelle an, zog seinen Degen, und verhieß feierlich sein Leben für die Verfechtung der neuen Freiheit aufzuopfern. Alle wünschten ihm und sich selbst Glück; die herzuströmende Menge war so groß, daß er und Herr Bailly, der bald nach ihm zum Maire, das heißt, zum Bürgermeister der Stadt ausgerufen wurde, in Gefahr waren, von den Glückwünschenden erdrücket zu werden.

La Fayette hatte wirklich alle jene Eigenschaften, die eine solche Stelle erforderte; er hatte Muth, Unerschrockenheit, Uneigennützigkeit, Gegenwart des Geistes, Ansehen bei allen Menschen, die Liebe des Volkes und die Hochachtung des Königs; daher es kein Wunder war, daß er viele, über welche schon die Mordmesser des wüthenden Volkes gezücket waren, am Leben erhielt. So rettete er den Abbe Cordier aus den Händen der Mörder, die ihn verkannt hatten, und erwarb ihm sogar die Gunst des Volkes. Auch den Kommandanten der eingerissenen Bastille, Soules, gegen den das Volk Verdacht schöpfte, erhielt er am Leben. Allein den unglücklichen Foulon, einen vormaligen Staatsrath und bekannten Wucherer, und seinen Schwiegersohn Berthier, gewesenen Intendanten der Stadt konnte er dem wüthenden Pöbel nicht entreissen: der erste wurde auf einen Laternenpfahl gehängt, und der zweite in Stücke zerhauen, und ihm das Herz aus dem Leibe gerissen; ungeachtet er alle Mühe anwandte, eine so regellose Grausamkeit zu verhindern.

Ueber diese grauenvollen Auftritte war la Fayette äusserst entrüstet, und legte seine Stelle den Tag darnach, den 22. Julius in einem Schreiben nieder, das er an den Maire Bailly erließ, und von dem er an einen jeden der 60 Distrikte eine Abschrift schickte. Die

Versammlung der Wahlherren (Rathsmänner) begab sich zu ihm, um ihn zu bereden, daß er auf seinem Posten verbleiben sollte. Von verschiedenen Distrikten liefen Addressen an ihn ein, in denen die Bürger ihr Betragen des vorigen Tages bereueten, und ihm den pünktlichsten Gehorsam angelobten. Er war unterdessen mit den Wahlherrn auf das Rathhaus gegangen, wohin abermal Deputirte von den Distrikten zu ihm kamen, und wo schon eine Menge Volks versammelt war. Alle baten ihn so flehentlich, daß er seine Stelle beibehalten wolle, daß er Thränen der Freude darüber vergoß, und zuließ, daß er zum zweitenmal als Oberbefehlshaber der Bürgermiliz von Paris ausgerufen wurde.

Den 6. August Abends gegen 6 Uhr waren über 80,000 Menschen auf dem Greveplatze versammelt, welche mit wildem Mordgeschreie den Tod des Marquis de la Salle, des Unterkommandanten der Pariser Bürgermiliz, gegen welchen man bösen Verdacht geschöpfet hatte, verlangten. Lärmend stürmten sie in den Saal, in dem der Bürgerrath versammelt war, nachdem sie vorher die vor demselben stehende Wache zerstreuet hatten. La Fayette hörte von dem Vorfalle, und traf Anstalten, die Ruhe wieder herzustellen. Hierauf begab er sich in den Saal, setzte sich ganz kaltblütig unter die Rathsherren; vernahm

die Beschwerden des Volkes wider den Unterkommandanten; scherzte mit den Umstehenden, und bewog selst die Wüthendsten znm Lachen. Dann schickte er ein Detaschement ab, um den Angeklagten aufzusuchen. Das Toben des Volkes nahm zu. La Fayette aber sagte: „Wir wollen ruhig nach Hause gehen, und uns niederlegen, meine Freunde! Sie sind müde, und ich kann meine Augen nicht länger offen halten. Ich sage ihnen, auf dem Greveplatze ist alles ruhig, Paris war nie ruhiger, als eben itzt.“ Man hielt la Fayettens Rede für Scherz; allein wie erstaunten sie, da sie auf dem Greveplatz Niemanden, als Soldaten fanden! Da sie sich nun gleichsam gefangen sahen, klatschten sie dem la Fayette, der sie noch einmal freundschaftlich anredete, Beifall zu, und begaben sich ruhig nach Hause. Die Soldaten hatten nämlich Befehl mit 4 Kanonen auf den Platz zu rücken, und das Volk zu verdrängen, und wurden durch die von allen Seiten zusammenrückenden Detaschemente verstärket.

Den 30. August versammelte sich eine grosse Menge Volkes im Palais Royal, das der Auswurf des menschlichen Geschlechtes, der Herzog von Orleans bewohnte, und war im Begriff nach Versailles zu ziehen, um das Benehmen der Nazionalversammlung zu ahnden,

den, und jene Glieder festzusetzen, welche dafür stimmten, daß die Beschlüsse der Versammlung nur dann erst die Kraft eines Gesetzes bekommen sollten, wenn sie vom König begnehmiget wären. La Fayette befahl seinen Truppen, daß sie sich am Thore den Unruhstiftern widersetzen sollten; dieses nebst der Standhaftigkeit des Bürgerrathes bewirkte, daß das Volk ruhig auseinander ging. Nicht so glücklich war la Fayette im Monate Oktober. Orleans wollte den Thron besteigen, und wandte alles an, die königliche Familie aus dem Wege zu räumen; er erkünstelte einen Brodmangel; warf die Schuld auf den König; wiegelte das Volk auf, daß es nach Versailles gehen sollte, vom König Brod zu fordern; hierzu erkaufte er meistentheils Weiber, mit denen sich Aufwiegler und Meuchelmörder in weiblicher Kleidung vereinigten. Er und sein Anhang bestachen die besoldete Bürgermilizen, die bekanntlich vorhin bei regulären Regimentern gedienet hatten, daß sie den la Fayette verlassen sollten, unter dem falschen Vorwande, dem König einen neuen Eid zu schwören; in der That aber, damit sie den Verschwornen verhilflich wären, ihre boshaften Plane auszuführen. La Fayette witterte hier die wahren Absichten, und schrieb dem Grafen Destaing, daß er den König bitten

sollte, ein ihm treues Regiment nach Versailles zu seiner Vertheidigung kommen zu lassen. Der König ließ hierauf das Regiment Flandern einrücken. Die Freudenmädchen und Buhldirnen, vom Herzog Orleans dazu gedungen, wußten die Soldaten zur gröbsten Sinnlichkeit zu verleiten, und dadurch zur Theilnahme an ihren mörderischen Planen zu verführen.

Unterdessen forderte die verführte Bürgermiliz von Paris, er sollte sie nach Versailles führen, damit sie dort ihrem Elende ein Ende machen könnte. La Fayette ermahnet sie, er bittet, er beschwöret sie von ihrem Vorhaben abzustehen, und zu Paris zu bleiben. Man höret ihn nicht; man will sogar einen andern Kommandanten wählen, wenn er sie nicht führen wollte. Er machet neue Vorstellungen; man drohet ihn auf die Laterne zu hängen. „Gut, sagte la Fayette, ich will euer Anführer seyn, sobald ich einen Befehl vom Bürgerrathe habe.“ Er schickte seinen Adjutanten dahin ab, und erhielt von da einen Brief mit dem Befehle nach Versailles zu ziehen. Todtenblaß im Angesichte gibt er seinen Unwillen zu erkennen, und ruft Marsch! Er reitet mit 4 Gliedern des Bürgerrathes hinter dem Vortrapp, und das Volk rief: Es lebe la Fayette! Der nach Versailles ziehende Haufen war bei 40,000 Mann stark.

Da sie in Montreuil angelanget waren, ließ la Fayette seine Mannschaft schwören, dem König und der Nazion getreu zu bleiben, und für die Wohnung des Königs Ehrfurcht zu haben. In Versailles ließ er diesen Schwur wiederholen. Alsdann sagte er zu den 4 Gliedern des Bürgerrathes: Wenn einer von uns lebendig zurückkömmt, der mache die Gründe dieses unsers Marsches bekannt; wir ziehen nach Versailles den König zu schützen, und das Königreich zu retten. Um 12 Uhr Nachts kam er zu Versailles an; fand keine bösen Rotten, denn sie hatten sich verstecket; ging zum König, versicherte ihn seines Schutzes; ermahnte ihn schlafen zu gehen, und ging selbst zur Ruhe, der er so sehr vonnöthen hatte.

Kaum fing er an derselben zu geniessen, so erhob sich das Toben des Volkes: der Abschaum desselben und die Meuchelmörder drangen in das königliche Schloß, tödteten viele Gardes du Corps, und es fehlte nur wenig, daß nicht auch die Königin umgebracht wurde. La Fayette erwachet, erschrickt, und eilt in den Pallast. Unterwegs rettete er durch seine Grenadiere 16 Gardes, die man schon morden wollte, das Leben; versöhnte nun zum zweitenmale das Volk mit dem König, und, da der König zum Volke sprechen wollte, und vor Beklemmung nicht reden konnte, führte

er das Wort anstatt desselben mit so vieler Beredsamkeit, daß viele tausend Stimmen zugleich aufriefen: Glücklich lebe der König! La Fayette wandte sich alsdann zum König, warnte ihn vor Parteimachern; sagte, sie seyen gegenwärtig, und er würde sie ihm nennen; und scheute den Orleans nicht, den er hinter dem König doch stehen sah. Auch im Namen der Königin sprach la Fayette, und stimmte das Volk zu milderen Gesinnungen gegen dieselbe um. Der König zog hierauf nach Paris. La Fayette versammelte den 8. des Monates die Offiziere der Bürgermiliz zu sich, und tadelte freimüthig ihr Betragen bei jenen Auftritten. Bald darnach wurde, eben auf la Fayettens Rath, Orleans nach England verwiesen.

Im Monate Jäner des Jahres 1790 am 11. zerstreute er abermal einen grossen aufrührischen Haufen, welcher zwei Staatsgefangene ermorden wollte. Eben dieses that er auch am folgenden Tage, an dem er gleichfalls 300 aufgewiegelte Soldaten von der Bürgermiliz durch ein vortrefliches Manöver gefangen nehmen ließ, von denen aber einige, die sich schwimmend durch die Seine retten wollten, ihren Tod in den Wellen fanden. Um diese Zeit trugen die Repräsentanten der Gemeinde von Paris ihm eine Entschädigung für den durch die Revoluzion erlittenen Ver=

lust an, und er war großmüthig genug sie nicht anzunehmen. So wenig trachtete er nach Reichthümern, aber eben so wenig bestrebte er sich auch nach eitler Ehre. Abbe Fauchet schlug vor, ihn zum Kommandanten der gesammten Bürgermiliz in ganz Frankreich zu ernennen; er aber zeigte in einer schön verfaßten Rede, daß er auf eine solche Art ein allgemeiner Diktator wäre, und machte dagegen den Vorschlag, daß Niemand in mehr als einer Abtheilung Kommandant über die Nazionalgarden seyn sollte. Durch diese Rede bewirkte er, daß Fauchets Vorschlag gänzlich verworfen wurde.

Er kannte aber auch keinen Neid, keinen Haß, keine Rachsucht. Er wußte Persönlichkeiten zu verzeihen: wenn aber die den Gesetzen schuldige Ehrfurcht verletzet wurde, ahndete er es mit größter Strenge. Hievon gab er am 25. Mai ein schönes Beispiel: Ein Mann hatte einen Sack Waizen gestohlen, das Volk hing ihn auf; la Fayette kam dazu, und befahl seinem Adjutanten, den Strick abzuschneiden; das Volk wollte den Dieb noch einmal hängen; la Fayette setzte sich dawider mit einer männlichen Rede, die das Volk aufmerksam anhörte. Ein Mann aber schrie laut auf: Verstopfet eure Ohren vor dem Geschwätze, und hänget den Dieb auf. La Fayette ritt auf ihn zu, faßte ihn

beim Halse, und führte ihn ins Gefängniß. Er kam zurück, hielt eine neue Rede an das Volk, und selbes war ruhiger; Tausende riefen aus: Glücklich lebe la Fayette!

Am 13. Julius, am Tage vor dem grossen, ewig unvergeßlichen Bundesfeste, hielt der König Revüe über die Abgesandten französischer Regimenter, und jene Nazionalgarden, die aus allen Abtheilungen Frankreichs gekommen waren. Hier hielt la Fayette eine schöne Rede an den König, die sich mit Worten schließt, welche seine ganze Gesinnung ausdrückken. Er sagte: „Die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören Eurer Majestät Gehorsam, welcher keine andere Grenze haben wird, als das Gesetz, und Liebe, welche kein anderes Ziel haben wird, als das Ziel unseres Lebens." Der König beantwortete diese Rede mit einer andern, die zwar kurz aber sehr vortreflich war. Am Feste selbst, am 14. wo die vollkommenste Ruhe, nicht ohne sein Zuthun herrschte, bestieg er den Bundesaltar, und sprach: „Ich schwöre der Nazion, dem Gesetze, und dem König auf immer getreu zu bleiben; aus allen meinen Kräften die von der Nazionalversammlung beschlossene, und von dem König angenommene Konstituzion zu erhalten; die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, so wie auch die freie Zirkulazion des Getreides im Innern des Königreiches,

und die Einnahme der öffentlichen Steuern, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, gesetzmäßig zu beschützen, und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe mit allen Franzosen vereinigt zu bleiben.“ Dann schwang er die Fahne, streckte den Arm empor, und rief: Ich schwöre es. Diese letzten Worte wiederholten alle bewaffneten Bürger. Einige Tage darnach gaben ihm diese mit deutlichen Worten ihre Ergebenheit gegen ihn, und ihre Anhänglichkeit an die Gesetze zu erkennen.

Nicht lange darnach hatte es die Orleanische Partei, die ganz aus nichtswürdigen Menschen bestand, darauf angeleget, die königl. Familie, die Minister, viele Glieder der Nazionalversammlung, den Maire der Stadt, und auch den la Fayette zu tödten, und alsdann den gottlosen Bösewicht, Orleans, auf den königl. Thron zu heben. Dieser boshafte Streich war auf den Anfang des Monats September festgesetzet. La Fayette erhielt hievon Nachricht, und wußte das ganze Unglück abzuwenden. Schon rottete sich der rasende Pöbel zusammen, und war bereit den niedrigen Streich auszuführen; aber la Fayette brauchte mehr nicht, als ein Bataillon Bürgermiliz, mit diesem zerstreute er den Pöbel, und vereitelte gänzlich das unmenschliche Vorhaben desselben.

La Fayette war immer ein konstituzioneller Freund des Königthums, und ein persönlicher Verehrer des Königs Ludwig. Er wußte, daß viele dem König anriethen, das Reich zu verlassen; um diese Flucht zu verhindern, ließ er alle Posten des königlichen Wohngebäudes besetzen, nur einen nicht, nämlich das Prinzenthor: weil dieses Thor zu weit abgelegen, und meistentheils verschlossen war. Durch dieses Thor entfloh auch der König den 20. Junius 1791; und la Fayette gerieth bei der Nachricht davon in Wuth. Schnell sandte er einen Eilbothen Herrn Baillon nach Saint Menehould, mit dem Befehle an den Postmeister, die königl. Familie anzuhalten, und gefangen zu nehmen. Der Postmeister befolgte den Befehl; der König wurde angehalten, und nach Paris zurückgebracht. La Fayette war ihm mit seinen Soldaten bis nach Bondy entgegen gegangen. Der gekränkte Monarch sagte hierbei: „Das ist nun das zweite Mal, daß mich la Fayette gefangen nimmt, um seine Republik zu gründen."

Den 17. Julius war wieder das Volk von den Jakobinern aufgewiegelt worden, und schrie: man sollte die königl. Familie verjagen, die Nazionalversammlung auseinandertreiben, und die Vorzüglichsten tödten. La Fayette rückte mit der Bürgermiliz an, und wurde mit Steinen geworfen; es rückten mehrere

Detaschemente an, und erfuhren eine gleiche Begegnung. Nun wurde Feuer unter das Volk gegeben, und der Pöbel zerstreuet. Bei diesem Aufruhr schoß ein Bösewicht auf la Fayetten, verwundete aber nur dessen Pferd.

Da die Kabalen wider ihn zunahmen, und die Macht der Jakobiner täglich wuchs, legte er am 8. Oktober 1791 seine Stelle nieder, verließ den folgenden Tag Paris, und setzte sich auf seinen Landsitz in Auvergne, den einzigen, der ihm von seinen vielen Gütern noch übrig geblieben war. Hier lebte er eine Weile in Ruhe, und verschrieb sich, um seinem Vaterlande nützlich zu werden, zwei Familien aus England, die seine Aecker und Gärten bebauen sollten; weil diese Beschäftigungen in England weit besser, zweckmäßiger und wirksamer betrieben wurden, als in Frankreich. Doch das Volk liebte ihn noch immer, und da im Jahre 1792 ein neuer Maire von Paris sollte gewählt werden, hatte er, obwohl er abwesend war, nach Pethion, der es wirklich wurde, die meisten Stimmen. Die Jakobiner wollten ihn noch einmal auf ihre Seite bringen, allein ihr Bemühen war vergebens; er blieb der von ihm beschwornen Konstituzion getreu.

La Fayettens Ruhe dauerte nicht lange. Sobald der König im April 1792 gezwungen worden war, dem deutschen Kaiser den Krieg

zu erklären, wurde er nach Paris berufen, und man hatte ihm den Antrag gemacht, einen Theil der Armee zu kommandiren. Er nahm den Antrag an, und machte mit Dümouriez und Degraves, den zweien Ministern, den Plan zum künftigen Feldzuge. Nun erhielt er auch vom Könige das rothe Ordensband, und nahm es an, weil die erste Nazionalversammlung, die sonst alle übrigen Ordensbänder vernichtete, dieses dem Könige zu ertheilen, und den Franzosen zu tragen erlaubte. Er hatte die Befehlshaberstelle über das Centrum der Armee, und sollte mit 10,000 Mann nach Namur vordringen, und sich dieser Festung, die nur mit einem Bataillon Wallonen besetzet war, bemächtigen, hernach aber nach Brüssel oder Lüttich vorrücken, wo die Gemüther in Gährung waren, und man Unterstützung wider die Armee der Oesterreicher hoffen konnte. Zugleich sollte die Armte des Rochambeau Blendangriffe auf die Oesterreicher machen, um ihre Aufmerksamkeit von Namur abzulenken.

La Fayettens Armee war in dem elendesten Zustande; sie litt Mangel am Brode, an Fourage, an Pulver und Pferden; und doch rückte er vor. Die beiden Blendangriffe, die General Biron bei Mons, General Dillon bei Dornick machte, fielen übel aus, indem die Gemeinen flohen; la Fayettens Mannschaft

war mißvergnügt, und mußte durch äusserst beschwerliche Wege marschieren, und doch kam er den 2. Mai auf das österreichische Gebiet; fand die kaiserliche Armee in voller Bereitschaft; griff dieselbe mit Muth an, wurde geschlagen und mußte zurück weichen. Er rückte in sein Lager ein; bat um Abhilfe der Bedürfnisse seiner Armee, und konnte keine erhalten: weil ihm der Kriegsminister Degraves und sein Nachfolger Servan abgeneigt waren, und dadurch Anlaß suchten, ihn von der Armee wegzudrücken. Pethion und Manuel brachten es dahin, daß die Büste des la Fayette aus dem Saale des Rathhauses weggebracht wurde; allein, daß das Andenken an dessen Verdienste aus dem Herzen des irregeführten Volkes verdrängt wurde, konnten sie doch nicht bewirken.

Unterdessen erhielt Marschall Lukner anstatt des Rochambeau das Kommando über die Nordarmee. Zu diesem begab sich la Fayette; wurde auf dessen Befehl mit allen militärischen Ehrenzeichen empfangen; verabredete mit ihm, daß sie einen Vertheidigungskrieg führen wollten, da der bei der Armee herrschende Mangel an allen Nothwendigkeiten einen Angriffskrieg unmöglich machte. Eben dieser Mangel, das Toben der Jakobiner wider ihn, und der Umstand, daß den 21. Junius der elende Bierbräuer Santerre den Kö-

nig auf die niederträchtigste Art beleidigte, und dennoch unbestraft blieb, bewogen ihn nach Paris zu gehen. Mit dem Bewußtsein rechtschaffen gehandelt zu haben, erschien er mitten unter seinen Feinden, und steifte sich auf seine Unschuld nur allein. Er führte bittere Klagen über alles was geschah bei der Nazionalversammlung, und ging dann unbewaffnet, ohne Begleitung, mitten durch das Volk in die Thuillerien, um den gekränkten König, als das konstituzionsmäßige Oberhaupt seiner Nazion in seinen Leiden zu trösten. Hierauf wurde sein Untergang im Klubb der Jakobiner beschlossen.

Als la Fayette von Paris zur Armee zurück kam, ließ er dieselbe noch einmal schwören, der Nazion, dem Gesetze und dem König treu zu seyn. Hierauf traf er mit Luknern einen Tausch; er überließ demselben die Centralarmee, und übernahm das Kommando über die Nordarmee. Er marschirte mit selber auf Befehl des Kriegsministers gegen Valenciennes; traf unter Wegs mit der Armee des Marschall Lukners zusammen, wo beide 2 Tage stehen blieben, und dann ihren weitern Marsch antraten. Zu Valenciennes war wieder eine Unterredung des la Fayette mit Luknern und Dümouriez, mit dem der erstere in einen heftigen Wortwechsel kam, in welchem Dümouriez zuletzt sagte, er werde das

Verfahren des la Fayette niemals vergessen, und wolle den Streit nach geendigtem Kriege ausmachen.

Unterdessen hatten die Jakobiner am 10. August 1792 den König seiner Würde entsetzet, und als Gefangenen in den Tempel geführet; zugleich aber beschlossen, alle getreuen Anhänger der Konstituzion zu stürzen, damit sie nicht blutige Rache an ihnen nehmen konnten. Unter diesen war la Fayette immer einer der ersten: er sollte also auch gestürzet werden. Zu diesem Ende wurden 8 Kommissarien zu seiner Armee gesandt, die seine Handlungen untersuchen, und sich seiner Person versichern sollten. Er aber ließ sie gefangen nehmen, und im Schlosse zu Sedan unter lautem Zujauchzen des Volkes daselbst fest halten. Da er nun hierdurch die ganze Gewalt derer, deren Bosheit itzt in Frankreich herrschte, wider sich gereitzet hatte, und sich zu schwach fühlen mußte, derselben wirksam zu widerstehen: so blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als sich zu entfernen. Dieses war um so viel nothwendiger, weil sehr viele Civilobrigkeiten in seiner Nähe, ein grosser Theil der Armee, und selbst Lukner die Gefangennehmung des Königs billigten.

La Fayette bekam einen Kourier von Herrn Claviere, auf dessen Passe der Namen des Königs ausgestrichen war, den er eben-

falls ins Gefängniß bringen ließ. Er korrespondirte mit Niemanden, als mit dem Direktorium des Ardennendepartements. Den andern Departements ließ er eine Art Koalizion vorschlagen, um im Namen des Königs so lange zu handeln, bis er die exekutive Gewalt wieder in seine Hände bekäme. Er wollte sich in einen festen Platz einschliessen, und dort die konstituzionelle Fahne aufstecken: allein seine getreuen Offiziere mißriethen es ihm aus dem Grunde, daß er dadurch die koalisirten Mächte eben sowohl als die Jakobiner wider sich reizen, und dadurch seinen Tod beschleunigen, als auch den Tod des Königs bewirken würde. Es war also nichts anderes zu thun, als auszuwandern.

Er entfloh auch wirklich den 19. August mit einigen Offizieren, unter dem Vorwande einer Rekognoszirung; er ließ seine Husaren Eskorte zurück, und schickte seine Ordonanzen ab, um jene von seiner Abreise zu benachrichtigen, die ohne diese Nachricht in Gefahr kommen konnten. Nahe bei Rochefort im Lüttichischen kamen sie gegen eine Truppe Oesterreicher; sie schickten dem kommandirenden Offizier eine Erklärung zu, in der sie eine sichere Durchreise als Ausländer verlangten: allein sie wurden von dem österreichischen General Harnoncourt gefangen genommen, und nach Namur geführet. Hier blieb la Fayette einige

Zeit in Verwahrung; hernach überließ ihn der Kaiser dem König von Preussen, der ihn nach der Festung Magdeburg zu bringen befahl, wo er den 3. Jäner 1793 anlangte, und bald darnach den General Neuwinger zum Gespane bekam. Gerade ein Jahr darnach, nämlich den 3. Jäner 1794 wurde er dem Kaiser zurückgegeben, und dann nach Olmütz in Mähren in die Festung gebracht, wo seine Gefangenschaft sehr milde war, und er sogar die Erlaubniß hatte, auf den Wällen spazieren zu gehen.

Diese Spaziergänge gaben Anlaß, daß er Gelegenheit suchte zu entfliehen, und sie auch kurz vor Ostern 1795 durch Beihilfe des Doktors Bollmann, auch eines Amerikaners, und noch eines andern Mediziners fand. Aus diesem läßt sich schon deutlich genug sehen, daß nur ein Verleumder habe sagen können, la Fayette habe in Olmütz eine harte Gefangenschaft gehabt. Seine Flucht war bald kund gemacht; man setzte ihm nach, holte ihn ein, und brachte ihn nach Olmütz zurück, sammt dem Doktor Bollmann, den man aber bald darauf entließ. La Fayette wurde nach dieser Flucht genauer beobachtet, und seine Spaziergänge beschränkt. Sein Sohn war in Amerika, unter der Obsorge Washingtons, und gibt Hoffnung seinem Vater ähnlich zu werden. Seine Gemahlin, und seine zwei

Töchter kamen nach Wien; sie wurden von dem Kaiser liebevoll aufgenommen, und erhielten die Erlaubniß ihren Gatten und Vater in Olmütz zu besuchen. Seine Gattin war mit ihm in einem Zimmer, und die beiden Töchter bewohnten ein abgesondertes Zimmer, durften aber täglich einige Stunden bei ihren Eltern zubringen. Diese drei weiblichen Seelen bestrebten sich, so zu sagen um die Wette, ihm seine Gefangenschaft zu versüssen.

Bei Betreibung des Friedensgeschäftes hatte Bonaparte den Befehl von dem französischen Direktorium, zugleich die Befreiung des la Fayette anzusuchen, welche ihm auch der zur Milde und Gerechtigkeit geneigte Kaiser angedeihen ließ. Und so wurde la Fayette, nebst seiner Familie, und den Mitgefangenen de la Tour Maubourg, und Bureau de Pusy, den 19. September 1797, aus der Festung entlassen.

Itzt lebt la Fayette zu Wittmold, einem Gut bei Plön, welches ein Verwandter seiner Frau besitzt, in ländlicher Ruhe und in wissenschaftlicher Musse. Seine Gesundheit ist gänzlich hergestellt, aber in der itzigen Spannung zwischen Frankreich und dem Kongresse der vereinigten Staaten, wird er wohl nicht nach Amerika reisen, und man glaubt selbst einen Widerwillen bei ihm zu bemerken,

wenn

wenn von dieser Reise die Rede ist. Erst dann, wenn ihm die Rückkehr in seine Heimath, in die Gebirge von Auvergne, gänzlich versagt wird, worüber seine Frau, die itzt in Paris ist, bald Entscheidung geben kann, wird er seinen künftigen Wohnort bestimmen. Mit dem nur wenige Meilen von ihm entfernt wohnenden Dümouriez hat er gar keine Gemeinschaft. Doch ereignete sich bald nach der Ankunft von la Fayetten im Hollsteinischen, ein Moment der Annäherung, welcher sentimentalisch schön, aber ohne weitere Folgen war. Dümouriez gab dazu folgende Veranlassung. Der junge Orleans schrieb ihm aus Amerika: er habe bei Washington eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Dieser habe, als er seinen Besuch erwiederte, einen jungen Mann an der Hand geführt, und ihm solchen mit den Worten vorgestellt: „Ich hoffe, Sie haben mit dem Andenken an die Vergangenheit allen vorigen Groll jenseits der Meere zurückgelassen, und so empfehle ich Ihrer Freundschaft diesen jungen Mann. Es ist mein angenommenes Kind, es ist der Sohn des unglücklichen la Fayette." Hierauf habe Orleans den jungen la Fayette herzlich umarmt, u. s. w. Mit diesem Briefe schickte Dümouriez einen vormaligen französischen Offizier an la Fayette, und ließ ihm sagen, auch er

werde Washingtons bedeutende Erinnerung zu Herzen nehmen, und allen vorigen Groll vergessen; aber la Fayette ließ Dümouriez bloß für die Mittheilung des Briefs gerührt danken, wich aber jeder andern Erklärung aus. Sein Sohn ist nun seit dem vorigen Frühling bei ihm.

Dümouriez.

Karl Franz Dümouriez wurde den 26. Jäner 1739 zu Cambrai gebohren. Sein Vater war Kriegskommissär; seine Mutter, die eine Nichte des General Boussu war, starb frühzeitig, und hatte nebst ihm noch zwei Töchter, die aber älter als er waren, hinterlassen. Bis in sein siebentes Jahr war er lahm; mußte immer in einem Lehnstuhle sitzen, und war ganz in Eisen geschnürt. Aber Abbe Fontaine nahm ihn zu sich, und half ihm wieder zu Leibeskräften und zur Gesundheit. Da er neun Jahre alt war, kehrte er zu seinem Vater zurück, der ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beibrachte. In der Folge machten ihm die Jesuiten Lust in ihren Orden zu treten, aber sein Vater, ob er gleich nicht dagegen zu seyn schien, gab ihm doch solche Bücher zu lesen, die ihm den Orden verhaßt machten, und ihn auf andere

Gedanken brachten. Hierauf lernte er englisch, italienisch, spanisch, griechisch und deutsch; las fleißig gute Bücher, verlegte sich auf die Rechtswissenschaften, und versprach seinem Vater sich nicht dem Militärdienste zu widmen. Auch im Reiten und Fechten brachte er es sehr weit.

Als der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen im Jahre 1756 ausbrach, und Frankreich mit dem ersten verbunden war, mußte sein Vater als Kriegskommissär zur Armee, die das Hannoveranische erobern sollte, abgehen; Karl Franz begleitete ihn, und wurde seines Verstandes und seiner Fähigkeit wegen vom Marquis d'Armentieres zu seinem Adjutanten angenommen, den er aber bald wiederum verließ, um mit seinem Vater nach Ostfriesland zu gehen, dessen Verwaltung demselben übertragen war. Als er darauf von diesem zu dem Herzoge von Broglio abgeschickt wurde, dessen Korps eben zwei Dörfer angriff, so gesellte sich unser junge Dümouriez zu einer Grenadierkompagnie, und half die Dörfer erobern, wobei er eine leichte Kontusion bekam. Da die Franzosen Ostfriesland räumen mußten, ging er mit seinem Vater nach Frankreich zurück.

Sein Wunsch war von dieser Zeit an immer in Kriegsdienste zu treten; er ging in dieser Absicht nach Versailles, wo er bei ei=

nem Kavallerieregimente als Offizier eintrat. Die Engländer hatten Cherbourg eingenommen; bei welcher Gelegenheit Dümouriez im Walde vor Cherbourg einen englischen Dragoner-Offizier gefangen nahm. Im Jahre 1760 war er bei dem Korps des Ritters Dumuy, der mit einem Verluste von 6000 Mann geschlagen wurde. Bei dem Rückzuge sammelte Dümouriez 200 Reiter von verschiedenen Regimentern, und deckte mit selben den Rückzug einiger Abtheilungen von Infanteristen. Einige Zeit darnach mußte er bei einem Kanal vorbeireiten, und wurde von 20 feindlichen Husaren angefallen; die in der Nähe befindlichen Reiter entflohen, sein Pferd fiel todt nieder, der Fuß war eingeklemmt, und doch vertheidigte er sich liegend wider seine Feinde. Zwei hatte er schon todtgeschossen, und drei verwundet; als er den Mittelfinger der rechten Hand durch eine Kugel verlohr, die ihm zugleich den Griff des Säbels zerschmettert hatte. In diesem Aug nblicke kömmt der damalige Erbprinz (nunmehrige Herzog) von Braunschweig, und konnte ihn nur mit Mühe beim Leben erhalten. Er hatte bei diesem Vorfalle 10 Wunden und 13 Kontusionen erhalten, wurde in das Lager des Erbprinzen getragen, daselbst gut behandelt, und dann frei entlassen; er ging nach Frankreich, und ließ sich kuriren. Der Kriegsminister

stellte ihm frei, zur Belohnung dieser That entweder eine Hauptmannsstelle oder das Ludwigskreuz zu wählen; seine Wahl fiel auf das erste, und er wurde als Hauptmann bei dem Regimente Descars angestellt.

Sobald er geheilet war, ging er wieder zur Armee ab. Nach der Schlacht bei Gellinghausen bekam er Befehl mit 50 Reitern und 100 Mann Fußvolk die Kommunikazion zwischen dem Prinzen Soubise, zu dessen Armee er gehörte, und dem Marschall Broglio offen zu halten. Jener zog bei der Nacht nach Münster, der letztere nach Hessen, ohne dem Dümouriez Nachricht zu geben. Er verlangte vom Broglio Verhaltungsbefehle, der ihm antworten ließ, er habe ihm keine zu geben. In dieser Ungewißheit wurde er von 1000 Hannoveranern angegriffen; er wußte sich geschickt zurückzuziehen, verlohr dabei zwei Mann, machte aber 24 Feinde gefangen; erbeutete 40 Wägen mit Haber, und kam nach 14 Tagen wieder bei der Armee des Prinzen an. Er bekam 100 Thaler zum Geschenke, theilte sie aber unter seine Soldaten aus.

Nach erfolgtem Frieden wurde sein Regiment aufgelöset, und er erhielt nebst 9 andern Hauptleuten den Abschied. Man ertheilte ihm das Ludwigskreuz. Er hatte während des Krieges 22 Wunden erhalten: darum ihm auch 600 Livres Pension versprochen

wurden, die man ihm aber niemals bezahlte. Ungeachtet seiner grossen Jugend machte er sich während des ganzen Krieges wenig Vergnügen: seine Unterhaltung bestand vorzüglich in seiner kleinen Bibliothek, die er überall mit sich führte; und die vorzüglich aus historischen, mathematischen und militärischen Büchern bestand. Auf dem Marsche nach Frankreich verliebte er sich in die Tochter der Schwester seines Vaters, und versprach ihr die Ehe; da aber sein Vater diese Ehe verhindern wollte, nahm er Opium ein. Sobald dieses zu wirken anfing, reuete ihn seine That; er suchte Hilfe, trank das Oel aus einer Hauslampe, und wurde dadurch erleichtert. Nach seiner Genesung korrespondirte er immer mit seiner Geliebten, aber unter einem erborgten Namen.

Nun wollte er im Auslande sein Glück suchen, und reisete mit einem Passe aus Frankreich. Seine Reise machte er theils zu Fusse, theils bald auf bequemen bald auf unbequemen Fuhrwerken nach Italien, und langte in Genua an. Die Republik wollte der Stadt Ajaccio in Korsika, die vom Paoli belagert wurde, 500 Mann zu Hilfe schicken. Dümouriez trug sich zum Kommandanten über dieselben an, erhielt aber abschlägige Antwort. Er ging nach Rom, und trug von da aus in einem Briefe dem Paoli seine Dienste an, der sie aber auch nicht annahm. Nun wurde er

mit einem der ersten Feinde des Paoli, mit einem muthigen Jünglinge, Kosta de Kastellana, bekannt; diesem rieth er den Paoli zu bekämpfen, und Korsika von Genua frei zu machen; zugleich versprach er ihm Unterstützung von Frankreich zu verschaffen. Er reisete nach Korsika, und fand, daß Paoli zwar viele Anhänger hatte, Kosta aber dennoch widerstehen konnte. Von da segelte er nach Frankreich ab, wo er erst nach einer 33 Tage langen Fahrt in elendem Zustande ankam, weil er durch einen 14 Tage anhaltenden Sturm an die Küste von Tunis war geworfen worden.

Nachdem er zu Paris angekommen war, erfuhr er, daß Frankreich die Genueser wider Paoli unterstütze, und dennoch redete er mit dem Minister Choiseul, in Hoffnung, ihn seinem Wunsche geneigt zu machen. Choiseul schlug ihm sein Gesuch ab, und schalt ihn vor andern Menschen einen Abenteurer. Aufgebracht sagte er: „Die sie hintergehen, Monseigneur, sind Abenteurer, ich bin ein Offizier voll Ehre, und werde mit meinem Kopfe und Degen überall Brod finden.“ Nach diesen Worten drängte er sich durch die Gegenwärtigen, und entfernte sich. Weil er nun glaubte, die Bastille befürchten zu müssen, reisete er zu Fuß von Paris ab, blieb zur Nachtszeit nur in Dorfschenken, und schrieb unterwegs einem seiner guten Freunde nach

Paris, der ihm seinen Mantelsack nebst Geld zur Unterstützung schickte. Nun ging er nach Mons in den (damals noch) österreichischen Niederlanden, von da aus schrieb er seinem Vater. Dieser ging zum Herzog von Choiseul, ihn um Verzeihung zu bitten: die Unterredung fiel ganz zu Gunsten des jungen Dümouriez aus. Nach wenigen Tagen erhielt er von seinem Vater Geld, einen ganz artigen Brief vom Herzoge, seinen Adelsbrief, und die königliche Erlaubniß in Spanien zu dienen, nebst Empfehlungsschreiben an den spanischen Minister und an den französischen Gesandten in Madrid. Er schiffte sich also zu Ostende ein, und segelte nach Spanien. Diese Reise machte er im Jahre 1764.

In Madrid nahm sich seiner der alte und reiche Marquis d'Ossuna an, der ihm aber mißrieth spanische Kriegsdienste zu nehmen. Er machte in Spanien verschiedene Reisen in mehrere Provinzen, und schrieb darüber Bemerkungen. Dann reisete er nach Portugall, wo er sich vorzüglich um die Ufer der portugiesischen Flüsse, und um die haltbaren Orte dieses Königreiches umsah, und seine Bemerkungen hierüber aufschrieb. Hieraus verfertigte er sein Werk, das er betitelte: System des Angriffes und der Vertheidigung von Portugall. Er blieb in Spanien bis in das Jahr 1767, da er nach Frankreich zurück ging.

Unterdessen war Krieg zwischen den Korsikanern und Franzosen ausgebrochen. Der Herzog von Choiseul glaubte, Dümouriez könnte seinem Vaterlande gute Dienste leisten, und machte ihn zum Generalquartiermeister bei der Armee, welche gegen Korsika fechten sollte. Bei dieser Gelegenheit söhnte er sich mit seinem Vater aus, mit dem er seit einiger Zeit entzweiet war. Da er sich eben nach Korsika einschiffen wollte, erhielt er einen andern Auftrag: es waren nämlich 4000 Jesuiten, die aus Spanien vertrieben waren, in Korsika, die Frankreich daselbst nicht dulden wollte; sie sollten daher unter der Anleitung des Dümouriez in das päpstliche Gebiet gebracht werden. Da man diesen unglücklichen Klosterleuten nicht mehr als soviel geben wollte, was ein gemeiner Matrose zu bekommen pflegt, nahm sich Dümouriez derselben an, und erhielt für sie eine bessere Behandlung. Nachdem er nun dieses Geschäft beendiget hatte, ging er nach Bastia, wo er den Obergeneral fand, der bald nachher einen Kriegsrath hielt, in dem man beschlossen hatte, die Korsikaner anzugreifen.

Dümouriez war mit diesem Plane nicht zufrieden, weil er ihm für die Franzosen schädlich zu seyn schien; jedoch er that alles, was man von einem beherzten Krieger nur erwarten konnte. Er bestieg mit einem Unter-

offizier und 12 gemeinen Grenadieren die Redouten, die auf einem beinahe unersteigbaren Felsen errichtet waren, nahm den Kommandanten gefangen, und trieb die 300 Korsen, die dieselben besetzet hatten, in die Flucht, ohne selbst dabei einen grossen Verlust zu haben, und mehr Zeit dazu zu brauchen, als eine Stunde. Bald darnach gelang es ihm durch eine besondere List, ein Korps von beiläufig 5000 Mann zum Rückzuge zu zwingen. Einige Zeit hernach schloß der Kommandant der französischen Armee einen Waffenstillstand, den Dümouriez, der ihn mißrathen hatte, als französischer Offizier respektiren mußte; weil er aber zugleich ein aus Korsen bestehendes Freikorps kommandirte, so hielt er dafür, daß er als Anführer derselben an den Waffenstillstand nicht gebunden sey, welches er auch dem General Paoli zu wissen machte.

Er griff daher den Hafen Isola Rossa, der mit 50 Kanonen besetzet war, nur mit 150 Mann an, weil der Kommandant ihm versprochen hatte, die Festung zu übergeben. Allein derselbe war untreu, und empfing den Dümouriez mit einem solchen Kugelregen, daß mehr als die Hälfte der Korsen blieben. Diese Unternehmung nahmen seine Feinde zum Anlaß ihn zu lästern, und zu verleumden. Allein da ein neuer kommandirender General zur französischen Armee kam, der mit dem Waf-

fenstillstande äusserst unzufrieden war, Dümouriez Unternehmen aber lobte, so wurden seine Feinde bald seine besten Freunde. Er verhielt sich noch in mehreren Gelegenheiten sehr wohl, wurde zum Obersten ernannt, und erhielt eine ansehnliche Summe Geldes zur Entschädigung, weil ihm schon vor einiger Zeit mehrere in dieser Stelle unbilliger Weise vorgezogen wurden. Die Franzosen hatten nun ganz Korsika im Besitze bis auf Korte, in welchem Schloß 70 Räuber eingeschlossen waren, die Feuer zu legen drohten, so bald man Gewalt brauchte. Dümouriez schloß mit ihnen einen Akkord, und rettete dadurch alles Schätzenswerthe. Itzt hatten die Korsen keinen haltbaren Ort mehr, und mußten sich den Franzosen im Jahre 1769 ganz ergeben.

Nun ging Dümouriez zu seinem Oheime nach Versailles, weil sein Vater in diesem Jahre verstorben war, und eine Erbschaft von 70,000 Livres hinterlassen hatte. Er erhielt auch eine jährliche Pension von 3000 Livres; den folgenden Winter brachte er in Gesellschaft grosser Gelehrten zu. Im Frühjahre 1770 hatten die Konföderazionen in Pohlen Frankreich um Hilfe und Unterstützung angesucht: Dümouriez wurde dann von Choiseul erwählet, daß er nach Pohlen reisen sollte, um zu sehen, wie weit man sich auf sie zu verlassen habe. Nach dreimonatlicher Vorbereitung zu

dieser Reise trat er sie auch im Monate Julius an, nachdem er 12,000 Livres Reisegeld und einen monatlichen Gehalt von 1000 Livres erhalten hatte. Auf dieser Reise hatte er in Baiern eine Unterredung mit dem Churfürsten, von dem er die Erlaubniß erhielt, 22,000 Flinten aus dem Münchner Zeughause gegen Bezahluug mit sich zu nehmen. In Wien wurde er dem Fürsten Kauniß, der grossen Theresia, und dem unvergeßlichen Joseph vorgestellet. Hier traf er auch zwei Deputirte an, welche ihm die Konföderazion entgegen geschicket hatte.

Er fand die Konföderazion in dem elendesten Zustande: überall herrschte eine unbegrenzte Verschwendung; Pharaospiel und Tanz verdrängten ernsthaftere Geschäfte; sie hatten gehoffet, Dümouriez werde ungeheure Summen mitbringen, und waren daher sehr unzufrieden, da er ihnen meldete, daß er ohne Geld gekommen sey. Ihre militärische Verfassung war noch schlechter: sie hatten vorgegeben 46,000 Mann zu haben, und hatten ihrer nur 17,000; die Anzahl ihrer Anführer war verhältnißmäßig zu groß, und diese waren untereinander uneinig, eifersüchtig, und eben darum mißtrauisch; die Kavallerie war undisziplinirt, das Geschütz zu wenig, und feste Plätze beinahe gar keine. Dümouriez war schon entschlossen, Pohlen zu verlassen, als

die Gräfin Mniczek die Konföderirten dahin zu bewegen wußte, daß sie seine Plane annahmen, wodurch er bewogen wurde da zu bleiben.

Dümouriez machte zwar für das folgende Jahr trefliche Plane, um die Absichten der Konföderazion zu erreichen, allein der Umstand, daß unterdessen in Frankreich d'Aiguillon an die Stelle des Choiseul gekommen war, machte ihm einen starken Strich durch seine Rechnung. Im April 1771 zeigte sich ein guter Anfang kriegerischer Operazionen; die Pohlen wurden dadurch schwindlich gemacht, glaubten schon ununschränkte Herren der ganzen Welt zu seyn, und überliessen sich vielen Ausschweifungen; sie verwarfen sogar die Plane, die Dümouriez entworfen hatte, und würden ihn mißhandelt haben, wenn er sie nicht mit seinem Muthe in Furcht gesetzet hätte; der General Pulawski drohte ihn gefangen zu nehmen, er aber drohte dagegen ihm eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. Er ließ auch einige Edelleute, die grosse Verbrechen begangen hatten, hinrichten, ungeachtet sich die Armee des Pulawski widersetzte, die er durch aufgeführte Kanonen, und dadurch, daß er ihren General und den General Miaczinski als Geisseln fest halten ließ, in Respekt erhielt. Er wurde dadurch den Pohlen verhaßt, sie gehorchten ihm nicht mehr, und er verließ die ganze Sache. Man schickte ihm zwar noch

einmal Deputirte, die ihn zurück rufen sollten; allein er blieb bei seinem Entschlusse, und zog sich auf das Land in die Einsamkeit.

Bald hierauf erhielt er von Frankreich aus einen Nachfolger in der Person des Viomesnil; dem man die Umstände der Konföderazion sehr glänzend abgemalen, den schlechten Erfolg aber dem Dümouriez zur Last gelegt hatte. Allein sobald Viomesnil die Sache richtiger eingesehen hatte, wurde er ein besonderer Freund seines Vorfahrers, und berichtete nach Frankreich, daß dessen Plane vortreflich seyen; Viomesnil wünschte auch, Dümouriez möchte sich entschliessen, unter ihm in Pohlen noch länger zu dienen: allein dieser war dazu nicht zu bewegen; sondern trat seine Rückreise an. Er reisete langsam durch Böhmen und Sachsen, und kam erst im Februar 1772 nach Frankreich zurück.

Sein Erstes war itzt, daß er sich nach Versailles zum Herzog d'Aiguillon verfügte, der ihm manche Vorwürfe machte, auf die er sehr unbescheiden und stolz antwortete. Der Herzog drohte ihm mit der Bastille: er aber nahm seine Zuflucht zum Kriegsminister, wurde von ihm in Schutz genommen, und bei der Legion Lothringen angestellet. Weil er nun keine Geschäfte hatte, so unterhielt er sich abermal mit gelehrten Sachen, und verfaßte einige militärische Werke, die aber noch nicht gedruckt

sind. Doch seine Ruhe dauerte nicht lange. In Schweden waren im Jahre 1773 bedenkliche Umstände, und Frankreich durch Traktaten verbunden, dem Königreiche mit 17,000 Mann zu Hilfe zu kommen. Da Frankreich diese Pflicht erfüllen wollte, widersetzte sich England, es seye dann, die Ueberschiffung der Truppen geschähe auf englischen Schiffen, und unter Begleitung englischer Fregatten. Diesen Schimpf seinem Vaterland zu ersparen, schlug Dümouriez vor, redliche und geschickte Stabsoffiziere in das nördliche Deutschland zu schicken, und einen General-Pardon für alle französische Deserteure ausrufen zu lassen. Er glaubte auf diese Art könnten leicht 8000 Mann zusammen gebracht, und aus Deutschland nach Schweden überschiffet, und also die Traktaten gehalten werden, ohne der unbilligen Forderung Englands sich zu unterwerfen. Der Plan wurde begnehmiget, und er erhielt den Befehl nach Hamburg zu gehen, und ihn auszuführen, doch sollte alles ohne Vorwissen des Herzogs d'Aiguillon geschehen; aber sobald er nach Hamburg kam, hörte er, daß in Schweden alles ruhig sey, und nun sein ganzes Geschäft ein Ende habe.

Itzt wollte er nach Brandenburg reisen: allein er wurde auf Befehl des französischen Gesandten verhaftet, nach Frankreich geführet,

ret, und in die Bastille gebracht. Die Ursache seiner Gefangennehmung war freilich mehr nicht, als eine Kabale: allein er wurde doch hart gehalten, und oft gerichtlich und hinterlistig untersuchet. Dúmouriez aber wußte die Fragen stets ins Lächerliche zu drehen, die Kommissarien mußten selbst lachen, und fanden, daß er niemals ein Staatsverbrechen begangen habe.

Während dieser seiner Verhaftung kam Ludwig der Unglückliche, im Monate Mai 1774 zur Regierung; dieser forderte auf das dringende Flehen des Dúmouriez vom Herzoge einen Bericht über die ganze Sache. Nach dessen Erstattung wurde Dúmouriez entlassen; mußte aber auf 3 Monate nach Caen gehen, um von Paris entfernt zu seyn. Er behielt seine Stelle, und seinen Gehalt, und genoß viele Freiheit; durfte sowohl in der Stadt, als auch auf das Land spazieren, und hatte die Erlaubniß seinen Degen zu tragen. In Caen fand er abermal seine Cousine, für die er viele Hochachtung hatte; sie schwuren einander unzertrennliche Freundschaft zu; nun fiel sie in eine schwere Krankheit, er wartete ihr, die Freundschaft ging wieder in Liebe über, und sie verbanden sich einander zu ehelichen. Nachdem er vollkommen frei war, heurathete er sie noch im Jahre 1774. Doch

konnte ihre Ehe nicht glücklich seyn: denn sie war zu viel Andächtlerin, er zu viel Philosoph, und sein Charakter war zu veränderlich. In den ersten Monaten nach ihrer Verbindung sprach sie schon von Ehescheidung.

Ich sehe mich gezwungen seine ferneren Thaten bis zur Revoluzion nur kurz zu berühren. Dümouriez schlug vor, daß Cherbourg im nördlichen Frankreich zur Anlegung eines Hafens erwählet werden sollte. Ferner brachte er in Vorschlag, wie auf die beste und zweckmäßigste Art nicht nur Bretagne, sondern auch die Normandie in dem damals von Frankreich zum Vortheile der nordamerikanischen Staaten wider England geführten Kriege könnte vertheidiget werden. Zur Belohnung wurde er Kommandant von Cherbourg. Er ließ den Hafen und die umliegenden Gegenden in guten Vertheidigungsstand setzen; ließ mehr Soldaten in die Festung rücken, und hatte zu nichts eine Ordre. Er brauchte Geld; verwendete es; man schrie dawider: er aber ließ sich nicht stören, weil er sah, daß eine Landung der Engländer zu befürchten war. Der Erfolg bewies gar bald, daß er sehr weise gehandelt habe: deswegen erhielt er vom König und vom Kriegsminister, nebst vielen Lobeserhebungen, alles, was er zur Vertheidigung benöthigte. Dümouriez hatte noch mehr nützliche Plane gemacht, wel-

che alle aus verschiedenen Ursachen scheiterten. Späterhin rückte er in militärischen Ehrenstuffen immer weiter, bis er endlich im Jahre 1788 Brigadier wurde. Im Jahre 1789 beschenkte ihn der König mit einer prächtigen Dose mit seinem Bildnisse. In eben diesem Jahre hatte sich seine Gemahlin von ihm scheiden lassen.

Nun sind wir an dem Ausbruche der Revoluzion. Da die Reichsstände versammelt wurden, fand Dümouriez, daß es für den König gefährlich werden könnte, wenn sie zu Paris zusammen kämen; er schlug daher zu ihrem Versammlungsorte Tour oder Burges vor. Es wäre ihm leicht gewesen, Mitglied der ersten Versammlung zu werden; allein er wählte lieber seinen gemächlichen Aufenthalt zu Cherbourg; obwohl er auch Antheil an den Arbeiten derselben nahm. Er war gegen die Erklärung der Menschenrechte, und glaubte, man sollte den Bürgern vorher ihre Pflichten erklären, damit sie nicht ihre Kraft mit ihren Rechten verwechselten. Dem Veto, das man dem König einräumte, das ist, dem Rechte den Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers die Einwilligung, mithin die Kraft eines Gesetzes zu benehmen, war er sehr abgeneigt, weil er es für einen Fallstrick hielt, den man dem König geleget hatte. Er hatte Befehl

bekommen, die Ruhe in der Normandie, wo das Volk gegen den kommandirenden General sehr aufgebracht war, wieder herzustellen. Er reisete hin, machte gute Anstalten, kehrte aber bald wieder nach Cherbourg zurück, wo ihn das Volk kurze Zeit darnach in der Kirche zum Generalkommandanten ausrief; er aber die Bürgermiliz einen Eid schwören ließ, daß sie nur zur Erhaltung, nicht zur Störung der Ruhe, errichtet seyn wollte.

Im Jahre 1790 legte er seine Stelle nieder, und ging nach Paris, vermuthlich weil er ein Anhänger des Orleans war, das sich aus zweien Stücken folgern läßt: denn erstens hatte er genauere Bekanntschaft mit Madame Genlis, der Obersthofmeisterin des Herzogs, wechselte mit ihr Briefchen, und hatte geheime Zusammenkünfte. Ist es demnach wohl glaublich, daß er nicht von der Partei gewesen sey, der sie zugethan war? Zweitens besuchte er den Jakobinerklubb zu Paris, der damals noch den Herzog begünstigte. Er sollte mit 6000 Mann in die westindischen Inseln gehen, um dort die gestörte Ruhe wieder herzustellen; allein, da man ihm keine Instrukzion zur provisorischen Regierung der Kolonien mittheilte, so unterblieb diese Reise. In Paris hatte er keinen Gehalt; aber eine gute Freundin, die ihn unterstützte. In einer Schrift wider Mirabeau

bewies er, daß man in den damaligen Umständen den Negern die Freiheit, wozu sie doch ein gegründetes Recht hätten, nicht zugestehen könnte. Dann reisete er nach den österreichischen Niederlanden, wo er gewiß durch seine Schriften vieles beitrug, die Widerspenstigkeit gegen ihren damaligen rechtmässigen Herrn zu unterhalten.

Nach seiner Zurückkunft schrieb er ein diplomatisches Werk, in dem er zeigte, wie sich ein konstituzioneller König wider andere Mächte verhalten müsse. Dieses Werk fand vielen Beifall. Ein anderes Werk, das er über die Pflichten der Offiziere geschrieben hatte, wurde nicht so gut aufgenommen. Im Jahre 1791 kurz vor der Flucht des Königs wurde er Mareschall de Camp bei der zwölften Division. Damals schon gab es unruhige Auftritte in der Vendee: allein er wußte sie zu unterdrücken. Dem unruhigen Jakobinerklubb zu Nantes vereitelte er alle Anschläge das Volk aufzuwiegeln. Mit Anfange des Jahres 1792 wurde er Generallieutenant, und erhielt vom Kriegsminister Narbonne ein Kommando bei der Rheinarmee unter dem Marschall Lukner. Allein sein Bestreben war Minister zu werden; was er auch durch Hilfe der Jakobiner erhielt. Der rechtschaffene Delessart wurde gestürzet, und Dümouriez nur einstweilen Stellvertreter des Ministers. Diese

Stelle nahm er nicht an, und die Folge war, daß er zum wirklichen Minister am 15. März 1792 erhoben wurde.

Als Minister hielt er es immer mit den Jakobinern, und trachtete nur Mitglieder derselben in das Ministerium zu bringen. Er setzte es bei dem König durch, daß allen denen, welche Pensionen genossen, ohne dem Staate wirkliche Dienste geleistet zu haben, dieselben entzogen wurden. Von seinem Gehalte entzog er sich eine ansehnliche Summe, die er denen zuwendete, welche in seinem Departemente arbeiteten, um dadurch seine Partei zu vergrössern. Unter den Gesandten machte er grosse Veränderungen, und rief alle jene ab, die ihm der neuen Konstituzion nicht geneigt zu seyn schienen. Von der Nazionalversammlung erhielt er zu geheimen Ausgaben 6 Millionen Livres. Er war Hauptursache, daß dem Hause Oesterreich der Krieg erklärt wurde, ungeachtet der bekannten friedfertigen Gesinnungen des Kaisers Leopold, und seines Nachfolgers des Kaisers Franz, weswegen er auch von vielen stark getadelt wurde. Auch setzte er den Plan zum ersten Feldzuge auf, wobei es ihm aber, wie es allgemein bekannt ist, mißglückte; vorzüglich darum: weil bei der Armee Zügellosigkeit und Mangel an Nothwendigkeiten herrschte, weil die Belgier den Franzosen nicht die Hände reichten, und die

Oesterreicher die Grenzen stärker besetzt hielten, als man glaubte. Dieser Zufall erregte Klagen der Generale wider ihn, machte ihm die Nazionalversammlung abgeneigt, und verminderte überall sein Ansehen. Er fürchtete böse Folgen, und schränkte sich nun ganz auf sein Departement ein.

Die Jakobiner machten um ihn zu stürzen in der Nazionalversammlung die Motion, daß er über die erhaltenen 6 Millionen Livres Rechnung ablegen sollte. Er wollte dessenthalben seine Stelle niederlegen, behielt sie aber, da die Nazionalversammlung die Motion unterdrückte. Um sich nun an jenen Jakobinern, die man Girondisten nannte, von denen die Motion herkam, zu rächen, bewog er den König, die drei Minister, Roland, Claviere und Servan, die von dieser Partei waren, zu entlassen. Er wurde daher in öffentlichen Blättern von ihnen gewaltig gelästert; dagegen ihn die Gegner der Girondisten, die man Feuillans nannte, mit Lob überhäuften. Hierauf schlug er dem König neue Minister vor, und übernahm des Kriegsministers Stelle; behielt aber zugleich sein voriges Departement bei, weil er nicht sobald einen Nachfolger erhalten konnte.

Den vierten Tag seiner neuen Ministerstelle begehrte er seine Entlassuug vom König, und erhielt sie auch. Die Girondisten erstaunten hierüber, und ihre Wuth legte sich; noch

grösser aber war das Erstaunen, da er der Nazionalversammlung die Rechnung über die empfangenen Gelder zugeschicket, und bewiesen hatte, daß er bei öffentlichen Ausgaben vieles ersparet, und von den 6 Millionen nicht viel über eine halbe Million ausgegeben habe. Nun lebte er wieder in Paris einige Zeit in stiller Ruhe, bis er das Dekret erhielt, zur Luknerischen Armee abgehen zu dürfen. Er kam eben, da Lukner sich aus den Niederlanden zurück zog, zu seiner Armee. Hier mußte er es sich gefallen lassen, das kleine Kommando im Lager bei Maulde zu übernehmen, obwohl ihm als dem ältesten Generallieutenant ein grösseres gebührte. Dieses Lager sollte die Gegenden zwischen Lille, Douai, Bouchain, Valenciennes und Conde decken, und war zu diesem Zwecke zu schwach. Dümouriez wußte sich bald die Soldaten zu Freunden zu machen; fing an Orchies zu befestigen, und führte den kleinen Krieg so, daß seine Mannschaft dadurch Kühnheit und Mannszucht sich angewöhnte, und in beiden sich auszeichnete.

Mitten in diesen Arbeiten bekam er vom Lukner Befehl, nach Valenciennes zu kommen, wo derselbe mit la Fayette war, und er die weitere Ordre erhielt, mit der Arriergarde, die nur aus 6 Bataillonen und 5 Eskadronen bestand, im Lager bei Famars zu bleiben, bis General Dillon ankommen würde; unter-

dessen sollte er unter den Befehlen des la Fayette stehen, hernach aber mit ihm (Lukner) zu Metz zusammenstossen. Die kleine Mannschaft setzte ihn in keine kleine Verlegenheit. Die Oesterreicher nahmen ihm Orchies weg, verliessen es aber bald wieder, weil es nicht konnte behauptet werden Nun kam Dillon an, Dümouriez übergab ihm das Oberkommando, blieb aber bei selbem, wider den Befehl Lukners, um wie man vorgab, die Grenzen Flanderns besser decken zu können. Lukner beschwerte sich über den Ungehorsam des Dümouriez bei dem König, und bat denselben den Ungehorsamen zu bestrafen; allein der König konnte es nicht thun, weil die Nazionalversamlung, welche alle Macht schon an sich gerissen hatte, ihn in Schutz nahm. Dillon hielt sich nur vertheidigungsweise; Dümouriez wollte ihn zu mehr Thätigkeit bewegen, allein er war mißtrauisch gegen ihn, und blieb bei seiner angenommenen Art, nur defensive zu handeln. Dagegen folgte auch Dümouriez nicht, da ihm Dillon vorschlug, er sollte nach dem 10. August 1792 die Soldaten noch einmal schwören lassen, der Nazion, dem König und dem Gesetze treu zu seyn.

Durch diese Widersetzlichkeit machte er sich bei den Girondisten so sehr beliebt, daß sie ihm das Kommando über die Nordarmee, welches bisher Dillon führte, und zugleich

über die Centralarmee, deren Anführer la Fayette bereits ausgewandert war, anvertrauten. Nun stellte Dümouriez den Dillon an die Spitze der Centralarme, doch so, daß er von ihm Befehle empfangen mußte: diese letztere war in dem elendesten Zustande. Unterdessen hatten die Preussen mit Hilfe der Oesterreicher Longwy eingenommen, und bedrohten Verdun. Dümouriez wollte es retten, allein seine Hilfe kam zu spät. Die Preussen und Oesterreicher drangen gegen Paris zu; Dümouriez, um es zu verhindern, nahm eine furchtbare Stellung, die unüberwindlich zu seyn schien, aber doch von dem österreichischen Helden Clairfait überwältiget wurde, und der französische General Chazot suchte vergebens demselben die errungenen Vortheile aus den Händen zu reissen. Dümouriez zog nun die Generale Kellermann und Beurnonville mit ihren Abtheilungen an sich, und befahl dem General Dillon sich zurück zu ziehen; dessen Zurückzug aber war eine unordentliche Flucht seiner in Furcht gerathenen Soldaten.

Dümouriez hatte durch die Verstärkungen Kellermanns und Beurnonville, und mit dem Korps des Dillon nun eine Armee von allenfalls 70,000 Mann. Er hatte zwar vom Kriegsminister Befehl bekommen, sich mehr gegen Paris zurück zu ziehen, er glaubte aber, es sey weder nothwendig, noch vortheilhaft,

und gehorchte nicht. Die Deutschen konnten nur langsam vorrücken, weil ihnen die Lebensmittel nur durch Umwege aus dem Luxemburgischen zugeführt werden konnten. Indeß war die Lage der Franzosen nichts weniger als gut: sie waren auf drei Seiten von den Deutschen umrungen, und litten Mangel an Lebensmitteln; daher waren sie sehr mißmuthig, allein Dümouriez blieb stäts unter ihnen, zeigte ihnen bessere Aussichten, theilte jede Noth mit ihnen, und tröstete sie; er wußte die Feigherzigkeit den einen zu benehmen, und zugleich die Ausgelassenheiten der andern zu bezähmen; was ihm schon darum leicht war, weil er von allen Soldaten wie ein Vater von seinen Kindern geliebt wurde. Unterdessen wurde die königliche Würde abgeschaffet, und Frankreich in eine Republik umgestaltet.

Um diese Zeit nahmen die bekannten Unterhandlungen zwischen Dümouriez, und dem damaligen König von Preussen ihren Anfang. Von Seite Preussens wurde dem französischen Heerführer Weihrauch gestreuet, und er nur allein für den Mann ausgegeben, der Frankreichs Unordnungen ein Ende machen, und den Frieden wieder herstellen könnte. Er hingegen sagte: Frankreich habe dem König von Preussen den Krieg nicht erkläret, und es stünde nur bei ihm Frieden zu haben, wozu nichts anderes erfordert würde, als daß er

sich von Oesterreich trenne. Inzwischen geschah die Auswechslung der österreichischen, preussischen und hessischen Truppen, nicht aber der Emigranten. Es ward bedungen, daß in der Fronte des Lagers nicht geschossen werden sollte: dabei aber ließ Dümouriez doch immer die Oesterreicher und Emigrirten in der Flanke und vom Rücken beunruhigen. Uebrigens trachtete er, den König von Preussen zum Alliirten Frankreichs, oder doch wenigstens von Oesterreich abwendig zu machen, allein es gelang ihm nicht, und der König blieb auf dem Kriegstheater.

Der Herzog von Braunschweig schickte dem Dümouriez eine Proklamazion zu, in der er für fernere Unterhandlungen die Wiedereinsetzung des Königs in seine vorige Würde zum Grunde legte; der Waffenstillstand wurde aufgekündiget, und die Deutschen traten ihren Rückmarsch an; aber es ist gewiß, daß im Verfolgen von den französischen Unterbefehlshabern die Preussen geschonet, und wie Freunde behandelt wurden; zugleich bleibt es auch wahr, daß die Ebenen von Champagne immer für grosse Armeen unglücklich sind, wie es schon der überall gefürchtete Attila erfahren mußte. Das Nachrücken der Franzosen nach den Preussen, und das Verfolgen der Oesterreicher geschah nicht von Dümouriez selbst, sondern von seinen Unterbefehlshabern Kellermann, Dillon, Beurnon-

ville und andern; er selbst ging in das französische Flandern, wo der Herzog von Sachsen-Teschen sich des flachen Landes bemeistert hatte.

Da er nun hier die gehörigen Anstalten getroffen hatte, begab er sich nach Paris, um mit den Ministern sich über den Einfall in die österreichischen Niederlande zu besprechen: er erwartete herrliche Triumphe, erhielt aber im Konvente mehr nicht, als die Ehre der Sitzung. Für den gefangenen König that er — gar nichts. Zu Paris war er kindisch genug in dem alten Jakobinerklubbe die rothe Mütze aufzusetzen, und sich gleich wieder mit den Girondisten zu vereinigen. Weil der Kriegsminister Servan entweder wirklich krank war, oder doch sich krank stellte, so entwarf Dümouriez den Plan des künftigen Feldzuges, und insonderheit der Eroberung Belgiens, welche ihm sein ungerechter Haß gegen das Haus Oesterreich zu seinem Lieblingsstücke machte. Uebrigens war sein Plan in militärischer Hinsicht lobenswürdig: Montesquieu sollte in Savoyen und Nizza vorrücken, Kellermann bis Koblenz, und er selbst wollte in die Niederlande einfallen. Unterdessen wurde er von dem berüchtigten Marat öffentlich beschuldiget, daß er Herzog in Niederlanden werden wolle; Roland der Minister des Innern sagte laut: Dümouriez sey desto gefähr-

licher, je mehr er Talente besäße. Er reiste indeß von Paris nach Valenciennes, wo er eine Armee von beiläufig 90,000 Mann hatte.

Mit dem größten Theile dieser Armee fiel er in die kaiserlichen Niederlanden ein. Ein Theil derselben unter Anführung des General Beurnonville wurde zwar bei dem Dorfe Thulin geschlagen; aber durch den General Harville verstärket, rückte er wieder vor. Am 6. November 1792 war die grosse Schlacht bei Jemappe, in der die Franzosen gewiß 9000, und die Oesterreicher 4000 Mann verlohren. Der großsprecherische Dümouriez sagte zwar in seinem Berichte an den Konvent, er hätte nur bei 2000 Mann verlohren, allein alle dabei gefangenen französischen Offiziere gaben ihren Verlust einstimmig auf mehr dann 9000 Köpfe an. Die Oesterreicher mußten hier der gar zu grossen Uebermacht weichen; denn vor Anfang der Schlacht waren sie nur 17,000, die Franzosen aber 65,000 Mann stark, und machten also nicht gar den dritten Theil der Franzosen aus, zu Ende der Schlacht aber nicht einmal den vierten. Nach diesem blutigen Gefechte nahm Dümouriez Mons ein, rückte bis Brüssel vor, forderte die Stadt am 13. des Monates auf, und ungeachtet die Aufforderung angenommen wurde, besetzte er sie dennoch erst am 14. früh. Am 15. bildete sich daselbst ein Klubb;

Dümouriez hatte ihn eröffnet, und wohnte seinen Sitzungen bei, so lange er in Brüssel blieb. Unterdessen waren die eigentlichen Jakobiner eifrigst bemüht, ihn zu stürzen: weil sie ihn sowohl als einen Freund des Orleans, wie auch als einen Prätendenten der Oberherrschaft über Belgien fürchteten, und auch haßten.

Indessen fuhr Dümouriez fort in den Niederlanden Eroberungen zu machen; fand in Antwerpen und Mecheln grosse Vorräthe sowohl von Kriegsbedürfnissen, als auch von Lebensmitteln. Geld bekam er zwar von jenen Belgiern, die ihm geneigt waren, aber zu wenig: daher legte er der Geistlichkeit ein gezwungenes Darlehen auf, was ihr zwar sehr beschwerlich fiel, aber ihr die Abscheulichkeit ihrer Widersetzung gegen ihren damaligen Souverain reichlich vergolt. Am 28. dieses Monates rückte der siegende Dümouriez in Lüttich ein, und so eroberte er in einem Monate ganz Belgien, und das Lütticherland, mit Ausnahme der Provinz Luxemburg und der Stadt Herve. In Lüttich war das Volk nach dem Sinne der Jakobiner gestimmt, und beging viele Ausschweifungen; die zwei Konventskommissarien Danton und Lacroix, Freunde des Generals, bestärkten sie darin wacker; er aber bekam dadurch eine stärkere Macht, was ihn in den Augen der Jakobiner in Frank-

reich immer noch verdächtiger machte. Sie bewirkten daher auch, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten ihm befahl, die Neutralität des deutschen Reiches, die damals noch so, wie mit England und Holland bestand, genau zu beobachten, wodurch er genöthiget wurde, die Winterquartiere, nicht seinem Wunsche gemäß am Rheine, sondern an der Maas zu nehmen. Um sie ruhig zu geniessen, nahm er noch Aachen, Herve und Henri Chapelle ein. Hierauf beschloß er mit Einwilligung der Konventskommissarien den dießjährigen Feldzug.

Darauf reisete er um die Zeit des Jahresanfangs von 1793 nach Frankreich, um auf die Abstellung des Mangels an Lebensmitteln bei der Armee zu dringen, und den Konvent dahin zu bewegen, daß er die Verordnung vom 15. Dezember 1792, vermöge welcher die französische Verfassung in den eroberten Ländern mit Gewalt sollte eingeführet werden, widerrufe: auch wollte er seinen Plan für den künftigen Feldzug vorlegen. In Paris, wo er nur am Tage war, lebte er sehr eingezogen, speisete nirgends als bei den Ministern Lebrün und Garat, und seine Nächte brachte er zu Clichy zu. Seine Plane wurden einer besondern Kommission zur Untersuchung übergeben, die aber nichts entschied. Für den unglückli-

chen

chen König verwendete er sich zwar, aber nur in so ferne es ihm nothwendig zu seyn schien, seinen Plan von der Erhöhung des Orleans auf den französischen Thron ausführen zu können: allein seine Verwendung war unwirksam, und der König wurde hingerichtet. Am Tage der Hinrichtung Ludwigs verhielt sich Dümouriez still zu Clichy.

Sein Plan bestand in dem, daß Frankreich acht Armeen an den Grenzen haben sollte, nebst einem Reservekorps und einem kleinen Observazionskorps, welche zusammen 370,000 Mann, ohne die Kommandirenden, und das Staabspersonale zu rechnen, betragen sollten. Die größte Armee sollte in Belgien zu stehen kommen: weil in diesem Lande, das keine Festungen hatte, alles durch Schlachten mußte bewirkt werden; die batavische Legion aber sollte derselben im Falle einer entstehenden Entzweiung mit Holland, und eines darauf folgenden Krieges zur Avantgarde dienen. Diese Legion war 10,000 Mann stark, und bestand meistentheils aus mißvergnügten Holländern, die nach dem Einmarsche der Preussen ihr Vaterland verlassen, und sich an den französischen Konvent gewendet hatten, von dem sie aber an Dümouriez waren gewiesen worden. Jedoch die Holländer hatten sich damals erkläret, daß sie neutral bleiben wollten, wenn sie mit Dü-

mouriez unterhandeln könnten; auch England war bereit die bis dahin beobachtete Neutralität beizubehalten, wenn derselbe nach London gesandt würde, um Unterhandlungen zu pflegen. Dieses Letzte war ganz nach seinem Geschmacke, und er wandte alles Mögliche an, um es zu bewirken: allein die Jakobiner wußten es zu hintertreiben, denn sie befürchteten, seine Gesandtschaft in London könne ihnen und ihrem Systeme sehr gefährlich werden.

Nachdem er nun keines seiner Projekte durchsetzen, und nicht einmal für seine Kavallerie frische Pferde, noch für seine Infanterie neue Rekruten bekommen konnte, reisete er mit beklemmten Herzen den 26. Jäner 1793 von Paris ab. Seine Armee fand er in dem elendesten Zustande; sie war sehr vermindert, von allen Nothwendigkeiten entblößt, und geneigt zu allen Gattungen von Ausschweifungen. Die Oesterreicher hatten sich unterdessen sehr vermehret, und an ihrer Spitze den Prinzen von Koburg, der seiner klugen Anstalten, seines Muthes und anderer militärischer Eigenschaften wegen jedem Feinde fürchterlich seyn mußte. Bei diesen Umständen wurde Dümouriez durch die einzige Hoffnung, England und Holland bei der Neutralität zu erhalten getröstet, aber auch diese wurde bald zu Wasser; er bekam nach wenigen Tagen die ganz unerwartete Nachricht, daß der Konvent den Eng=

ländern und Holländern den Krieg erklärt habe. Nun mußte er alle seine Plane erhöhen, wenn er sich in seinem Ansehen erhalten, und wirksam auf seine Zwecke hinarbeiten wollte. Zu seinem Glücke wurde Beurnonville um diese Zeit Kriegsminister; und von diesem erhielt er alle nur mögliche Unterstützung an Mannschaft, Kriegsgeräthe, Lebensmitteln und Geld, wodurch er neues Leben erlangte.

Am 17. Hornung rückte seine Armee auf das holländische Gebiet. Berneron kommandirte die Avantgarde, d'Arsson den rechten, Lecerf den linken Flügel, und Tilly die Arriergarde; er selbst verließ den 22. die Stadt Antwerpen, um zu seiner Armee zu kommen. Bei seinem Eintritt in Holland erließ er eine Proklamazion an das batavische Volk, welche in den unanständigsten Ausdrücken dasselbe zum Aufruhr gegen die rechtmäßige Obrigkeit reizte, und wo er mit seiner gewöhnlichen Großsprecherei sich einen Befreier der Belgier und Bataver nannte. Er hatte bald das Mißvergnügen zu erfahren, daß die Holländer alle jene Fahrzeuge, die ihnen Berneron hätte wegnehmen sollen, gerettet hatten. D'Arsson nahm nach einer viertägigen Belagerung Breda weg, hernach Klundert, und dann nach wenigem Widerstand Gertruidenberg; Deflers belagerte mit Glücke Steenberg und Bergen

op Zoom; desto unglücklicher aber war Berneron in der Belagerung von Willemstadt, welches der tapfere Kommandant Beezelaer vertheidigte; Dümouriez selbst hatte sich nach Moerdik begeben, und wollte von da über auf die Insel Dort gehen, wozu er trefliche Anstalten machte, und den Befehl gab, daß dieser Uebergang längstens bis am 10. März geschehen konnte: allein er geschah nicht.

Held Koburg fing mit Anfange des März an die Franzosen zurückzudrücken, und von der Maas zu vertreiben. Dieses machte den ganzen Plan scheitern; Dümouriez übergab die Armee, die seiner Meinung nach Holland überwältigen, und in Besitz nehmen sollte, dem General Deflers, und reisete auf Befehl des Konvents zur Hauptarmee, aber sein Herz war voll banger Ahndungen; sein Heer war zu schwach und zu muthlos gegen die Kriegsmacht der Oesterreicher; das ganze gemeine belgische Volk war wider die Franzosen aufgebracht, wegen der Härte, mit der die Kommissarien das Dekret vom 15. Dezember des vorigen Jahrs in Ausübung brachten, und durch dieses Volk mußte er seinen Rückzug nehmen; viele Bauern hatten sich bewaffnet, um wider die Franzosen mit den österreichischen Kriegern zu streiten. Bei diesen so beklemmten Umständen sah er keine andere Aushilfe, als eine grosse Schlacht zu wagen;

deren Gewinn ihm seine Einbildung als gewiß vorstellte. Dadurch konnte er hoffen, alle seine Projekte und vorzüglich das, das Orleanische Haus auf den französischen Thron zu bringen, endlich auszuführen.

Vor der Schlacht noch suchte er sich das belgische Volk geneigt zu machen; vertrieb in dieser Absicht die Konventskommissarien von Antwerpen, Brüssel, und andern Orten; trieb die zu Brüssel errichtete Legion der Sanskülotten auseinander, und nahm ihren Anführer gefangen; verbot dem Klubb sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, und bat den Magistrat daselbst, dem Volke die Verirrungen einzelner Personen nicht zur Last zu legen. Von Brüssel ging er zur Armee, die er bei Löwen in einer schlechten Stellung fand; er gab ihr eine bessere, und ließ das Dorf Gotzenhofen, das auf einer Anhöhe liegt, und die ganze Gegend beherrscht, besetzen; ferner zog er das schwere Geschütz an sich, und rief jene Mannschaft zurück, die schon das Heer verlassen, und nach Frankreich gehen wollte. Darauf wagte er den 18. März wirklich die grosse Schlacht bei Neerwinden. Der Angriff geschah auf fünf Punkten, und überall wurden die Franzosen zurückgeschlagen; das hartnäckigste Gefecht war zwischen dem General Dümouriez, und dem berühmten Clerfait; der erstere verlohr ein Pferd unter

seinem Leibe; die Franzosen büßten an Todten und Verwundeten, ohne die Gefangenen zu rechnen, über 5000 Mann ein, nebst mehr daun 30 Kanonen; die ganze Armee rückte, oder vielmehr floh zurück. Nach dieser Schlacht zog sich die französische Besatzung von Diest nach Mecheln zurück; Dümouriez wollte sich bei Löwen halten, und ließ verschiedene gute Stellungen rings herum nehmen: allein Clerfait griff sie am 21. und 22. dieses Monats an, überwältigte sie allenthalben, und zwang sie, sich hinter Löwen zurückzuziehen. Den letztern Tag focht Dümouriez selbst in der Uniform eines Nazionalgardisten mit, um die übrigen Soldaten anzufeuern.

Den 25. eben dieses Monates zog er durch Brüssel, und nahm, nachdem die Oesterreicher wieder im Besitze von Namur und Antwerpen waren, seine Stellung hinter Mons auf französischem Boden, wodurch er Maubeuge, Le Quesnoi, Conde, und Valenciennes zu decken suchte. Um diese Zeit ließ er auf Befehl des Konvents den General Miranda verhaften, und nach Paris führen. Bald darnach hielt er zu Ath eine Unterredung mit dem damaligen Obersten, nunmehrigen Feldmarschallieutenant von Mack, worin er den österreichischen Befehlshabern schöne Anträge machte; allein er war der Mann nicht, dem man trauen konnte. Bald darauf mußte er

das Lager bei Mons aufheben, und bezog ein anderes bei Dornik. In dieser Stadt fand er die Madame de Genlis, mit der Tochter des Herzogs von Orleans; er verwendete sich für dieselben bei den österreichischen Generalen, und erhielt ihnen zu Mons eine Freistätte. An eben diesem Orte kamen drei Abgeordnete der Jakobiner zu ihm, die ihm einen Brief vom Minister Le Brun überbrachten, eigentlich aber gekommen waren, seine Gesinnungen über verschiedene Gegenstände auszuforschen; er aber verbarg ihnen seine Denkungsart nicht im mindesten. Bald darnach erhielt einen Brief von den Konventskommissarien, die in Lille waren, in dem sie ihn aufforderten nach Lille zu kommen, um sich über verschiedene Vorwürfe zu rechtfertigen, die man ihm machte: er antwortete ihnen aber, die Umstände erlaubten ihm nicht diesen Weg zu machen, vielmehr sollten sie sich zu ihm begeben; wenn er aber nach Lille käme, so würde er mit der Armee hinziehen, seine Verleumder zu bestrafen.

Indessen fand er sich abermal bemüßiget, das Lager bei Dornik aufzuheben, und bezog wieder jenes bei Maulde. Hier erforschte er die Gesinnungen seiner Armee, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß die vorzüglicheren Theile derselben auf seiner Seite wären: jedoch die Emissarien der Jakobiner wußten dieselben

bald, theils durch prahlerisches Zureden, theils durch Geld und Verheissungen umzustimmen; Generale und Staabsoffiziere bezeigten ihm Abneigung, und unter dem gemeinen Volke fanden sich wohl gar Komplotte wider sein Leben, oder wenigstens für seine gefängliche Ueberlieferung nach Paris; Dümouriez machte dagegen die besten Anstalten für seine Sicherheit. Er dachte aber auch zugleich auf die Rettung der vier erhabenen Gefangenen im Tempelthurme, was noch immer in seinem Plane lag. Zur Erreichung dieser Absicht suchte er Geisseln zu bekommen; aus dieser Ursache ließ er den Sohn des Konventsdeputirten Lecointre arretiren, und bestimmte dazu die vier Konventskommissarien, und den Kriegsminister, die von Paris zu ihm sollten geschicket werden, wie ihm Pariser Freunde geschrieben hatten.

Am 2. April Abends kam der Kriegsminister mit den vier Kommissarien, Camus, Bancal, Lamarque und Quinette im Hauptlager beim Dümouriez an. Kaum sahen sich der Obergeneral und der Kriegsminister, so erwachte in beiden die alte Freundschaft, und sie umarmten sich auf das Feurigste; weil aber in diesem Zimmer der General Valence, und die Offiziere vom Generalstabe gegenwärtig waren, so verlangten die Kommissarien in ein anderes Zimmer zur Unterredung geführet zu werden; er weigerte sich lang, gab aber doch

endlich nach. Nun zeigte ihm Camus das Dekret des Convents, das ihn vor die Schranken vorforderte: er sagte, die Umstände liessen es nicht zu, daß er die Armee itzt verlasse, die Kommissarien sollten bei ihm bleiben, bis die Armee organisirt sey, damit sie selbst das, was vorgeht, sehen, und ihn, wenn er strafbar wäre, absetzen könnten; aber auch dann, setzte er hinzu, werde er nicht nach Paris gehen, noch sich vor dem Revoluzionstribunale stellen, das er, wenn er genugsame Macht hätte, gewiß abschaffen würde. Man versicherte ihm, daß ihm kein Leid wiederfahren würde, man legte ihm viele andere Gründe vor, um ihn zur Reise nach Paris zu bewegen; er aber blieb unbeweglich, und rieth ihnen nach Valenciennes zurückzukehren: hätten sie ihm gefolget, so würden sie nicht arretirt worden seyn.

Hierauf entfernten sich die Kommissarien, um sich zu berathschlagen, was nun zu thun sey. Unterdessen redete Dümouriez mit dem Kriegsminister, der ungeachtet seiner Freundschaft für ihn, dennoch mit der Wahrheit zurückhielt, und ihn nur bat, sein Schicksal von jenem der Kommissarien nicht zu trennen, das Dümouriez auch versprach. Dieser hatte, da ihm die Ankunft dieser Herren schon vorher war berichtet worden, das Husarenregiment Berchiny zu seinem Schutze bereit ge-

halten, und war immer mit einiger Mannschaft desselben umgeben. Da nun nach geendigter Berathschlagung die Kommissarien wieder eintraten, fragte ihn Camus, ob er nach Paris gehen wollte, und er antwortete: Nein. Hierauf sagte Camus, er suspendire ihn von seinem Amte, und verbiete den Soldaten ihm ferner zu gehorchen; einige gegenwärtige Offiziere bezeigten hierüber ihren Unwillen: Camus aber drohete ihnen, er wolle sie verhaften lassen. Kaltblütig öffnete Dümouriez die Thüre, rief die im Hofe aufmarschirten Husaren herein, und befahl ihnen, daß sie die vier Kommissarien und den Kriegsminister nach Dornik zu dem österreichischen General Clerfait führen sollten, wohin er auch alle jene bringen ließ, die er bisher zu verhaften befohlen hatte. Er schrieb zugleich einen Brief an Clerfait, worinn er ihn bat, diese Personen als Bürgen für das Leben der königlichen Familie in Empfang zu nehmen, den Beurnonville aber mit Auszeichnung zu behandeln.

Nun wollte er die Soldaten vorbereiten, um sie zur Ausführung seiner Zwecke zu gebrauchen, allein die Jakobinerkommissarien hatten sie fast alle verführet, und von ihm abspenstig gemacht. Dümouriez mußte also den 4. sein Heil in der Flucht suchen, auf welcher er mit wenigstens 10,000 Flintenkugeln begleitet wurde. Zwei Husaren und zwei

Bedienten wurden erschossen; sein Sekretair, Cantin, wurde gefangen, und mußte nachher sein Leben unter der Guillotine lassen. Am 5. begab er sich in Begleitung seiner zwei Brüder, des Herzogs von Chartres (des jüngern Egalite), der zwei Obersten Thouvenot und Montjoye, und einiger andern Staabsoffiziere nach Dornik zum General Clerfait. Eine Stunde später folgten ihm 50 schwere Reiter, eine halbe Eskadron Husaren vom Regiment Sachsen, und das ganze Husarenregiment Berchiny. Bald nach diesen kamen auch die Generale Neuilly, Bouille, de Bannes, Second, Damas, Marasse, Ruault und Berneron zu ihm. Man hatte auch versuchet, die Kriegskasse mitzunehmen, allein der Versuch mißlang.

Dümouriez und alle andern übergetretenen Soldaten wurden in dem österreichischen Lager sehr gut aufgenommen; die Stadt Leuze und die umliegende Gegend war ihnen zum Sammelplatze angewiesen; sie erhielten von der Stunde an den Sold wie andere österreichische Soldaten, und Dümouriez versprach die Gelder, wenn günstigere Umstände wieder eintreten sollten, getreu zu ersetzen. Aber er sah bald ein, daß er seine Plane, die immer ins Abenteuerliche fielen, nicht ausführen könne, daher verließ er am 10. die kaiserliche Armee, und begab sich nach Brüssel, wo er von dem öster=

reichischen Minister Grafen von Metternich freundschaftlich empfangen wurde. Von da reisete er von einem Orte zum andern, und wurde nirgends aufgenommen; überall war er verdächtig, überall verhaßt. In Paris wurde er für vogelfrei erkläret; seine Sachen wurden konfiszirt; jenem, der ihn arretiren oder tödten würde, wurden 300,000 Livres versprochen, und alle, die man im Verdacht hatte, mit ihm einverstanden zu seyn, wurden verhaftet. In Brüssel setzte er eine Rechtfertigung seines Betragens auf, die man aber verlachte, für falsch angab, und in den Städten Belgiens, wo sie angeschlagen war, herabriß.

Er reisete in die Schweitz, und wollte sich zu Solothurn oder Bern niederlassen, allein die Schweitzer Obrigkeiten wollten es nicht gestatten, und er selbst mußte fürchten, die 300,000 Livres möchten einem der dort sich aufhaltenden Emigranten Lust auf seine Freiheit, oder seinen Kopf machen; er reisete daher nach Würtemberg, konnte aber die Erlaubniß, sich nur 6 Stunden zu Stuttgard aufzuhalten, nicht erlangen. Er kam hierauf nach Würzburg, erhielt aber auch hier sogleich die Erinnerung, daß er in 3 Tagen das ganze Land müsse geräumet haben. Selbst der König von Preussen schlug ihm die Erlaubniß ab, im Anspachischen oder Baireuthischen leben zu dürfen. Nun wollte er in Mergentheim seinen

Wohnort aufschlagen, aber auch hier wurde er von dem Kurfürsten von Köln als ein verwegener und gefährlicher Mann abgewiesen. Er reisete also wieder nach Brüssel zurück, allein weil das batavische Volk zu sehr wider ihn aufgebracht, und sein Leben in Gefahr war, so erhielt er vom Erzherzoge Karl die Anweisung Belgien zu verlassen; zugleich aber auch einen Paß, um ungehindert nach London reisen zu können, wo er auch unter dem Namen Peralta ankam.

Doch in England durfte er nicht bleiben, er kehrte also nach Deutschland zurück. In Ostende stieg er ans Land, und war in Gefahr ermordet zu werden. Jtzt lebt er in der Gegend von Kiel, im Hollsteinischen, und beschäftiget sich mit der Verfassung verschiedener Schriften. Im Jahre 1794 kam zu Hamburg von ihm heraus: Memoires du General Dumouriez ecrits par lui même. (Denkwürdigkeiten des Generals Dümouriez, von ihm selbst beschrieben.) Im Jahre 1795 sein Leben in 3 Bänden, nebst einigen andern kleineren Schriften. Im Jahre 1797 erschien von ihm: Recueil de traités politiques, und Reponse au rapport du Deputé Camus. (Sammlung politischer Abhandlungen. — Antwort auf den Bericht des Deputirten Camus.) Im Jahre 1798 sein Coup d'oeil, sein Tableau de l'Europe, u. s. w.

Dümouriez ist klein von Person, hat feurige Augen, und ist heftig in seinen Bewegungen. In Gesellschaften ist er munter und scherzhaft; sein Verstand ist hell und durchdringend; sein Geist listig; sein Herz muthig und kühn. In Gefahren ist er unerschrocken; in Widerwärtigkeiten geduldig; im Umgange mit Menschen weiß er sich in die Umstände zu schicken. Er hat viele Kenntnisse; redet nebst der französischen mehrere andere Sprachen, und unter diesen auch die deutsche. — Der Enthaltsamkeit wegen kann man ihm keine Lobrede halten; zwei auch drei Gesellschafterinnen auf der Bahne dieser Eitelkeit mußten ihm oft die Bitterkeiten seines Lebens versüssen; auch wußte er es so anzufangen, daß keine Eifersucht sich unter ihnen regte. Sein größter Fehler aber ist Stolz, und eitle Großsprecherei.

Pitt.

William Pitt, dieser junge und so ausserordentlich berühmte Premierminister des englischen Hofes ist der zweite Sohn des eben so berühmten Staatsministers Chatham, und am 8. Mai des denkwürdigen Jahrs 1759 gebohren, in welchem der Ruhm der Administrazion seines Vaters den höchsten Gipfel erreicht hatte, wo die brittische Flagge allenthalben triumphirte, Englands Waffen siegten, sein Handel blühte, und die auswärtigen Besitzungen gesichert waren. An seinem ältern Bruder, dem itzigen Lord Chatham, sah sein Vater keine grossen Fähigkeiten zu einem öffentlichen Redner; an ihm aber bemerkte er die Keime von Talenten, die ihn einst fähig machen würden in dieser Sphäre zu glänzen. Auf die Bildung eines Sohnes, dessen Genie dem seinigen so ähnlich zu seyn schien, legte er sich also mit grossem Eifer, und fand Ursache mit dem Erfolge zufrieden zu seyn. Ein ernsthaf-

tes Wesen, Aufmerksamkeit, Fleiß und Genauigkeit in Vollbringung der verschiedenen Tagwerke, die man ihm auflegte, um seinen jungen Verstand mit den Elementen der Wissenschaften zu bereichern, zeichneten ihn schon in seinen Jugendjahren aus.

Nicht sobald aber ward seine Kenntniß der klassischen Gelehrsamkeit für hinlänglich gehalten, um ihn zu den höhern Gefilden der Litteratur und der verschiedenen Zweige der Philosophie zu führen, als er, in dieser Absicht, auf die Universität zu Cambridge geschickt wurde. Hier war es, wo sein Charakter sich zu bilden anfing, und wo die Lehren, die sein Vater ihm gegeben hatte, ihre erste Wirkung äusserten. Was für Proben seiner Beredsamkeit oder Geschicklichkeit er gegeben, ist nicht allgemein bekannt; aber die Lehrer der Universität hegten bald fast durchgängig die Meinung, daß er bestimmt sey, einer der Ersten zu seyn, welche Bahn des Lebens er immer zu betreten geneigt sey. So jung und unerfahren er damals noch war, so brachten ihn doch viele seiner vertrautesten Bekannten als kein unschickliches Subjekt zum Repräsentanten dieses alten und gelehrten Kollegiums in Vorschlag. Da indessen diese Wahl ihm streitig gemacht wurde, so war er so höflich sie abzulehnen, worauf er zum Parlamentsgliede für Poole erwählt wurde.

Im Hause der Gemeinen machte er bald, sowohl durch seine Beredsamkeit als durch seine Grundsätze, Aufsehen. Er trat unverzüglich und entschieden auf die Seite der ruhmvollen Schaar von Patrioten, die verbunden durch die grossen und nahen Gefahren des Vaterlandes, und beseelt durch den Enthusiasmus für das allgemeine Wohl des Staats, so lange, so eifrig und so großmüthig rangen, um den gefallenen Kredit und die schwindende Jugendkraft des brittischen Reichs wieder herzustellen. Die erste Rede, die er im Parlamente hielt, fesselte die Aufmerksamkeit, und erwarb ihm das theilnehmende Gefühl dieser ehrwürdigen Versammlung in bewundernswürdig hohem Grade. Nichts that je eine schönere oder schnellere Wirkung. Das ganze Haus fühlte sich in Erstaunen hingerissen und überwältigt. Man erkannte gewissermassen den Geist seines unsterblichen Vaters wieder, man fühlte diesen in der bilderreichen Sprache, den kühnen Ideen, der geschmackvollen Manier, den lebhaften geistvollen Gedanken und den verfassungsmäßigen Gesinnungen des Jünglings.

Zur Vergeltung für die Gefälligkeit des Volkes, welches in ihm den verstorbenen Vater bewunderte, und ihm den Namen: Retter des sinkenden Staats, zujauchzte, nahm er

sich mit Wärme seiner Sache an, und warf sich öffentlich zum Verfechter seiner Rechte auf. Seine Motion, daß das Haus sich in eine Comite verwandeln möchte, um über die dienlichsten Mittel, eine gleichmäßigere Repräsentazion des Volks im Parlamente zu bewerkstelligen, zu berathschlagen, verschafte ihm den größten Kredit. Der Vorschlag, wie sichs nicht anders erwarten ließ, ward verworfen, hatte aber die gute Folge, daß dieser Gegenstand von dem Augenblicke an die allgemeinste und angelegentlichste Aufmerksamkeit erweckte, wiewohl die mit der französischen Revoluzion eingetretenen veränderten Umstände den einsichtsvollen Minister fest bestimmten, diese Sache nicht nur ruhen zu lassen, sondern sich auch ganz gegen ihre Ausführung zu erklären, da itzt gerade der unschicklichste Zeitpunkt wäre, dergleichen Konstituzionsveränderungen vorzunehmen.

Pitt bewies seinen Scharfsinn und das Bewußtsein seiner eigenen Wichtigkeit zur Genüge bei jener Veränderung der Administrazion, welche eine Folge von Lord Norths Entlassung war. Er sah diese Revoluzion vorher, und trug alles bei um sie zu beschleunigen; gleichwohl nahm er in dem allgemeinen Arrangement, welches darauf erfolgte, die ihm angebothene Stelle eines Lords der Admiralität nicht an. — Das politische Sy-

stem, welches die nun herrschende Rockinghamische Partei angenommen hatte und befolgte, war von dem System seines Vaters, und dem, wozu er sich bekannte, nur in sehr unwesentlichen Stücken verschieden, und doch stimmte er nie herzlich mit derselben überein. Die Ursache davon ist sehr ungewiß. — Der Tod des Marquis von Rockingham machte keine unerhebliche Epoche in der politischen Geschichte Großbrittaniens, und Pitt gelangte bald nachher zu einem ehrenvollen Posten in der Administrazion.

Er wurde nämlich im Juni des Jahres 1782 zum Kanzler und Unterschatzmeister der Exchequer ernannt, und als Mitglied des königlichen Raths beeidigt. Dieses Departement ist eines der wichtigsten unter der Krone; sein Gegenstand sind die Finanzen des Landes, und es begreift daher alle Ressourcen desselben unter sich. Es verbindet dem zufolge mit einer wichtigen und weit ausgedehnten Patronatsschaft, ein ganz besonders verwickeltes und unermeßliches Geschäft. Die mancherlei Emolumente, die ihm zufliessen, steigen zu einer sehr grossen Summe, und sind eine angemessene Belohnung für den unermüdeten Fleiß, und die grosse Verantwortung, die es voraussetzt.

Ein Kanzler der Exchequer von 22 Jahren! Dieß war natürlicher Weise ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde und Spekulazion. Der Pöbel staunte ihn als ein übernatürliches Wesen an, das mit der Kraft Wunder zu thun begabt sey. Doch auch der vernünftigere Theil des Publikums billigte seine Wahl; man setzte alles Zutrauen in ihn, und er trat sein mächtiges Amt zu einer Zeit an, da die Finanzen der Nazion nicht in dem blühendsten Zustande waren. Genie und Klugheit waren daher nie nothwendiger als gerade itzt; doch man täuschte sich in ihm nicht. Pitt übertraf sogar alle Erwartungen.

Die Verhandlungen seiner Administrazion sind gewiß wichtig. Der allgemeine Friede, welcher den amerikanischen Krieg beschloß, zeichnete sich gleich Anfangs darunter besonders aus; und der junge Staatsmann ließ sich weder durch die vielen Urtheile dagegen, noch durch manche Verfügungen des Parlaments ausser Fassnug bringen. Und obwohl er bald darauf das Kabinet wieder verlassen mußte, so diente dieß vielmehr, um einestheils die Sehnsucht nach seiner baldigen Rückkehr desto stärker zu machen, anderntheils aber ihn späterhin in desto hellerem Glanze wieder hervortreten und seinen erhabenen Posten desto länger und ehrenvoller behaupten zu lassen. Ehe er zum zweitenmale ins Ministerium berufen

wurde, brachte er wie gewöhnlich seine ganze Zeit mit Studieren und Reisen hin.

Was Pitt seitdem für seine Nazion gewesen ist, wie er mit weiser Hand das Ruder des Staatsschiffes, selbst wenn die gefährlichsten Stürme es aufs heftigste zu erschüttern drohten, lenkte; wie er jeden seiner Schritte mit der in seiner Lage so nöthigen Vorsicht abzumessen wußte, und wo er erst ein Unternehmen wagte, dieses mit aller Entschlossenheit und unerschütterlichen Beharrlichkeit ausführte; wie er die Faktionen zu stören, den öffentlichen Kredit aufrecht zu erhalten, und in der Abbezahlung der Staatsschulden bis zum Anfange des itzigen Kriegs gegen die französische Republik mehr leistete, als selbst seine Freunde erwarteten und seine Feinde je hatten zugeben wollen; wie er endlich, da er sein Vaterland auch zur Theilnahme an dem itzigen schrecklichen Kriege bewog, immer noch Hilfsquellen findet, um ihn mit Nachdruck fortzusetzen, und sich selbst, ungeachtet aller Gegenbemühungen der Oppositionspartei, an deren Spitze Fox und andere berühmte Männer stehen, doch auf seinem Posten zu behaupten weiß; — dieses alles und noch vieles andere was Pitt that, wissen meine Leser ohnehin so gut, daß es überflüßig wäre, noch mehr davon zu sagen.

Die Beredsamkeit dieses jungen Staatsmannes, den sein Posten so oft in den Fall setzet, das Wort zu führen, hat von ihrem Zauber noch nichts verlohren; vielmehr tritt er selten auf, ohne Bewunderung zu erregen, und immer hört man ihm mit Aufmerksamkeit zu. Seine Diktion ist ausnehmend rein und klassisch, seine Reden zeichnen sich durch starke treffende Züge aus, sein Räsonnement hat eine ungewöhnliche Energie, und seine Deklamazion eine besondere Schärfe.

In seinem Aeussern herrscht Würde und edler Anstand; und wenn ihm Mangel an einem gefälligen, einnehmenden Wesen, vorzüglich gegen das schöne Geschlecht, vorgeworfen wird, so muß man dieß auf Rechnung seiner stäten Beschäftigungen mit den ernsthaftesten, wichtigsten Gegenständen, auf Rechnung seines Temperaments, und seines ganzen Charakters, der schon in frühen Jahren ganz zu männlicher Ernsthaftigkeit und Gesetztheit gestimmt war, schreiben. — Seine Zeitgenossen erkennen in ihm den grossen Sohn eines grossen Vaters, und die Nachwelt wird ihn gewiß an jene grossen Männer anreihen, welche sich um ihr Vaterland die ausgezeichnetesten Verdienste erwarben, und für ihre Namen ein immerwährendes, unvergängliches Ehrengedächtniß stifteten.

Kaunitz.

Wenzel Anton des heil. Röm. Reichs Fürst von Kaunitz und Graf von Rietberg, des goldnen Vliesses Ritter, des königl. St. Stephansordens Großkreuz, k. k. wirkl. geheimer Rath, Konferenz- und Staatsminister, auch Kanzler des militärischen Marien-Theresienordens, wurde am 2. Februar 1711 zu Wien gebohren. Er war unter den 19 Kindern seines Vaters der fünfte Sohn, und daher dem geistlichen Stande gewidmet; da aber alle seine Brüder theils vor dem Feinde, theils am Krankenlager starben, so verließ er den geistlichen Stand, um die von seinen Voreltern so ruhmvoll eröffnete Bahn der Staatsdienste zu betreten.

Er studirte Anfangs zu Wien, und hierauf zu Leipzig, ward im Jahre 1737 Reichshofrath, und zwei Jahre darauf zweiter kaiserl. Kommissär am Reichstage zu Regensburg. Als aber schon im folgenden Jahre Kaiser

Karl VI. starb, und sein Amt dadurch aufhörte, begab er sich auf seine Güter in Mähren; doch genoß er hier nicht lange der Ruhe. Schon im Jahre 1742 erhielt er eine neue Bestimmung; er wurde nämlich als bevollmächtigter Minister an den Sardinischen Hof gesandt, der eben mit dem Oesterreichischen in eine neue Allianz getreten war, und legte die letzte Hand an diese Verbindung.

Der günstige Begriff, den Kaunitz schon damals von seinen Einsichten und seinen Ministerialfähigkeiten gegeben hatte, verschafte ihm bald einen noch wichtigern Beruf. Der Erzherzog Karl von Lothringen und die Erzherzogin Maria Anna, Generalgouverneure der Oestr. Niederlande vermählten sich zu Wien, am 7. Jäner 1744, und Kaunitz wurde zu derselben obersten Hofmeister, und an des Grafen von Königsegg Stelle zum königl. ungar. böhm. Minister an demselben Hofe ernannt. Er kam den 17. Oktober nach Brüssel, um die Leitung aller Geschäfte zu übernehmen, die damals um soviel bedenklicher waren, da der König von Frankreich bereits den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande am ersten den französischen Einfällen ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum bevollmächtigten Minister ernannt; da aber 1746 die Franzosen einen sehr grossen Theil der Niederlande besetzten, so ging er nach Aachen, wo er, seiner geschwächten Ge-

sundheit wegen, die Kaiserinn wiederholt um seine Entlassung bat, die er denn auch erhielt.

Kaunitz erschien jedoch bald wieder auf dem politischen Schauplatze, da nämlich im Jahre 1748 zu Aachen die Präliminarien des Friedensgeschäftes geschlossen wurden. Bei diesen Unterhandlungen, wobei er als k. k. ausserordentlicher Bothschafter und bevollmächtigter Minister auftrat, erwarb er sich durch seine ausgezeichneten Geistesgaben sowohl, als durch sein edles und offenes Benehmen, womit er sich in den Unterhandlungen über alle die kleinlichen Spitzfindigkeiten hinaussetzte, welche man so unverdientermassen mit dem Namen der Staatsklugheit beehret, die Hochachtung aller anwesenden Minister, und legte hier den Grund seines nachher allgemein ausgebreiteten Ministerialruhmes.

Nachdem der Aachner Friede geschlossen war, verlieh ihm die Kaiserinn Maria Theresia zu Anfang des Jahrs 1749 zum Beweise ihrer Zufriedenheit den Orden des goldnen Vliesses, und ernannte ihn zum k. k. Bothschafter in Paris, wo er bis zu Ende des Jahrs 1752 blieb, und die vollkommne Hochachtung des Hofes und der Nazion gewann. Während dieser Gesandtschaft legte Kaunitz den Grund zu der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, die später erfolgte. Da indeß der Hof- und Staatskanzler Graf Uhlfeld seine Entlas-

sung verlangt hatte, so wurde Kaunitz zu dessen Nachfolger ausersehen. Daher ward er zu Ende des Jahrs 1752 von Paris abgerufen, erhielt aber zugleich den Auftrag, die Rückreise über Brüssel zu nehmen, um daselbst wo möglich den Verhandlungen ein Ende zu machen, die wegen der Barrieren schon ein ganzes Jahr ohne Erfolg gedauert hatten. Kaunitz kam zwar im Jäner 1753 nach Brüssel, und hatte dort mit dem Bevollmächtigten der Generalstaaten, Grafen von Bentink, einige Konferenzen; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich sehr bald.

Nach seiner Ankunft in Wien im Jahre 1753 trat Kaunitz sogleich die Stelle eines Hof- und Staatskanzlers, in Verbindung mit der obersten Leitung der Niederländischen und Lombardischen Geschäfte und mit der Würde eines wirklichen Konferenz- und Staatsministers an, welche Würde er bis an sein Lebensende bekleidet hat. Im Jahre 1764 wurde er in den Reichsfürstenstand mit seinen männlichen Erben, nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben. Sein erstes und vorzüglichstes Ministerialgeschäft war die im Jahre 1756 zu Stand gekommene Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich, zweier Staaten, bei denen die gegenseitige Feindschaft und Erniedrigung seit Jahrhunderten zur Staatsmaxime geworden war. Seitdem hatte er alle auswärtigen

Staatsangelegenheiten allein geleitet, in die inneren einen starken Einfluß gehabt, und nie hat wohl ein Minister an irgend einem Hofe ein grösseres Vertrauen, und längere Zeit hindurch genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Es war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und von seinen Einsichten gegründet.

Kaunitz hatte den Grundsatz, seine Meinungen zwar in allen Angelegenheiten nach Ueberzeugung, frei zu sagen, und mit Gründen zu unterstützen; aber nie darauf hartnäckig zu bestehen, und sich zu ereifern, wenn man sie nicht annehmen wollte. Gingen die Sachen dann übel, so erinnerte er bloß mit wenigen Worten, an den von ihm gegebenen Rath. Uebrigens nahm sich Kaunitz nie einen übeln Erfolg zu Herzen. Nichts unterbrach seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, und seine häusliche bis auf das äusserste in das Kleinliche gehende Ordnung.

Die letzte Zeit seines Lebens hinderte ihn sein hohes Alter noch Theil an den Staatsgeschäften zu nehmen, und er genoß selbe in philosophischer Ruhe: Reiten, in welcher Kunst er Meister war, blieb bis an sein Ende eine seiner Lieblingsneigungen. Sich immer gleich starb er endlich am 27. Junius 1794 an Entkräftung im 84. Jahre seines ruhmvollen Alters, mit dem seelenerhebenden Bewußt-

sein, seine Pflichten genau und mit dem wärmsten Eifer für das Beste des Vaterlandes erfüllt zu haben.

Kaunitz hinterläßt auch den Ruhm, daß er ein entschiedener Freund der Wissenschaften und der Gelehrten war. Seit Leibnitzens Zeiten, der auf Karl VI. Geheiß, an dem Plane einer zu Wien zu errichtenden Akademie arbeitete, sind alle weitern Versuche mißlungen; aber Kaunitz erschuff in den seiner Verwaltung anvertrauten Provinzen, in den Niederlanden, und in der Lombardei, sehr ansehnliche Akademien; die meisten fremden Gelehrten, von einigem Ruhme, die nach Wien kamen, zog er an seine Tafel. Er verpflanzte den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den leider! zu früh verstorbenen Würzburgischen Hofrath Schmidt, auf Oesterreichs Boden, und setzte ihn eigentlich in den Tempel der Muse, den er sich gewählt hatte, indem er ihn im Hofarchiv anstellte, wo derselbe für die Geschichte Deutschlands neue und reichhaltige Quellen fand. Unter seinen Vorlesern, waren einige auch als Schriftsteller bekannt, der Rath Riedel zum Beispiel, aus Erfurt, und der Verfasser Faustins, Herr Pezzl.

Noch entschiedener war Kaunitzens Hang für die schönen Künste und Künstler. Die vortreflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist

fast ganz durch ihn geschaffen. Er trug das meiste dazu bei, daß der so berühmt gewordene Kupferstecher Schmutzer, durch Wille zu Paris gebildet, und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Direktor einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher seit dem so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Auch mehrere andere Anstalten für Künste haben Kaunitzen gewissermassen ihre Entstehung zu verdanken. Und wie sehr er grosse Künstler zu schätzen wußte, beweißt der fast tägliche Umgang, in dem er mit Mecheln aus Basel, der lange Zeit zu Wien war, und die Bildergallerie einrichtete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte: welche Ehre sie freilich auch grossen Theils ihrer feinen Lebensart zu verdanken hatten.

Herzberg.

Ewald Friederich Graf von Herzberg, königl. Preussischer geheimer Staats = Kriegs = und Kabinetsminister, Ritter des schwarzen Adlerordens, Kurator der königl. Akademie der Wissenschaften, Chef der königl. immediaten Land = Seidenbau = Kommission, Oberkurator der sämmtlichen Anstalten der königl. Realschule zu Berlin, Erbherr zu Britz, Lottin u. s. w. wurde den 2. September 1725 auf seinem altväterlichen Gute Lottin in Pommern gebohren. Sein Vater war ehemals Major in Sardinischen Diensten gewesen, und hatte sich im Spanischen Succeßionskriege rühmlich ausgezeichnet.

In den ersten Jahren seines Lebens nahmen seine Eltern den größten Theil seiner Bildung über sich; von seinem sechsten Jahre an wurde dieß Geschäft einem Prediger auf dem Lande Namens Rhens übertragen, bei dem er schon als Kind eine grosse Neigung zu den

Wissenschaften bezeigte. Im 14. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Altstettin in Preussen, wo er sich besonders mit dem Studium der Geschichte und anderer Wissenschaften beschäftigte. Um Ostern 1742 bezog er dann die Universität zu Halle, wo er sich besonders auf die Kenntniß des Staatsrechts legte. Hier erwarb er sich durch ein paar akademische Schriften den Beifall des Kabinets, und wurde gleich nach seiner Zurückkunft von der Universität in königl. Dienste genommen, und im August 1745 als Legazionssekretär auf den kaiserl. Wahltag nach Frankfurt am Mayn abgeschickt. Im Jahre 1750 brachte er das geheime Staats- und Kabinetsarchiv, welches seit dem Kriege eingepackt gewesen, wieder in Ordnung, wodurch er sich eine vollständige Kenntniß von allen Rechten und Angelegenheiten des Hauses Brandenburg erwarb.

Seine tiefgegründete, allgemein verbreitete diplomatische Kenntniß brachte ihm den seltenen Vorzug zuwege, daß er nicht nur im Anfange des siebenjährigen Krieges, sondern auch in der Folge in allen Staatsangelegenheiten des Berliner Hofes, während eines Zeitraums von einem halben Jahrhunderte gebraucht wurde, und alle Staatsschriften und Deduktionen seines Hofes selbst verfertigte, so daß er zugleich Autor und Staatsminister seines Hofes war.

So zahlreich aber, so weitläuftig und vielfältig auch die diplomatischen Werke des Grafen von Herzberg waren, so machten sie doch nur Einen Theil seiner Schriftstellerei aus. Schon im Jahre 1752 erhielt er von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den Preiß der Aufgabe: Ueber die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg. Er wurde in der Folge ein Mitglied dieser Akademie, und der verstorbene König ernannte ihn zum Kurator derselben, eine Ehre, welche er ausserordentlich schätzte. Auch erwarb er sich um diese berühmte gelehrte Gesellschaft vielfache Verdienste. Sehr viele Abhandlungen, welche er in den öffentlichen Versammlungen der Akademie ablas, besonders an den Geburtsfesten des Königs, zeigten, daß der Staatsminister nicht nur in der Diplomatik, sondern auch in andern Fächern, als in der Staatsökonomie, in der Statistik, in der alten deutschen Geschichte, und in dem praktischen Landbaue viele Kenntnisse besitze.

Wie beispiellos übrigens die Thätigkeit dieses grossen Mannes gewesen sey, kann man schon daraus ersehen, daß er noch als Staats- und Kabinetsminister, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welche hohe Stelle die Belohnung des Hubertsburger Friedenstraktats, den er 1763 abschloß, war, drei

Jah-

Jahre lang die vorher gehabten Bedienungen als Staatssekretär und Schlesischer geheimer Sekretär, wie auch das Archiv-Kabinet, und eine Zeit lang auch die alleinige Expedizion der Reichssachen versehen hat.

Was Wunder, wenn Friederich II. noch sterbend die Verdienste seines gelehrten und thätigen Kabinetsministers auf eine eigene würdige Art ehrte, und ihn zu seinem Gesellschafter in den von Arbeit und Schmerzen freien Stunden wählte. Auch Herzberg war es, der dem grossen Friedrich die Augen zudrückte.

Der nun verstorbene König Friedrich Wilhelm II. ertheilte ihm gleich beim Antritte seiner Regierung mehrere Gnadenbezeigungen. Er gab ihm den schwarzen Adlerorden, erhob ihn in den Grafenstand, und machte ihm den Auftrag, für ihn in den Provinzen Pommern und der Neumark die Huldigung einzunehmen. So war also Herzberg noch bis zum Jahre 1790 für das preussische Haus unermüdet thätig. Im Juni 1791 aber bat er um Dispensazion von seiner Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche ihm auch gewährt wurde; er behielt jedoch den Sitz im Staatsrath als Staatsminister und seinen vollen Gehalt von 5000 Thalern, welchen er sich zwar anfänlich zu behalten weigerte, und nur

durch die gnädigsten Aeusserungen des Königs zur Annahme bewogen werden konnte.

Von dieser Zeit an lebte der thätige Mann ganz für die Wissenschaften und die Beförderung der Seidenkultur, die seine Schöpfung und eine seiner angelegentlichsten Betriebsamkeiten war. Die letzten zwei Jahre litt Herzberg stark an krampfhaften Zufällen, die ihn immer mehr abmatteten, bis er endlich zu Berlin den 27. Mai 1795 im 70. Jahre seines Alters an Entkräftung starb, von der ganzen Nazion bedauert.

Herzberg war Friedrich dem Grossen, was Sully seinem Heinrich IV., was Oxenstierna seinem Adolph war. Nicht bloß Minister, sondern zugleich wahrer Freund, kam er den Entwürfen seines mächtigen Geistes mit gleicher Kühnheit entgegen, und nicht selten bestimmte er seine Entschlüsse in den größten Angelegenheiten. Man könnte seine lange politische Laufbahn, wie Forster sagt, einen wohlgerathenen praktischen Versuch nennen, aus einem kleinen Reiche ein sehr mächtiges zu bilden. In 43 thatenvollen Jahren hatte er allein mehr Kabinets-Geschäfte bestritten, mehr Staats-Schriften aller Art selbst verfaßt, mehr Friedens- und Allianz-Traktaten entworfen, ausgefertigt und unterzeichnet, als alle gleichzeitige Minister in Europa. Die Epoche seiner nützlicheren und kräftigeren Ein-

wirkung in das Schicksal dieses Welttheils hatte eigentlich im Jahr 1762, durch die beiden preußischen Friedens-Traktaten mit Rußland und mit Schweden, angefangen. Der im folgenden Jahr geschlossene Hubertsburger Friede legte hierauf den Grund zu jener innern Konsistenz und Stärke, wodurch ein Monarch von Friedrichs Geistesgrösse der anerkannte Schiedsrichter und Friedenserhalter Europens ward.

Man hoffte, aus seiner Hand das unschätzbare Geschenk einer pragmatischen Geschichte Friedrichs II. zu erhalten, die, wie er selbst so richtig davon sagt, das interessanteste, für Fürsten, Staats- und Kriegs-Männer, und überhaupt für die ganze Menschheit lehrreichste Stück der Geschichte — gewesen seyn würde, voll von Begebenheiten, von Situationen, die in ihrer Art einzig waren; von erhabenen, in jeder andern Geschichte fast unerhörten Thaten der Kriegs- und Staatskunst; von unbegreiflichen Fehlern, aber auch von Verbesserungen, welche noch wunderbarer waren, und welche die Fehler, ja selbst das Andenken derselben, vertilgen! Aber bald wurden ihm die Archive verschlossen, und dadurch Zeitgenossen und Nachkommen des interessantesten historischen Monuments beraubt.

Wie man sich nicht Heinrichs IV. und Gustav Adolphs erinnert, ohne zugleich an die Sully's und Oxenstierna's zu denken: so wird die Nachwelt, die nie aufhören wird, Friedrich den Zweiten zu bewundern, gewiß auch den Grafen von Herzberg nicht vergessen.

Potemkin.

Gregor Alexandrowitsch Fürst von Potemkin wurde im Monat September 1736 auf einem kleinen Landgute, 20 Werste von Smolensk gebohren. Sein Vater war Hauptmann eines Garnisonregiments, und nahm, als er lange gedient hatte, als Major seinen Abschied, und lebte nun mit seiner Mutter, die aus einer moskowitischen adelichen Familie abstammte, von seinen eigenen kleinen Mitteln bald in Moskow, bald auf obigem kleinen Landgute. Ausser ihm hatten sie noch zwei Töchter. Potemkin wurde mit möglichster Sorgfalt erzogen, und seine guten Anlagen liessen schon damals vieles hoffen. Mit reifern Jahren fühlte er Beruf zum Soldatenstande; sein Vater hingegen, der vielleicht Ursachen haben mochte, nöthigte ihn den geistlichen Stand des rußischen Glaubens anzunehmen. Potemkin gehorchte, und kam in ein moskowitisches

Kloster, wo er unter guter Aufsicht sich seiner nahen Bestimmung widmen sollte.

Als aber in der Zwischenzeit, da er sich noch mit Studien zu diesem Stande vorbereitete, sein Vater mit Tode abgegangen war, verließ er das Kloster, und eilte nunmehr seinem wahren Beruf — den er nur aus Liebe zu seinem Vater unterdrückt haben würde, entgegen. Er nahm unter einem rußischen Nazional-Regimente Dienste, bei welchem er binnen kurzer Zeit zur Stelle eines Sergeanten gelangte. Freunde seines Vaters, deren er sowohl bei Hofe, als auch in der Armee noch welche gefunden hatte, machten, daß Potemkin von seinem Regimente, wo er noch kaum zwei volle Jahre diente, zur Garde nach Petersburg abgerufen wurde. Hier wußte er sich nicht nur durch ein gesittetes Betragen, wie durch sein schönes Exterieur und seine einnehmende Gesichtsbildung vor allen übrigen seiner Mitgarden auszuzeichnen, sondern auch gleich Anfangs mit seiner einnehmenden Beredsamkeit sich mehrere Höflinge zu Freunden zu machen. Dieses verschafte ihm bald darauf den Vortheil, der Kaiserin Katharina empfohlen zu werden, und dadurch Gelegenheit, sie öfter zu sehen. Er wurde daher leicht für ihr Interesse gewonnen, und als die Revoluzion am 9. Juli 1762 ausbrach, war er einer der ersten, der Katharinen zur

Selbstherrscherin aller Reussen ausrief. Er war diesen ganzen Tag nahe um die Person der Monarchin, und unter denen, die ihre Wache ausmachten. Drei Tage nachher wurde er als Kourier nach Stockholm geschickt, um dem dortigen rußischen Gesandten diese Regierungsveränderung zu melden.

Da die Monarchin in diesen Tagen seine Treue gesehen hatte, so gewann er von nun an ihren ganzen Beifall, und durfte auch auf ihre volle Gnade von der Stunde an rechnen. Sie verschafte ihm daher nicht nur Gelegenheit sich nach eigener Wahl in allen Wissenschaften auf ihre Kosten zu bilden, sondern sie erkundigte sich auch sehr oft nach seinen Bedürfnissen. Bei einer dieser Gelegenheiten entdeckte er der Kaiserin seinen Trieb zu einer höhern Laufbahn, und den Wunsch von der Garde befreiet zu werden. Letzteres geschah, und die Monarchin verschafte ihm Gelegenheit, sich sowohl in den Geschäften des Kabinets, als in der höhern Kriegskunst zu üben.

Und so erreichte Potemkin einen Posten um den andern, wo er sich in jeder Eigenschaft immer so viel Zutrauen als Liebe und Zufriedenheit zu verschaffen gewußt hatte, bis er in der Folge sich zum Fürsten, Minister, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der ganzen rußischen Kriegsmacht, und kurz zur höchsten Würde, die man den Inbegriff aller zeitlichen

Ehre und Glücks nennen darf, mit einer unglaublichen Schnelligkeit hinauf geschwungen hat. Er hatte das Oberkommando über die Flotten im asovischen, kaspischen und schwarzen Meere; war Präsident der höchsten Kriegsstelle in Petersburg; Generalgouverneur von Katharinoslaw, von Taurien und von der Tartarey; Generaladjutant und Kammerherr, wie auch Generalinspektor der ganzen Kriegsmacht in Rußland; war Oberster des Preobraschenzkischen Garderegiments, und das Haupt aller übrigen Garden; Inhaber eines Kürassierregiments seines Namens; Befehlshaber der Petersburger Dragoner und der Grenadiere von Katharinoslaw; Inspektor aller Zeughäuser, aller Gewehrfabriken und aller Kanonengiessereien im rußischen Reiche; war grosser Hettmann aller Kosaken, die unter rußischer Bothmäßigkeit standen; er hatte die rußischen Orden von Alexander Newsky, von St. Georg, von St. Anna, und von St. Wlodimir der ersten Klasse; auch den königl. preussischen schwarzen Adlerorden; ferner den dänischen Elephanten- und den schwedischen Seraphinenorden. Mit einem Worte: Potemkin war der größte Mann in Rußland, so wie er auch unstreitig unter die vorzüglichsten Menschen unsers Jahrhunderts gehörte. Auf seine Thaten haben sowohl Minister und

Generale, als selbst Regenten mit Staunen gesehen.

Der im Jahre 1768 zwischen Rußland und der Pforte ausgebrochene Krieg öffnete Potemkin einen Weg, seine Kriegstalente erst vollkommen auszubilden. Er machte alle Feldzüge dieses höchst merkwürdigen Krieges mit, und befand sich bei derjenigen Armee, welche damals der berühmte Feldmarschall Graf Romanzow kommandirte. Nach geendigtem Kriege widmete sich Potemkin wieder ganz seinem Lieblingsgeschäfte, der Politik; und auch hier hatte er das Glück zur Begleiterin, indem er gerade den Zeitpunkt traf, wo Panin der berühmte Minister am rußischen Staatsruder war, und Rußland die seltensten Fälle im Kabinete auszuführen hatte.

Im Jahre 1787 wurde Potemkin zum Oberbefehlshaber der Katharinoslawschen Armee ernannt, und ihm die Vertheidigung der Grenzen von Taurien oder der Krimm, übertragen. Hier zeigte Potemkin, daß er eben so geschickt den Degen im Felde, als die Feder im Kabinete zu führen wisse. Ungeachtet seiner damaligen Krankheit, traf er doch solche Maßregeln, daß der erste Versuch des Feindes, mit allen seinen leichten Fahrzeugen an der Küste von Taurien zu landen, ohne Erfolg war; auch da er auf Kinburn einen heftigen Ausfall machte, erlitt er eine völlige

Niederlage. Während des Winters schützte Potemkin nicht nur die rußischen Grenzen vor den Einfällen der Türken und Tartaren, sondern stellte selbst öftere Versuche an, ins feindliche Gebiet, und selbst bis nach Oczakow zu dringen, und zwang dadurch den Feind auf seine eigene Vertheidigung bedacht zu seyn. Bei dem Eintritt des Frühlings 1788 erschien der Kapitain Pascha mit einer zahlreichen Flotte, um nach der Eroberung von Cherson und Kinburn die Halbinsel Taurien ausser Kommunikazion zu setzen, an deren Ufern er eine Landung unternehmen lassen wollte. Allein auch diese Absicht ist durch die vortrefliche Anordnungen Potemkins ganz vereitelt worden. Bald darauf nahm die mit so mannigfaltigen Beschwerden verknüpfte Belagerung von Oczakow ihren Anfang. Ein kühnes Meisterstück wars, über das selbst seine Neider erstaunten, als Potemkin am 17. Dezember mitten in einem strengen Winter diese gewaltige Festung im Sturme überstieg. Allein Potemkin, der oft die beträchtlichsten Summen nicht schonte, um der Armee etwas zum Besten zu thun, konnte auf die Anhänglichkeit seiner untergebenen Truppen rechnen. Er stellte seiner Mannschaft vor, daß man sich nun nicht mehr zurückziehen könne, ohne das ganze schwere Geschütz dem Feinde zu überlassen. „Wollen die Truppen, sagte er, sich Holz, und be-

queme Winterquartiere verschaffen, und sich nicht der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, mit mir elendiglich zu Grunde zu gehen, so muß die Festung nothwendig gestürmt werden." Kaum vernahmen die Soldaten den Willen ihres Feldherrn, als sich sogleich 14000 Freiwillige erboten, den Sturm zu unternehmen. Den folgenden Tag um 7 Uhr Morgens ward das Signal zum Angriffe gegeben; und in weniger als zwo Stunden wehte Rußlands Adler auf Oczakows Thürmen. Die im folgenden Jahre bei Kauschan und Toback errungenen Siege, und die Eroberung von Palanka und Akierman sind eben so viele redende Beweise seines ausserordentlichen Heldengeistes. Der Plan, um Bender zu erobern, war eben so meisterhaft ausgedacht, als muthvoll ausgeführt. Diese wichtige Festung mußte sich ohne Schwerdtschlag an den Sieger bei Oczakow ergeben. Der Feldzug vom Jahre 1790 war eben so rühmlich; Kilianowa, Tultscha und Isatzhi mit seinem unermeßlichen Magazin, fielen in die Gewalt des siegreichen Potemkins. Die grauenvolle Eroberung Ismails durch Sturm war sein Geschöpf. Souwarow führte nur aus, was Potemkin entwarf.

Aber dieser Krieg war auch das Ziel seiner Thaten. Eben als er Anstalten zu einem Friedens-Kongresse machte, wurde er von einem kalten Fieber befallen, und beschloß

nach einem seiner Güter nächst Oczakow abzureisen, um daselbst die noch übrige Zeit des Herbstes und den Winter hindurch seine Gesundheit zu pflegen.

Er übergab daher das Kommando der Armee dem Fürsten von Reppnin, und überreichte ihm alle geheime Schriften, unter denen sich der Befehl der rußischen Kaiserin befand, wie der Friede mit der Pforte abzuschliessen sey. Da er in die Gegend des Klosters Nikoláwo kam, schrieb er in der Hütte eines Bauern einen sehr langen Brief an seine Monarchin, und setzte seine Reise fort. Aber ungefähr 26 Wersten von Jassy, wurde er plötzlich von der Kolik befallen. Er ließ sich daher, um seinen Schmerzen zu lindern, aus dem Wagen heben, und auf einen Wasen legen. Kaum war er in der freien Luft, als er gleich darauf seinen Geist in den Armen seiner Niece, der Kron- Großfeldherrin Branika, die er vorzüglich liebte, im 56. Jahre seines Lebens am 16. Oktober 1791, aufgab.

Potemkin war groß und stark von Person, und hatte eine sehr vortheilhafte Gesichtsbildung, nur mit dem linken Auge schielte er etwas einwärts. Er sprach nicht viel, war tiefdenkend, ernsthaft, ehrgeitzig und stolz. Wenn er in Petersburg war, begegnete man ihm mit ungemeiner Achtung; man erwies ihm die nämliche, oft mehr Ehrfurcht

als der Monarchin. Die ältesten Generale krochen vor ihm; Grauköpfe mit blauen, gelben, schwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm, wenn er bei Hofe erschien, drei tiefe Verbeugungen, die er gewöhnlich nur mit einem mäßigen Kopfnicken erwiederte. Vor seinem Pallast standen oft fünfzig und mehr Kutschen, deren Inhaber ihm zugleich die Aufwartung machten. Sein Vermögen und seine hinterlassenen Güter schätzte man auf 50 Millionen Thaler, worunter 12 Millionen Rubel im baaren Gelde waren, und ein grosser Theil in einer Menge von Edelsteinen, Gold, Silber und andern Präziosen bestand.

Loudon.

Dieser Feldherr war unstreitig einer der größten Kriegsmänner unserer Zeit. Indem wir aber als seine Zeitgenossen, den Lorbeerkranz bewundern, den er sich so mühsam geflochten hat, so laßt uns zugleich an seine Thaten erinnern, wodurch er sich einen unsterblichen Ruhm durch alle Nazionen und alle Zeiten verbreitet hat.

Loudon stammt ursprünglich von einer alten adelichen Familie aus der Grafschaft Ayre in Schottland ab, die ehemals aus der Normandie hier eingewandert hat. Ein Zweig dieser Familie verließ im 14ten Jahrhunderte die Insel, und zog nach Liefland, wo er verschiedene Güter erwarb, und meistens im Kriegsstande lebte. Ernst Gideon wurde im Jahr 1716 zu Totzen in Liefland, einem Landgute seiner Familie gebohren. Er wuchs ohne wissenschaftlichen Unterricht auf; seine ausserordentlichen Fähigkeiten ersetzten zwar

diesen Mangel größtentheils; aber er fühlte und gestand ihn doch oft in spätern Zeiten. Nur etwas Geometrie und Geographie waren seine vorbereitenden Studien zum Kriegsdienste.

In seinem 15. Jahre trat er bei der Rußischen Infanterie als Kadet in Dienste, und bei der Eroberung von Danzig, wohin sich in den damaligen pohlnischen Unruhen König Stanislaus Lesczinski geflüchtet hatte, stand er 1733 zum erstenmal im Kanonenfeuer; er war alsdann mit bei dem Zuge gegen die aufrührerischen Tartarn, und bei den siegreichen Feldzügen, in denen von 1736—39 der tapfere General Münnich durch die Eroberungen von Assow, Oczakow und Choczim die Rußischen Waffen den Türken ehrwürdig machte. Durch Beobachtung seiner Pflichten war er damals durch alle Unteroffiziersstellen hindurch bis zum Oberlieutenant gestiegen.

Nach geschlossenem Frieden hielt sich Loudon einige Zeit in Petersburg auf, um sich über einige erlittene Unbilligkeiten zu beklagen, und weitere Beförderung zu suchen. Er wendete sich, aber vergebens, an einen Landsmann, den Hofmarschall Graf von Löwenwolde, und lernte bei dieser Gelegenheit dessen Sekretär Hochstetten kennen, einen Elsasser von Geburt, der sich lange in Wien aufgehalten hatte. Dort war itzt, im Jahr 1740 die Thronerbinn Maria Theresia von allen Seiten feind-

lich angefallen; Hochstetten munterte daher seinen Freund, der in Petersburg alle Aussichten verloren hatte, auf, itzt in Oesterreichische Dienste zu treten, gab ihm Briefe mit, und verschaffte ihm auch Empfehlungsschreiben von dem Hofmarschall an seinen Bruder, den General Löwenwolde in Wien.

Loudon kam auf seiner Reise durch Berlin, wo ihn einige Offiziers, die ehemals mit ihm unter den Rußischen Fahnen gestanden hatten, aufmunterten, Preußische Dienste zu nehmen. Loudon ließ sich überreden, und wurde nach einigen Wochen, in denen er sich durch Kopiren bei einem seiner Freunde ein kleines Nebenverdienst machte, dem König vorgestellt. Friedrich sah ihn scharf an, wandte sich aber bald von ihm weg, und sagte zu seinen Begleitern: „Das Gesicht dieses Menschen ist mir unangenehm." Die Vernachläßigung eines jetzt unbedeutenden Lieutenants rächte sich nachher an Friedrich hart genug, und oft, wenn Loudon seine glücklichsten Entwürfe vernichtete, mochte der König wohl eben die Empfindung wie Ludwig XIV. haben, wenn Prinz Eugen, dem er ehemals eine Präbende, und dann eine Dragonerkompagnie versagt hatte, seine stolzen Heere zurückschlug.

Loudon wurde seiner ansehnlichen Empfehlung wegen der Königin Maria Theresia

selbst vorgestellt, und erhielt eine Hauptmanns-stelle in dem von Franz von Trenk neu errichteten Panduren-Korps. Er mußte mit diesem nach Baiern gehen, wo er einstens bei Nacht auf einem Vorposten überfallen wurde, und die einzige Wunde bekam, die ihm während seines ganzen Lebens unter dem Gewühl von tausend drohenden Gewehren bestimmt war. Indessen wurde Loudon von seinem Obersten Trenk so weit gereizt, daß er nach der Schlacht bei Soor Abschied nahm, und dann in Wien auf bessere Zeiten und auf eine neue Anstellung wartete. Schon wollte er Oesterreich wieder verlassen, als ihm endlich seine Freunde eine Majorsstelle bei dem Likaner Grenzregimente in Kroazien verschaften. Er verheurathete sich darauf in Ungarn mit Klara von Hagen, der Tochter eines Kroatischen Offiziers, und lebte mit ihr in einer beglückten, aber kinderlosen Ehe. Auch hatte er sich im Jahre 1747 zur katholischen Religion bekannt. In seinen Grenzposten verwendete er nun alle seine Feierstunden auf die militärischen Hilfswissenschaften, besonders Geometrie und Geographie, schafte sich Landkarten, Zeichnungen, und militärische Plane an, und antwortete einst in einer scherzhaften Ahndung seiner Gattin, die ihn von seinen Karten abziehen wollte, daß ihm das noth-

wendig sey, wenn er einmal Feldmarschall werde.

Gegen das Ende des Jahrs 1752 brach nun der grosse siebenjährige Krieg aus. Auch einige tausend Kroaten wurden daher zu den Armeen in Böhmen beordert, aber Loudon stand dießmal nicht auf der Liste; denn Petazzi, der kommandirende General in Kroazien hatte, ohne daß man weiß warum, eine heftige Abneigung gegen ihn gefaßt, und schlug ihm den Ausmarsch unter mehr als einem wichtigen Vorwande ab. Eine so unverdiente Demüthigung brachte diesen muthigen Soldaten auf: ja, es wurde ihm unmöglich, eine solche Gelegenheit, sich durch Kriegsruhm auszuzeichnen, zu versäumen. Ohne Befehl also, und ohne bei seinem General, der ihm gram war, deshalb anzufragen, ging Loudon nach Wien, um sich eine Anstellung bei der Armee im Felde auszuwirken. Er sollte eben mit einem harten Verweise, wegen Verletzung der militärischen Subordinazion nach Kroazien zurückgeschickt werden, als sich durch Verwendung seiner Freunde sein Schicksal auf einmal vortheilhaft änderte. Die Kaiserinn beschloß ein Korps Kroaten zu der Reichs-Exekuzions-Armee zu schicken, und trug ihrem Kanzler Kaunitz auf, ihr einen Offizier dazu auszusuchen. Eben der Hochstetten, der vor 15 Jahren in Petersburg die Ursache wurde, daß

er in Oesterreichische Dienste ging, war itzt Sekretär bei Kaunitz, hörte das Anliegen seines Freundes, und schlug ihn dem Fürsten als sehr brauchbar zu dem Geschäfte vor, zu welchem man eben einen Offizier suche; der Minister unterredete sich mit Loudon, und anstatt wieder in seine Unthätigkeit zurück geschickt zu werden, ging er nun als Oberstlieutenant der Kroaten zu Browne's Heer, weil die Reichsarmee noch nicht bei einander war. Von dieser Zeit an, war Kaunitz der beständige Gönner und Beschützer Loudons, und in der Folge sein wärmster Freund.

Es gehört für die Geschichtsschreiber dieses verwickelten, unerhört wichtigen Krieges, die Gelegenheiten im Zusammenhange zu erzählen, durch die Loudon sich von nun an ewigen Ruhm erkämpft hat. Wir wollen daher nur einige Hauptunternehmungen, in denen sich seine entschlossene Seele am sichtbarsten zeigte, herausheben.

Loudon zeigte bald nach seiner Ankunft bei Browne's Heer seine Geschicklichkeit im kleinen Krieg, wodurch er sich Achtung bei der hohen Generalität erwarb, und zur Belohnung dafür am 27. März 1757 zum Obersten, und bald darauf, nach der Belagerung von Prag, zum General-Major erhoben wurde.

Nach der Schlacht bei Leuthen fing der preußische Feldmarschall Keith an Ollmütz zu belagern, doch gebrach es ihm bald an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Der König veranstaltete daher einen ausserordentlichen Transport, der beinahe in 4000 Wägen den Belagerern Bedürfnisse aller Art zuführen sollte. Loudon ward von Daun befehligt, diesen Transport zu hindern, oder wegzunehmen, um so Ollmütz ohne eine blutige Feldschlacht zu befreien. Er nahm seine Maßregeln so klug, und führte sie so tapfer aus, daß nur etwa 200 Wägen im Lager bei Ollmütz ankamen. Drei Tage darauf ernannte ihn Maria Theresia dafür zum Feldmarschall-Lieutenant.

Den Plan zu dem berühmten Ueberfall bei Hochkirch schreibt man allgemein dem General Loudon zu, und eben so viel Antheil hatte er an der siegreichen Ausführung desselben. Loudon verfolgte den geschwächten König mit der größten Klugheit, und Friedrich selbst sagt, daß sein Rückzug einer beständigen Schlacht geglichen habe. Als man darauf die Winterquartiere bezog, ging Loudon, um seine geschwächte Gesundheit herzustellen, nach Wien, wo ihn Maria Theresia zum Großkreuz des Theresien-Ordens ernannte, und ihn zugleich in den Freiherrnstand erhob.

Der König Friedrich war nicht wohl zu sprechen auf diesen glücklichen Gegner, und

erlaubte es sich, einen Kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant, der nun ein Korps von 18,000 Mann kommandirte, noch immer einen Parteigänger zu nennen. Aber Loudon fand in dem neuen Feldzug von 1759 Gelegenheit, sich bei Kunnersdorf dafür zu rächen. Er hatte sich dem Plane zu Folge mit der russischen Armee vereinigt. Die feindlichen Heere trafen sich im August an der Oder. Schon hatten die Russen die Schlacht bei Kunnersdorf verloren, schon hatte Friedrich Siegesboten abgefertigt, als Loudon, der bis dahin ruhig gestanden hatte, den Alliirten seiner Monarchin zu Hilfe kam. Die Preußische Tapferkeit that alles, um den errungenen Lorbeer sich nicht entreissen zu lassen; aber Loudons Muth und Klugheit entschied den Sieg für die Oesterreicher. Er verfolgte die Preussen, und selbst einer ihrer eignen Offiziere, Tempelhof, sagt, daß er die preußische Armee nie in einem solchen Zustand gesehen habe. Am Abend des Schlachttages hatte der König kaum noch 5000 Mann als den Ueberrest seiner Truppen beisammen, und war muthloser als jemals. Die Rußische Kaiserin Elisabeth machte dem glücklichen Loudon einen goldenen mit Brillanten besetzten Degen zum Geschenk, und Maria Theresia erhob ihn zum Feldzeugmeister.

Im Jahr 1760 erhielt Loudon das Kommando über 36,000 Mann, mit denen er im

preußischen Schlesien operiren sollte. Hier schlug er am 23. Juni den preußischen General Fouquets bei Landshut aufs Haupt, und richtete sein ganzes Heer zu Grunde. Ein Monat darauf nahm er Glatz mit Sturm ein, und ging auf Breslau los, mußte sich aber wieder etwas zurück ziehen. In der Schlacht bei Liegnitz, am 15. August 1760, traf ihn zwar Friedrichs Arm schwer, aber auch hier hielt er sich groß, und zog sich meisterhaft zurück.

Den Winter über wohnte er in Wien einigen Konferenzen bei, wo man die Plane zu dem nächsten Feldzug entwarf. Er bekam itzt, 1761, das Kommando über die 60,000 Mann starke Armee in Schlesien, und zwar diesesmal unumschränkt, so, daß er nicht von Dauns Oberkommando abhangen sollte. Es war in diesem Feldzug ein kühnes Meisterstück, über das selbst Friedrich staunte, als Loudon in der Nacht vom 30. September die Festung Schweidnitz im Sturm erstieg. Obgleich der Sturm ohne Befehl des Hofkriegsrathes unternommen worden war, so beehrte Maria Theresia den Eroberer doch mit einem gnädigen Schreiben, schickte ihm ihr mit Brillanten besetztes Brustbild, und zwei Kistchen mit Kleinodien, um sie unter die tapfern Offiziers zu vertheilen. König Friedrich wollte die für ihn schreckliche Nachricht durchaus nicht glauben, durch die Loudon nach 6

blutigen Feldzügen den Oesterreichern zum erstenmal den Vortheil verschafte, in Schlesien Winterquartiere zu halten.

Im Jahr 1762 dachte man ernstlich auf den Frieden, und Loudon fand keine Gelegenheit mehr, in diesem Jahre etwas Vorzügliches zu thun, bis endlich der 15. Dezember 1763 diesem langwierigen Kriege ein völliges Ende machte. Die dankbare Maria Theresia schenkte ihm darauf das böhmische Indigenat und das Gut Klein-Betschwar bey Kollin. Hier ruhte der Held bei ländlichen Arbeiten für das Vaterland aus.

Als Friederich 1770 dem Kaiser Joseph den Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt machte, war auch Loudon gegenwärtig; der König bezeigte ihm ungemein viel Achtung, und nannte ihn immer schon Feldmarschall, ob er gleich diese Würde noch nicht hatte. Eines Tages, als die hohe Gesellschaft im Speisesaal versammelt war, fehlte es noch an Loudon, der Kaiser bemerkte es, und sagte: Nun, und Loudon ist noch nicht da? Der König antwortete mit Lächeln: „Das wundert mich! sonst pflegte er oft früher an Ort und Stelle zu seyn, als ich.“ Indem trat der General herein, und wollte ganz unten Platz nehmen. „Hierher, mein Herr von Loudon, rief ihm der König zu, setzen Sie sich neben mich; ich habe Sie lieber neben mir, als mir gegen

über." Auch schenkte ihm Friederich vor dem Abschiede noch zwei schöne Pferde mit reichem Zeug.

Der Bayerische Succeßionskrieg zog den Helden wieder aus seiner stillen Wohnung; der Kaiser ernannte ihn zum Feldmarschall, und gab ihm das Kommando der zweiten österreichischen 50,000 Mann starken Armee an der sächsischen Grenze, wo er dem Prinzen Heinrich gegen über stand. Bekanntlich war dieser Krieg kein Schauplatz von grossen Unternehmungen; aber in Vorsicht und in der Klugheit, den Planen des Feindes zuvorzukommen, zeichnete sich auch hier der erfahrne Feldherr aus. — Nach dem Teschner Frieden kehrte der Feldmarschall wieder zu seinen Aeckern und Wiesen. Einige Freunde an der Tafel, ein Spazierritt, der Gartenbau, die Lektüre und das Schauspiel waren in Hadersdorf seine einfache Unterhaltung.

Aber der thatenvolle, heisse Tag seines Lebens sollte sich nach einer kleinen Erhohlung noch mit einem Abend enden, der den Ruhm des Helden auf die höchste Stufe brachte! Im Jahr 1788 brach der Krieg zwischen Joseph und der Pforte aus. Erst im August rief Joseph den grauen Helden zum Kommando des Kroatischen, und nachher auch des Sklavonischen Korps, und diese blosse Nachricht belebte die Truppen von neuem. Er übernahm

am 18. August das Kommando, und am nächstfolgenden Tag schlug er schon den Feind. Den 26. August eroberte er Dubitza, belagerte darauf Novi, war oft in augenscheinlicher Lebensgefahr, siegte aber allenthalben, und beschloß den Feldzug dieses Jahrs mit der Eroberung von Novi.

Für den Feldzug 1789, den der Kaiser seiner Schwäche wegen schon nicht mehr mit machen konnte, erhielt Anfangs Haddik und bald darauf Loudon das Kommando der Hauptarmee. Es wurde nun seit dem 15. September Belgrad wüthend beschossen, und den 30. ein Sturm auf die Festung gewagt. Um 9 Uhr des Morgens begann der Sturm, und um 1 Uhr waren die Vorstädte in der Gewalt der Belagerer. Die Festung wollte von keiner Uebergabe hören; Loudon ließ daher den 6. Oktober ein Feuer machen, wie es seit der Erfindung des Pulvers vielleicht noch gegen keine Festung gemacht worden ist. Endlich am 9. Oktober nahm Loudon von Belgrad Besitz. An ihrem Fusse haben sich schon Corvinus Hunyades, Maximilian von Bayern, und Eugen von Savoyen Unsterblichkeit erkämpft, und der allgemeine Triumph über ihre Einnahme sollte auch das Siegeslied seyn, mit dem die bewundernde Welt den alten Loudon ehrte. Er war nun zum Generalissimus der österreichischen Truppen ernannt, so daß

er über alle Generale und den Hofkriegsrath selbst zu gebieten hatte, und nur dem Kaiser Rechenschaft schuldig war, eine Würde, die seit Prinz Eugens Zeiten in Oesterreich Niemand in dem Umfange bekleidet hatte. Nach Endigung des Feldzugs ging er nach Wien, wo sein ganzer Zug einem langen Triumphe glich, und man ihn allenthalben bewillkommte.

Preussen hatte inzwischen die Fortschritte der Oesterreichischen Waffen nicht gleichgiltig angesehen, und ein Bündniß mit den Osmannen geschlossen. Sogleich wurden Armeen gegen Preussen gebildet, und Loudon war als ihr Heerführer bestimmt, sein graues Haupt noch einmahl den Preußischen Waffen auszusetzen. Joseph starb, aber Leopold bestätigte den alten Generalissimus in allen seinen Würden, und so bereiste dieser im Mai 1790 die Grenze der nordwärts gelegenen Heere. Im Juni bekam er ein Fieber, von dem er zwar wieder hergestellt wurde: aber am 5. Juli machte er gegen den Rath seines Arztes Göpferth einen Ritt, und durch diesen entstand eine Harnverstopfung, welche auch die Ursache seines baldigen Todes war. Er starb im Hauptquartier zu Neutitschein, am 14. Juli 1790. Vor seinem Tode trug er dem Feldmarschall Colloredo auf, der Armee, die er so liebte, mit der zu fechten sein Stolz und sein Ruhm gewesen wäre, seinen Abschied und

seinen Dank zu melden. Und zu seinem Neffen Alexander, der vor seinem Bette auf den Knien lag, sagte er: „Steh auf! sey ein Mann und ein Christ! Liebe Gott und beleidige nie einen deiner Mitmenschen. Mich hat die Vorsehung aus dem Staube zu dieser Höhe geführt, die ich nie gesucht habe. Immer habe ich nur getrachtet meine Pflichten zu erfüllen. Ich sey dein Beispiel." Es mag ein Gefühl seyn, das selbst den Todeskampf erleichtern muß, wenn man so etwas zu seinen jüngern Freunden sagen kann.

Loudon war von mittlerer Grösse und sehr mager; er hatte röthliches Haar, und starke Augenbraunen, die bei beschäftigtem Geiste aus dem Gesichte wegstanden. Sein Temperament war sichtbar das cholerisch-melancholische. Denn sich selbst überlassen, war er kalt und suchte die Einsamkeit; aber stark erschüttert, feurig, unaufhaltsam durchbrechend, so bald ihn Anlässe dazu aufforderten. Daher kam es, daß es schien, als wohnten zwei Seelen in ihm; denn Loudon auf seinem Landhaus, und Loudon an der Spitze der Armee waren zwei ganz verschiedene Wesen. Seine Miene war immer ernsthaft, verschlossen und nachdenkend; selten verbreitete sich ein Lächeln über seine düstere Stirne und laut lachen hörte man ihn nie. Er sprach wenig und langsam. So lange man in seine frü-

hesten Jahre zurückdenken kann, floh er immer den Umgang mit den Weibern; stets war er schamhaft und züchtig, und ein getreuer und gefälliger Ehemann.

Nie sprach er freiwillig vom Kriege, und von seinen Thaten nicht eher, als bis er dringenden Anforderungen nicht weiter mit Anstand ausweichen konnte. Glänzende Gesellschaften waren ihm durchaus zuwider; er ging nur dann an den Hof, wenn es die Pflicht erforderte, und zog sich auch da mehr zurück, als daß er sich vorgedrängt hätte. Der Held, dessen Beruf es war, sich im Gewühl von Tausenden umher zu treiben, war in seiner Friedenswohnung beinahe menschenscheu.

Ohne durch eine wissenschaftliche Erziehung gebildet zu seyn, hatten sich seine Geistesgaben selbst entwickelt; seine Beurtheilungskraft war weitumfassend, und sein Gedächtniß lebhaft und getreu, selbst bis in das hohe Alter. Das grosse Feld aller Kriegswissenschaften machte sein beständiges Studium aus. Er las die Feldzüge der ältern und neuern Helden, sammelte sich Land- und Kriegskarten, Plane von Schlachten und Festungen, die zusammen in ihrer Art einen Schatz ausmachten.

Er sprach und schrieb bei reifern Jahren sehr gut deutsch; Französisch verstand er bloß so viel, um es lesen zu können. Er glich einem Blitzstrahle, wenn ihn sein Beruf in das

Feld rief. Niemand war im Stande seinen Befehlen zu widerstehen. Seine Plane entwarf er mit langsamer Prüfung, führte sie dann aber mit einem Ungestümm aus, das alle Hindernisse zu Boden warf. Bedächtig in der Wahl und rasch in der That, war der Grundsatz seiner kriegerischen Unternehmungen. Man bemerkte, daß mit den steigenden Jahren seine Plane kühner wurden, ein Zeichen, daß sie sich niemals auf Verwegenheit gründeten, sondern mit der vermehrten Erfahrung auch immer sicherer und umfassender wurden. So unerbittlich streng er auf die Subordinazion, die Seele der Armeen hielt, so wenig plagte er seine Heere mit zwecklosen Kleinigkeiten. Deßwegen, und da seine unbestechliche Gerechtigkeit bekannt war, liebten ihn auch seine Soldaten, und hielten sich unter seiner Anführung fast für unüberwindlich. Der hervorstechendste Zug seiner Talente war jene unerschütterte Gegenwart des Geistes, jene rasche Entschlossenheit, die selbst ganz unerwartete Ereignisse auf der Stelle vortheilhaft zu benutzen weiß. Der Neid sagte dann: Der Mann habe in allem, was er anfange, Glück. — Loudon wird unter den österreichischen Helden immer einen der ersten Plätze einnehmen! —

Mirabeau.

Bei der wichtigen Staatsbegebenheit, welche das achtzehnte thatenschwangere Jahrhundert schließt, hat Graf Mirabeau die Augen von ganz Europa auf sich gezogen. Als Anführer einer der Hauptparteien, die man im Anfang, den coin du Palais-Royal, zu nennen pflegte, in neuern Zeiten aber, nicht auf die ehrenvollste Weise — les enragés, die Kollerichten, betitelt hat, — war sein Einfluß, durch die Gunst des niedrigen Volks, und den Beifall der lautesten Gurgeln von Paris, der Hallen-Damen und ihres Gelichters zu einer unglaublichen Höhe gestiegen. Vater Mirabeau! war lange das Feldgeschrei der Vorstädter von St. Antoine, der Bastillenstürmer-Rotten aus den Kirchspielen St. Paul und St. Marcel, und der eleganten Catilina's des Palais-Royal. — Nachrichten von dem Privatleben eines solchen Mannes, müssen daher nothwendig die Neugier des Publikums

reizen. Von den Unordnungen seiner Jugend, seiner Entführungen, seiner Schulden, seiner Vergehungen und seiner Handlungen während der Revoluzion können wir aber in diesem engen Raume nicht mehr als folgende Skizze entwerfen.

Gabriel Honorius Riquetti, Graf von Mirabeau, stammte aus einer adelichen Familie in der Provence, und war 1749 zu Egreville gebohren. Sein Vater, der berühmte Marquis de Mirabeau, bestimmte ihn dem Militärstande, und schickte ihn 1769 nach Korsika, wo sich damals französische Truppen befanden, welche die Insel erobern sollten. Mirabeau kam dahin, und diente als Unterlieutenant, machte sich aber bei allen Offizieren, die um ihn waren, verhaßt, kehrte nach der Provence zurück, und gab seine Offiziersstelle auf. Im Jahr 1772 heurathete er die junge und liebenswürdige Mademoiselle de Marignane, deren Vermögen auf eine Million Livres geschäzt wurde, machte nun grossen Aufwand, zehrte sein eigenes und seiner Frau Vermögen auf, und war in kurzer Zeit über 300,000 Livres schuldig. Er mißhandelte seine Frau so gröblich, daß sie zu ihren Eltern zurück kehrte, und der Marquis von Mirabeau erklärte nun seinen Sohn für einen Verschwender, und wirkte einen Verhaftbrief gegen ihn aus.

Er wurde nach dem Staatsgefängnisse Chateau Dif, unweit Marseille, gebracht, dann nach dem Schlosse zu Joux in der Franche Comte, und weil er hier Erlaubniß erhielt, die benachbarte Stadt Pontarlier zu bewohnen, so verführte er daselbst die liebenswürdige Gattin des Präsidenten von Monnier, floh mit ihr nach der Schweiz, und dann nach Holland. Hier lebte er mit derselben von ihren 10,000 Livres, die sie ihrem betrogenen Ehemanne entwendete, anfangs sehr verschwenderisch, und nachher sehr dürftig. Inzwischen wurde er im Monat Mai 1777 gefangen nach dem Schlosse Vincennes zurückgebracht, und Madame de Monnier mußte in ein Kloster. Zu Vincennes brachte Mirabeau drei Jahre und sieben Monate zu, und wurde erst am 17. Dezember 1780 aus dem Gefängnisse losgelassen, nachdem er seinen Vater mit täuschenden Versprechungen hinterging, und dieser ihm daher seine Befreiung bewirkte. Während dieser Zeit unterhielt er einen Briefwechsel mit seiner Geliebten de Monnier, der in der Folge, aber sehr verfälscht, gedruckt worden ist.

Nach seiner Befreiung wollte er sich mit seiner Gemahlin wieder aussöhnen, aber sie drang auf die Ehescheidung, und da Mirabeau seinen Prozeß verlor, so wandte er sich nun

an die berühmte Sängerin, Madame Huberti, und lebte auf ihre Kosten, so lange sie dieß zugeben wollte. Dann reisete er mit einer französischen Dame von leichter Tugend nach England, lebte daselbst kümmerlich, und nährte sich vom Bücherschreiben. Aus England wo er neue Betrügereien gemacht hatte, kehrte er nach Paris zurück, und da die Regierung eben zu der Zeit eines Spions an dem preußischen Hof bedurfte, so bot er sich dazu an, und wurde gewählt. Von seiner Anmassung und unglaublichen Eitelkeit gab er während seines Aufenthalts zu Berlin die deutlichsten und auffallendsten Beweise. Während seines Aufenthalts in Deutschland sammelte er Nachrichten und Beiträge zu einem Werk: über die preußische Monarchie, woran aber nicht er, sondern der bekannte Mauvillon, den meisten Antheil hatte, und das im Ganzen höchst unvollkommen, fehlerhaft und unrichtig ist.

Mirabeau mußte mit seinem Gehilfen, dem Marquis de Luchet, Berlin verlassen. Er reisete nach Paris zurück, und nunmehr floß eine Brochüre nach der andern aus seiner fruchtbaren Feder. Er schrieb gegen den neuen Vorschlag, die Stadt Paris mit Trinkwasser zu versorgen; gegen den Wucher mit dem Papiergelde; gegen die Taktik des Gra-

fen Guibert; gegen Herrn Ceruti u. s. w. Endlich erschien auch seine geheime Berliner Korrespondenz, ein Gewebe der frechsten und schändlichsten Verleumdungen über Personen, welche zu erhaben waren, als daß so ungegründete und niedrige Schmähungen bis an sie hinauf hätten reichen können. —

Indessen rief der König die Stände des Reichs zusammen, und da eröffnete sich dem Herrn Mirabeau ein neues Feld für seine unermüdete Thätigkeit. Er ging nach der Provence, und nahm eine Stelle in der Versammlung des Adels ein, ob er gleich dazu kein Recht hatte. Da er hier sein Glück nicht machen konnte, so erschien er plötzlich unter einer neuen Gestalt, als Vertheidiger der Rechte des Bürgerstandes. Das Volk in der Provence glaubte an ihm seinen Retter zu sehen, und erwies ihm die größten Ehrenbezeugungen.

Er war der erste, der sich den königlichen Befehlen widersetzte, und dadurch, daß er am 23. Juni 1789 den Ceremonienmeister, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben, trotzig zurück schickte, ohne sich durch die königlichen Drohungen schrecken zu lassen, gleichsam die Sturmglocke zur Revoluzion zog. Aus dieser Ursache, und weil er an dem Aufruhre des Pöbels zu Versailles am 5. und 6. Oktober

1789 thätigen Antheil nahm, glaubte man, er sey ein Mitverschworner des Herzogs von Orleans. Aber wahrscheinlich gehörte er damals zu gar keiner Partei, und begünstigte die Bewegungen des Pöbels nur deßwegen, um das Gemeinwesen erst absichtlich zu verwirren, und sich, bei seinem anerkannten Einflusse auf das Volk, dem Hofe recht wichtig zu machen. Allein er erreichte die letzte Absicht nicht frühzeitig genug, ließ daher dem Volke, das ihn bis zum Jahr 1791 mit der größten Anhänglichkeit verehrte, immer mehr den Zügel, und verlor darüber endlich seinen eigenen Einfluß. Die meisten und wichtigsten Beschlüsse, welche die konstituirende Nazionalversammlung faßte, gingen auf Mirabeaus Antrag durch. Seine Beredsamkeit glich einem reissenden Strome, der die Herzen der Zuhörer unwillkührlich mit sich fortzog, und desto unwiderstehlicher war, je lebhafter man fühlte, daß Mirabeau nicht bloß Talente hatte, schöne Reden zu halten, sondern auch hinlänglichen Muth und Thätigkeit besaß, wenn es aufs Handeln ankam. Zwar kann es nicht geleugnet werden, daß Mirabeau in den letzten Zeiten seiner politischen Laufbahn die voreiligen Schritte der Demokraten mißbilligte, und sich zum Vertheidiger der Monarchie aufwarf; aber mitten unter diesen Bemühungen,

die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, und die wankende Monarchie, die sich von der Jakobinischen Anarchie schon damals mächtig bedroht sah, zu unterstützen und zu befestigen, wurde Mirabeau gegen das Ende des Monats März 1791 von einem Entzündungsfieber überfallen, welches ihm in Kurzem das Leben raubte. Er starb am 2. April 1791. Die Ursachen dazu waren wohl mehr Folge seiner unmäßigen Lebensart, als Wirkung empfangenen Giftes; welches ihm auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, beigebracht worden seyn soll.

Die Nachricht von seiner Krankheit verbreitete durch ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Alle Parteien nahmen Antheil an dem Schicksale dieses merkwürdigen Mannes. Am 4. April wurde er mit glänzenden Feierlichkeiten begraben. Der Leichnam wurde in der Kirche der heiligen Genovefa feierlich beigesetzt. Der Leichenzug bestand aus mehr als 100,000 Menschen, worunter einige 1000 bewaffnete Bürger in Uniform waren. Vor der Leiche ging ein Piquet Kavallerie, und ein Detaschement der Nazionalgarde, ihr folgten die meisten Glieder der Nazionalversammlung, die Munizipalität, die fünf Minister, der größte Theil des Jakobiner-Klubbs, und unzählig viel Volk.

Ueberhaupt hatte seit langer Zeit zu Paris der Tod keines Mannes so allgemein und in einem so hohen Grade die Theilnehmung rege gemacht, als der Tod Mirabeaus; seine Freunde sowohl als seine Feinde beklagten seinen Verlust, weil sie alle fühlten, daß der Verlust sehr groß sey, indem ein ausserordentlicher, ein talentvoller Mann gestorben sey. Seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein richtiger Verstand und sein dreister Charakter bestimmten ihn, eine wichtige öffentliche Rolle zu spielen. Freiheit war seine Leidenschaft, und was der Freiheit entgegen war, das konnte er nicht vertheidigen. Er wollte nicht bloß Geld, er wollte auch Ruhm; und er fühlte das Bedürfniß, seinen schlechten Ruf gegen einen bessern zu vertauschen. Ein Hauptzug in seinem Charakter war Feigherzigkeit und Furchtsamkeit; niemals hat er eine Herausforderung zum Zweikampfe angenommen, sondern sich lieber prügeln lassen.

Und wenn man nach allen Zeugnissen, dem Grafen von Mirabeau nichts weniger als ein gutes Herz einräumen kann, so muß man ihm doch wenigstens das Recht wiederfahren lassen, daß er ein guter Kopf, und, was für einen Volks-Tribun noch wichtiger ist — ein verschlagener Kopf war! — Selbst seine Feinde konnten ihm grosse Geistesanlagen, Beharrlichkeit in Bekämpfung von Hindernissen

und Gefahren, und sichere Verfolgung eines einmal angelegten Plans nicht absprechen. In Vergleichung mit den spätern französischen Demagogen erscheint Mirabeau beinahe unbefleckt, und sogar liebenswürdig. Keiner erreichte ihn im Guten, und alle übertrafen ihn weit im Bösen; nur der einzige Danton scheint gewisse Züge des Charakters mit ihm gemein gehabt zu haben.

Daß er sich bezahlen ließ, um für oder gegen einen Beschluß in der Nazionalversammlung zu sprechen, ist ausser Zweifel, da er in der letzten Zeit beständig einen fürstlichen Aufwand machte, und ein ungeheures Vermögen hinterließ. Auch besaß er eine grosse Bibliothek, die er in weniger als 15 Monaten zusammen brachte; er faßte den Plan zur Sammlung derselben erst 1789, da die Bibliothek seines kürzlich verstorbenen Vaters versteigert wurde; er kaufte zu seiner schon beträchtlichen Sammlung die ganze Bibliothek der Gräfin Büffon. Alle Fächer der Litteratur sollten seine Bibliothek umfassen, besonders aber eins, das ihm bis itzt allzusehr vernachläßigt schien, — die orientalische Litteratur. Mitten im Strudel der vielen Geschäfte, welche ihm die Revoluzion verursachte, und welche die gesammten Kräfte mehrerer Männer hinlänglich würden beschäftigt haben, dachte dieser ausserordentliche Kopf immer auf

Vermehrung seiner Bibliothek, und sein bewundernswürdiges Gedächtniß führte ihm immer das Jahr einer seltenen Edizion, oder sonst einen Umstand, durch den ein Buch zur Rarität wird, zur günstigen Stunde wieder herbei. Oft unterbrach er sich im Lesen und sogar im Schreiben, um einen interessanten Aukzionskatalog zu durchlaufen und auszuzeichnen, was er darin für sich fand; der Ankauf eines vorzüglichen Buches erregte ihm die größte Freude, an der alle seine Freunde Theil nehmen mußten. Wer hätte es denken sollen, daß dieser fleißige und paßionirte Büchersammler eben der Mann wäre, der eine Stunde vorher, in der Versammlung der Nazionaldeputirten, seine Gegner zum Zittern gebracht hatte! Dereinst sollte diese Bibliothek allen Gelehrten zum freien Zugang eröffnet werden.

Sein grosser Plan war, daß der Katalog derselben einmal ein Handbuch des Litterators werden sollte, mehrere Gelehrte sollten unter seiner Leitung daran arbeiten. Schon waren die Vorbereitungen zu diesem Katalog gemacht, der zugleich ein Monument von typographischer Schönheit geworden wäre; denn alle Titel der Bücher und die Auszüge aus ihnen sollten mit den jeder Sprache eigenthümlichen Charakteren gedruckt, und überdieß viele historische und kritische Bemerkungen bei-

gefügt werden; und so wollte dieser unaufhörlich thätige Geist zu seinem übrigen Ruhm auch noch dieses grosse litterarische Denkmal hinzufügen.

Die meisten Schriften, welche Mirabeau unter seinem Namen herausgegeben hat, sind nicht von ihm selbst geschrieben worden; er besaß in einem vorzüglichen Grade die Kunst, Andere für sich arbeiten zu lassen, und ihrer Arbeit seinen Namen zu leihen. In seinem politischen Leben bewies er, daß er gar keine festen Grundsätze hatte, nach denen er sprach, schrieb und handelte: daher die unaufhörlichen Widersprüche in seinen Reden und Schriften. So wie Mirabeau überhaupt unter die Anzahl der Männer gerechnet werden muß, von welchen es zweifelhaft ist, ob sie mehr Gutes oder Böses in der Welt gestiftet haben, und wegen ihrer Talente mehr Bewunderung, oder wegen ihres verderbten Herzens mehr Abscheu verdienen.

Robespierre.

Maximilian Robespierre war zu Arras 1759 gebohren, wo sein Vater Advokat war, und seines Hochmuthes wegen gehaßt wurde. Er wanderte, da er einen wichtigen Prozeß verlor, nach Indien, und ließ seine Frau mit vier Kindern im Stich. Der Bischof der Stadt nahm dann aus Menschlichkeit die Erziehung des jungen Robespierre auf sich, verschaffte ihm eine Stelle unter den Chorknaben der Kathedralkirche, und in der Folge, als der Jüngling seine Studien auf der hohen Schule zu Paris trieb, ein Stipendium im Kollegium Ludwigs XIV. In den neun Jahren, die er da zubrachte, hat er sich stets ausgezeichnet, und einen nicht gemeinen Vorzug vor fast allen übrigen Schülern behauptet. Indessen machte er sich schon in dieser Periode seines Lebens durch seine Eifersucht, seinen Undank, seine Rachgierde, sein kaltes, finsteres, hartnäckiges und unangenehmes Betra-

gen verhaßt, so daß ihn alle seine Kameraden verabscheuten. Wenn ihm jemand widersprach, gerieth er in Zorn und in eine Wuth, die sich immer durch heftige Schlägereien endete; er schlug sich gewöhnlich mit Muth, und nur die Uebermacht konnte ihn zum Weichen bringen. Bei einem solchen Kampfe war es, wo er einmal seinem Gegner, der schon lag, so wüthend auf den Leib trat, daß dieser in der heftigsten Angst aufsprang, ihn niederstürzte, und mit solcher Stärke ihm auf die Nase trat, daß der Knochen entzwei ging; Robespierre mußte eine lange Kur aushalten, und seine Nase blieb platt.

Ohngeachtet alle, die sein Glück wollten, ihm riethen, in den geistlichen Stand zu treten, widmete er sich doch der Rechtswissenschaft. Er studirte mit Auszeichnung, erhielt den Grad eines Parlaments-Advokaten, und kehrte nach Arras, seinem Geburtsorte, zurück, wo er sich durch seinen Starrsinn und den Fluß seiner Suade bekannt machte, aber ohne die Revoluzion gewiß unbekannt geblieben wäre. Als aber diese ausbrach, wurde er durch des Bischofs Empfehlung zum Deputirten gewählet. Hier machte er vor Mirabeaus Tode kein Aufsehen, und erst von dieser Zeit an bis zur Flucht des Königs gründete er seinen Ruf und seine Gewalt. Er schmähte unaufhörlich auf den Hof, prophezeihte dessen Untreue,

und stand wie der Sieger da, als der König entfloh. Von itzt an war er der Mann des Volks, der Abgott des schlechten Haufens. Einige Männer, und besonders Weiber, die er gewonnen hatte, brachten ihn noch in grösseres Ansehen, denn sie waren unaufhörlich beschäftiget ihm Triumphe zu erwerben; daher man auch dieser Bande, die unter der Leitung des Tischlers Dupleix, dessen Frau, Sohn und zweier Töchter stand, den Namen der Jäger des Robespierre gab.

Robespierre wohnte in dem Hause dieses Tischlers, und beherrschte die ganze Familie wie ein Despot, nur die Weiber gewannen ihrerseits wieder die Herrschaft über ihn durch List; sie wußten, daß seine Eigenliebe alles verwarf, was nicht von ihm selbst herrührte: diese feuerten sie daher durch Lob immer mehr an, und forderten nun alles von ihm, was sie nur haben wollten. Seine schlechte Wohnung, sein geringes Vermögen, und sein einfacher Anzug stachen sehr gegen seine despotischen Ideen ab; aber alles dieses geschah aus Heuchelei. — Sein Herz war für alle Freuden und alles Gute verschlossen, selbst für seinen Bruder fühlte er keine Freundschaft; seine Schwester, welche ihm seine erste Erziehung gegeben hatte, machte ihm einst Vorwürfe über seine grausamen Befehle, allein ohne sie anzuhören, jagte er sie gleich zum Hause hinaus.

Am 10. August 1792 verschwand er, sobald aber der Sieg entschieden war, zeigte er sich unter den Siegern; und von diesem Tage an beherrschte er die Sekzionen und die Munizipalität ganz, und seine Partei im Konvent bildete sich zu jenem drohenden Kolosse, der unter dem Namen des Berges bekannt war; bei den Jakobinern galt nur, was er geltend haben wollte. So wie die böse Volksmasse in Paris durch den Zufluß des Gesindels, der Verbrecher und Gebrandmarkten aus den Provinzen vermehrt wurde, so wuchs auch seine Partei; und als er sich dadurch mächtig genug fühlte, fing er an aufzuräumen. Er hatte an der grausamen Hinrichtung des unglücklichen Königs am 21. Jäner 1793 die meiste Schuld; dann folgten am 31. Mai die Girondisten, die er ihrer Beredsamkeit wegen haßte; später die Herbertisten, die unglückliche Königin, und Danton nebst seiner Partei; die Gelehrten und Reichen füllten die Zwischenräume dieser Hauptperioden aus; die Guillotine ruhte nie. Robespierre hatte dem Volke versprochen: daß in der Folge kein Franzose über 3000 Livres Einkünfte besitzen sollte, und er that das Seinige, um Wort zu halten. Kaufleute, Generalpächter, Kapitalisten und Rentiers aller Art mußten das Schafott besteigen, damit der Mord erben konnte.

Allein nun kam auch die Reihe an ihn. Während er längere Zeit nicht mehr im Wohlfahrtsausschusse erschien, suchte er durch Schmeichelei die Jakobiner auf seine Seite zu bringen, um durch ihre Hilfe den Tod von mehreren Mitgliedern des Konvents und des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, die ihm im Wege standen, zu bewirken. Zu diesen gehörten vorzüglich: Bourdon de l'Oise, Merlin von Douai, Dubois-Crance, Tallien, Freron, Lindet u. s. w. Als aber diese sahen, daß der Sturm gegen sie losbrechen würde, sannen sie auf Mittel, ihm zu entgehen, und vereinigten sich mit Collot d'Herbois, Billaud-Varrennes und Barrere gegen den Tyrannen. Und da sie Robespierre am 27. Juli 1794 anklagen wollte, verließ ihn auf einmal der Berg und die meisten seiner Anhänger, worauf er noch in derselben Sitzung für einen Tyrannen und ausser dem Gesetze erklärt wurde. Er sollte ins Gefängniß Luxenburg gebracht werden, aber er kam auf das Gemeindehaus, welches ganz mit seinen Kreaturen besetzt war, und hier glaubte er nochmals den Konvent stürzen zu können. Der Kommandant Henriot war überall, um Robespierren Anhänger zu verschaffen, griff an der Spitze eines zahlreichen Haufens die Vorposten der Thuillerien an, und der Sieg des Robespierre schien entschieden zu seyn; aber plötzlich änderte sich die

Szene. Die Entschlossenheit des Konvents flößte Zutrauen ein; die Dekrete, welche die Anführer der Verschwornen und die Mitglieder der Gemeinde auch ausser dem Gesetze erklärten, verbreiteten grosses Schrecken; und die Konventskommissäre, welche sich in die verschiedenen Gegenden von Paris begaben, redeten so nachdrücklich und mit so vieler Wirkung zum Volke, daß sich endlich die Majorität für den Konvent erklärte, und alles gegen Henriot auftrat. Augenblicklich wichen nun die Anhänger des Robespierre, und versammelten sich auf dem Platz von Greve. Hier griff sie Leonard Bourdon an der Spitze mehrerer bewaffneter Sekzionen an, und verjagte sie gänzlich.

Die beiden Robespierre, St. Just, Couthon, Lebas und noch einige seiner Vertrauten waren in einem Zimmer, welches an den Saal des Hotel de Ville stieß, versammelt, und sahen mit Schrecken die Niederlage ihrer Partei. Auch kamen einige, die ihnen anzeigten, daß ein grosser Haufe das Gemeindehaus angreife und heraufkäme, um sie gefangen zu nehmen. Robespierre zog gleich ein Pistol heraus, und indem er es vor den Kopf setzte, sagte er: Sie sollen wenigst nur meinen Leichnam guillotiniren. Und als zwei Gens d'Armes herzusprangen, um ihn zu ergreifen, drückte er das Pistol los, und lag

in seinem Blute. Sein Bruder stürzte sich zum Fenster hinaus; Couthon brachte sich drei Stiche mit dem Dolche bei, die aber nicht tödtlich waren; Lebas erstach sich auch und blieb gleich todt; St. Just war auch im Begriff sich den Dolch in die Brust zu stossen, als ihn ein Gens d'Arme ergriff. Robespierre aber war schon halb todt, als man ihn zur Guillotine schleppte, unter welcher er den 27. Juli 1794, Abends um 7 Uhr, seine schwarze Seele aushauchte.

Robespierre war klein von Statur, nur 5 Fuß 2 Zoll hoch. Er trug sich in der Kleidung stets sauber und sogar zierlich. Nie unterließ er sein Haar sorgfältig zu putzen. Seine Gesichtszüge zeichneten sich nicht besonders aus; seine Farbe war schwarzgelb und galligt; das Auge trüb und tief eingedrückt. Sein stetes Blinzeln mit den Augenliedern schien von einer konvulsivischen Bewegung herzurühren. Er konnte nie ohne krampfstillende Mittel seyn. Durch ein gewisses Zusammenziehen der Nerven pflegte er oft seine Hände zu falten und in einander zu winden. Mit Schultern und Hals machte er häufig krampfhafte Bewegungen, den Hals insonderheit drehte er öfter von einer Seite zur andern. Seine Stimme war von Natur rauh und schreiend, aber er konnte sie mildern, und seinem Provinzialaccent Annehmlichkeit geben. Man bemerkte an

ihm, daß er nie einem Mann gerade ins Gesicht sah. Die Deklamazion hatte er ziemlich in seiner Gewalt, auch als öffentlicher Redner war er nicht ungeschickt. Sein Ausdruck war itzt rauh, dann melodisch, oft glänzend, und oft gemein. Seine Reden waren immer besäet mit Gemeinplätzen über Tugend, Verbrechen und Verschwörungen. An Sophismen und spitzfindigen Räsonnements fehlte es ihm nicht; aber bei einem in der That eingeschränkten Gesichtskreise war er überhaupt arm an Ideen, wie es denen gewöhnlich geht, die zu sehr mit sich selbst beschäftiget sind.

Eitelkeit war die Grundlage seines Charakters. Er dürstete sehr nach litterarischem Ruhme, noch mehr nach politischem. Die Vorwürfe der englischen Journale waren seiner Eitelkeit eine köstliche Speise; indem er sie denunzirte, zeigten Geberden und Ausdruck, wie sehr er sich geschmeichelt fand. Es ergötzte ihn, die französischen Armeen die seinigen nennen zu hören. Er sah sich gerne auf der Liste der Tyrannen verzeichnet. Unternehmend und zu gleicher Zeit feige, zog er einen Vorhang vor seine Werke, war aber oft unbehutsam, wenn er seine Opfer bezeichnete. — Machte einer der Repräsentanten einen Vortrag, der ihm mißfiel, so wandte er sich schnell gegen ihn, und warf ihm drohende Blicke zu.

Schwach

— Schwach und rachgierig, mäßig und sinnlich, keusch aus Temperament, und unordentlich durch die Wirkungen der Phantasie, suchte er etwas darin, der Weiber Blicke auf sich zu ziehen. Er ließ sie einstecken, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu befreien. Wenn er seine Betrügereien spielte, suchte er besonders auf zarte und schwache Gemüther zu wirken.

Nächst der Eitelkeit war Verstecktheit der schärfste Zug seines Charakters. Nur höchst strafbare Menschen umgaben ihn: diese konnte er mit einem Worte der Ahndung der Gesetze übergeben. Er beschützte und erschreckte zu gleicher Zeit einen Theil des Konvents. Verbrechen verwandelte er in Irrthümer, und Irrthümer in Verbrechen. Im höchsten Grade war er argwöhnisch und mißtrauisch. — Ohne Genie gebohren konnte Robespierre die Umstände nicht herbeiführen, aber wohl geschickt benutzen. Nach dem Gepränge, womit er das Dasein des höchsten Wesens proklamirte, sollte man schwören, er habe gewähnt, Gott würde ohne ihn nicht existirt haben. — Mit Cromwells tiefliegender Heuchelei verband er Syllas Grausamkeit, ohne das kriegerische Talent von jenem, noch das politische von diesem zu besitzen.

Danton.

Georg Jakob Danton, der in der französischen Revoluzion eine der ersten Rollen spielte, war zu Arcis sur Aube den 26. Oktober 1759 gebohren, und kam frühe nach Paris, um hier die Rechte zu studiren. Er war arm, aber wenige Jahre nachher setzte ihn eine vortheilhafte Heurath mit einer schönen und bemittelten Frau in den Stand, bequem leben zu können.

Dieser Mann war ein sonderbares Wesen, ein Zwitter im moralischen Sinn, ein Phänomen als Mensch nnd Unmensch. Verstand, Geist, Kühnheit; Unvernunft, Indolenz, Schwäche; Grausamkeit, Rachsucht, Wuth; Mitleiden, Theilnahme, Sanftmuth; alles hat Danton gezeigt, oft im überspannten Grade gezeigt. Sein Wille war in demselben Augenblicke gut, da seine gräßlichen Maßregeln, die schrecklichsten Folgen hervor-

brachten. Er wollte nicht selten menschlich seyn, und handelte gewöhnlich abscheulich.

Danton würde wahrscheinlich, so wie mehrere seiner Kollegen, der Welt unbekannt geblieben seyn, wenn die Revoluzion nicht ausgebrochen wäre. Ein Mann, wie er, fand bei solchen Auftritten natürlich seinen Platz ohne Mühe. Er trat auf unter den Wahlherren von 1789 und ward gleich zu Anfang bemerkt. Mirabeau brauchte ihn gegen la Fayette, dem er bei allen Gelegenheiten seine schneidende, beleidigende Beredsamkeit fühlen ließ. Nach Mirabeaus Tode leistete er den nämlichen Dienst an Orleans.

Der Plan, Frankreich in eine Republik zu verwandeln, kommt von Danton her; er sahe keinen andern Weg, eine seinem Ehrgeitze angemessene Stelle, da alle schon eingenommen waren, zu erlangen, als durch den Umsturz der Monarchie. Um diesen Uebergang zu bewirken, mußte die Anarchie zum Steg dienen. Er brachte sie hervor, und warf mit Kühnheit und der ganzen Gewalt seiner imponirenden Talente alles durcheinander.

Zu den Auftritten des 10. August 1792 hat vielleicht Niemand mehr beigetragen, als Danton. Er ward an diesem Tage Justizminister; unter seiner Vormundschaft der Gerechtigkeit wurden im September desselben

Jahrs die Greuel in den Gefängnissen verübt. Der Justizminister war während drei voller Tage der Protektor des Mordes, und was noch widersprechender scheint, Danton, der die Mörder zurüstete, bevollmächtigte und besoldete, rettete was und wo er konnte.

Bei Eröffnung des Konvents am 20. September 1792 legte er seine Stelle als Minister gegen die eines Volksrepräsentanten nieder. Hier war er, wie schon vorher bemerkt worden, einer der ersten, der auf Errichtung einer Republik, Abschaffung des Königthums, und überhaupt immer auf die heftigsten Maßregeln drang; wie denn auch die allgemeine Insurrekzion, welche alle waffenfähigen Franzosen an die Grenzen gegen die Feinde trieb, ganz sein Werk war. Er und Lacroix spielten in Brabant, wohin sie als Komissarien gesandt worden waren, die einträglichsten Rollen, und Danton soll dabei gegen vier Millionen zusammengerafft haben. Im Konvente hatte er einen starken Anhang. Seine Reden waren kurz, gediegen, und trafen den Fleck, wohin sie gerichtet waren. Er war fast ohne Kenntnisse im Gebiete der Wissenschaften und der Litteratur; aber reich an natürlichen Fähigkeiten. Ein treffender Blick, starke Vorstellungskräfte, viel Erfahrungsklugheit, gepaart mit einer Stentors-Stimme, einer drohenden Miene, einer dringenden ner-

veusen Gestalt, und einer gebietenden Geberdensprache, ersetzten den Mangel künstlicher Beredsamkeit, der Philosophie und theoretischen Einsichten. Sein heller rascher Geist fing selbst in der höchsten Aufwallung der Leidenschaften Wahrheiten auf, die allgemeines Zutrauen und Gehör fanden. Er hat nie etwas geschrieben, er war sich seiner Unfähigkeit bewußt, die Energie seiner Gedanken, den Instinkt seiner Größe in anpassende Formen zu bringen.

Danton schlug zu unachtsam um sich, er erregte zu viel Furcht, seine Feinde nahmen zu, und sahen in ihm den unvermeidbaren Diktator, als er bloß eine feste Regierung forderte. Seine anwachsenden Gegner blieben ihm nicht unbekannt, er sahe sich und seine Partei bedroht. Er arbeitete gegen die Gefahren, wobei er jede Maßregel der zügellosesten Leidenschaften ergriff, und selbst die bösesten Mittel nicht ungenutzt ließ.

So entstand das Revoluzionstribunal, die revoluzionären Comites, die Revoluzions-Armee, die Auftritte des 31. Mais und des 2. Junius 1793. Nachdem er sich durch diese Maßregeln gegen die Folgen seiner Verbrechen gesichert hielt; nachdem er alles niedergedonnert hatte, wollte er alles wieder retten: aber es war zu spät. Robespierre thronte auf den Blutgerüsten, die Danton errichtet

hatte, und lenkte mit fester Faust die Zügel des Todes. Die Gironde ward hingerichtet. „Ich werde sie nicht retten können," rief Danton im tiefen Schmerze, als Garat ihn zu dieser Menschlichkeit aufforderte. Solche ächte Gefühle einer großmüthigen Seele überraschten Danton mehrmalen. Als ein von dem Justizminister im Konvente vorgelesener Brief diesen um Aufschub eines Todesurtheils bat, welches das revoluzionäre Gericht über einen unwissenden Gesetze-Uebertreter ausgesprochen hatte, und der Konvent das seltene Wort Gnade aussprach, war Danton der erste, der hinausstürzte, um die Vollstreckung des Urtheils zu hindern.

Danton sahe sich nach der Hinrichtung der Gironde isolirt, als das einzige Augenmerk Robespierres, an. Er mußte seine durch Barbarei errungene Popularität durch immer neue Excesse der Grausamkeit zu erhalten suchen, oder er unterlag der Tyrannei Robespierres. In diesem Gedränge, diesem Zustande einer geängstigten Seele floh Danton auf das Land. Hier brachte die Natur in seinem Herzen Gerechtigkeit und Menschlichkeit zurück, welche ursprünglich darin gewohnt hatten, und welche entflammte Leidenschaften, und die feindlichen Drohungen seiner inconsequenten Gegner, daraus verbannt hatten. „Wohl zwanzigmal, sagte er, habe ich ihnen

Frieden angeboten (den Girondisten), aber sie wollten ihn nicht, wollten mir nie glauben, um das Recht, mich zu stürzen, nicht zu verlieren. Sie haben uns zu dem Sansculottismus gezwungen, der sie aufgezehrt hat, der uns alle, und endlich sich selbst aufzehren wird."

Er kam mit einem Verschwörungsplan zurück, der seinen Zwecken nach vielleicht der einzige gerechte von allen Verschwörungen in der französischen Revoluzion war, und wahrscheinlich nur um dieses Vorzuges willen unausgeführt blieb. Die Hauptabsichten desselben waren: die Konstituzion von 1793 unmittelbar einzuführen; eine allgemeine Amnestie ergehen zu lassen; der ganzen Welt den Frieden anzubieten; den Handel unbedingt frei zu geben; alle Sperrungen aufzuheben; alles, was Inquisizion heißt, zu verbannen; und das Reich der Gesetze einzuführen, und wirken zu lassen. Um diese Zwecke zu erreichen, wollte er die beiden Seiten des Konvents zu vereinigen suchen, seinen Feinden, selbst Barrere und Robespierre die Hand zur Versöhnung bieten. Wäre ihm dieser Plan geglückt, sicher hätte er dadurch manchem folgenden Uebel vorgebeugt, und einen Theil der bösen Rechnung durchstrichen, die er verschuldet hatte. Er hatte eine Unterredung mit Robespierre über seine Absichten; sie war ver-

geblich; der unversöhnliche Tyrann hatte während Dantons unvorsichtiger Abwesenheit alle Leitseile zusammengegriffen, und behandelte seinen umgarnten Feind mit der Hohnmiene der triumphirenden Bosheit. Dieß konnte der stolze Danton nicht ertragen; empört und unwillig verließ er seinen siegfrohen Nebenbuhler mit dem Ausrufe: „Gut, ich bin verloren, aber mein Tod wird dein Verderben seyn.“

Bald darauf ward Danton vor das Revoluzionstribunal gebracht, das ihn verurtheilte, weil er mit Orleans, Mirabeau und Dümouriez konspirirt, und da er aus dem Wohlfahrtsausschusse entfernt ward, sich geäussert habe: „Ich werde nicht böse, ich hege keinen Groll, aber ich habe ein gutes Gedächtniß.“ Der Angeklagte vertheidigte sich mit so dreister Kühnheit, daß die Richter sich genöthigt sahen, ein Dekret vom Wohlfahrtsausschusse zu erbitten, nach welchem jeder Angeklagte, der seinen Richter verhöhnt, auf der Stelle dem Henker übergeben werden sollte. Nun mochte Danton sich nicht weiter mit seiner Vertheidigung bemühen: „Ihr kennt mich seit vorgestern, sagte er, morgen hoffe ich im Schooße des Ruhms zu schlummern; nie habe ich um Gnade gebeten, und werde mit der Heiterkeit eines guten Gewissens das Blutgerüste besteigen.“ — Robespierre und St. Just wagten es nicht beim Tribunal ihm ge-

genüber zu erscheinen, obwohl sie als Kläger dazu berufen waren. Danton starb mit grossem Muthe, sein Gang zum Tode, dem er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegen ging, glich eher einem Triumph, als einer Hinrichtung. Das Volk war still und niedergeschlagen; wo ein schamloser Spötter laut werden wollte, da bannte Danton ihn mit unwilligen Blicken zur Ruhe: „Ehe sechs Monate vergehen, rief er einem tobenden Haufen zu, werdet ihr meine Hinrichter in Stücken zerreissen, die euch in Ketten halten, und täglich morden."

So endigte dieser grausame Mann von Gefühl sein unmoralisches Leben am 5. April 1794 in seinem 35. Jahre unter der Guillotine. Er war zweimal verheurathet. Seine erste Frau, sagt man, starb aus Gram, in ihrem Manne den Anstifter der Morde vom 2. September des Jahrs 1792 zu sehen. Er war untröstlich über ihren Tod, und nur mit Gewalt von dem Entschlusse sich zu entleiben abzubringen. Seine zweite Frau heurathete er einige Tage nach dem 31. Mai 1793. Sein Aeusseres war wild und gebietend; sein Körper von starkem Knochen- und Muskelbau, ohne schwerfällig zu seyn; seinen kleinen runden Kopf mit krausen braunen Haaren trug oder warf er rückwärts; seine kleinen braunen

Augen sprühten Feuer; sein häßliches Gesicht zeigte von Kraft und Energie.

Was sein moralisches Leben betrifft, so war er Schwelger und Wollüstling. Körperbau und Temperament verführten ihn dazu. Uebrigens galt er für einen wackern Sohn, braven Vater und Ehegatten, und hatte zwanzigjährige Freundschaften: seine Freunde nannten ihn einen guten Kerl. Danton wußte wenig von Haß oder Rache; war offenherzig, dienstfertig und freigebig, aber roh; starker doch keiner zarten Eindrücke fähig. Er war populär aus Umgangsgewohnheit, Bequemlichkeitshalber, und um selbst ungenirt zu seyn; übrigens schmeichelte ihm der Beifall der Menge wenig, aber gern strebte er nach dem günstigen Urtheile der denkenden Klasse, und es lag ihm daran, für einen Mann von Geist gehalten zu werden. Seine zusammengerafften Reichthümer führten ihn zum Luxus, und dieser spannte, ihm selbst unbemerkt, allmählig die Triebfedern seiner Thätigkeit ab; er wurde gegen alles gleichgiltig, und daher war ihm auch sogar der Tod willkommen.

Marat.

J. P. Marat, dieser berüchtigte Mensch, wurde 1743 in einem kleinen Dorfe im Fürstenthum Neufchatel gebohren. Schon in seinem Kindesalter zeichnete er sich durch ein seltsames Betragen, vorzüglich aber durch seine Wuth in Vertheidigung seiner Meinungen und Behauptungen aus, welche immer sonderbar und höchst übertrieben waren.

Marat, sagt Herr von Archenholz, der ihn persönlich kannte, in seiner Minerva, ist eine kleine, breite, aber auch magere Figur, zwischen deren Gesicht und einer Gattung englischer Bullenbeisser eine Dame sehr richtig viel Aehnlichkeit fand; sein schwarzes Auge sprüht Feuerfunken, und ist der Thermometer des siedenden Quecksilbers, das in seinen Adern rollt, und Kopf und Gliedern die Regsamkeit des Schwanzes einer Bachstelze giebt.

Er war Arzt der Gardes des Corps des Grafen d'Artois, und machte sich in der Me-

dizin durch Marktschreierkünste, in der Physik durch lächerliche Hipothesen berüchtigt, die er mit Gewalt zu behaupten sich bemühte. So suchte er einigen Journalisten Prozesse an den Hals zu werfen, weil sie seine vorgeblichen Entdeckungen entweder nicht lobten, oder anzuzeigen sich weigerten, und zog eines Tages beim Herausgehen aus einer Vorlesung des Herrn Professor Charles, der seine phisikalischen Abgeschmacktheiten widerlegt hatte, den Degen gegen ihn. Die Szene fiel zu Paris in der Strasse l'Arbre sec vor. Professor Charles, auf diese Provokazion keineswegs gefaßt, hatte von allen physischen Instrumenten nur gerade das simpelste zur Hand; indeß da er keinen grossen Apparat gewohnt war, und Marat das Experiment auf der Stelle verlangte, so gab er es ihm zwischen die Ohren mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß Marat wahrscheinlich da auf seine neue Theorie des Lichts gerieth. Er glaubte Newton überwunden zu haben; dem zufolge übergab er zwei Preise, jeden von 50 Louisd'or, einen der Akademie zu Lyon, den andern der zu Rouen.

Die Akademiker zu Rouen, weil keiner von ihnen Physik verstand, und auf die vorgelegten Fragen Niemand als Marat selbst geantwortet hatte, standen ihm den Preis zu, womit er nicht ermangelte, sich in allen in- und

ausländischen Journalen bekannt zu machen. Die Akademie von Lyon hingegen, besser mit der Materie bekannt, gab die 50 Louisd'or einem Andern, so daß Marat nicht einmal das Accessit bekam. Cholerisch, wie der kleine Mann war, ergrimmte er nothwendig darüber; beschuldigte die Akademie, nach Gunst gehandelt zu haben, um seine neue Theorie zu unterdrücken, und forderte gerichtlich sein Geld zurück, welches ihm aber von den lächelnden Richtern abgeschlagen wurde.

Für diesen Verlust hielt ihn eine Wasserkur, seine Erfindung, schadlos, mit der er bei den Damen von Versailles sein Glück machte. Die Kur besaß eine Schönheit und Jugend verlängernde Kraft, und kostete sechs bis acht hundert Livres, während der drei Wochen, die sie dauerte. Das Wasser diente nicht nur zum Trinken und Baden, sondern Gabeln, Messer, Teller, alles Leinenzeug bis auf die Servietten, Tisch- und Bettücher mußten damit gewaschen und die Speisen darin gekocht werden. Eine Dame, bei der das Kurbedürfniß und der Glaube noch kräftig waren, als letzterer schon bei allen übrigen zu sinken begann, nahm ihn ins Haus, um daraus zuerst ihren Gemahl, und nachher sich selbst vertreiben zu lassen.

Marat, dieses seltsam organisirte Unthier, besaß eine unerhörte Stärke, physischen

Schmerz zu ertragen. Im März 1792, da ihm die Häscher an allen Ecken auflauerten, ohne ihn unglücklicher Weise zu ertappen, und er jede Nacht sein Lager wechselte, bald auf einem Heuboden, bald in einem Keller hausete, wurde ein katalonischer Dentiste zu einem Unbekannten gerufen. Es war Marat, der sich ihm auf Ehre und Gefahr zu erkennen gab, er fand ihn mit einem aufs scheußlichste angefaulten Kinnbacken, und sah sich genöthigt eine Operazion vorzunehmen, deren unsäglichen Schmerz Marat mit einer Kaltblütigkeit ertrug, von welcher der Wundarzt, der nicht selten Knochen zersägt hatte, mit Bewunderung redet. Seine Mätresse glich ihrem Liebhaber von dieser Seite vollkommen.

Im Anfange der Revoluzion machte Marat wenig Aufsehen, ob er sich gleich bald durch phantastische Revoluzionsschriften auszeichnete. Aber zur Zeit der konstituirenden Versammlung hielt man sie für zu toll, als daß sie auf irgend einen vernünftigen Menschen Eindruck machen sollten; darüber zu lachen, glaubte man, sey das beste Mittel, sie unwirksam zu machen. In der That fand auch damals Marat selbst unter der gemeinen Volksklasse noch nicht vielen Beifall, jemehr aber die Nazion und besonders das gemeine Volk erhitzt wurde, desto mehr fand auch Marat Eingang. Oefters warnte man ihn zwar,

seine Verleumdungen und grausamen Rathschläge zu unterlassen, ja mehr als einmal wurde er selbst deswegen gerichtlich belangt, und sollte gefangen genommen werden, er aber wußte immer seinen Verfolgern zu entgehen. Seinetwegen wollte man die Preßfreiheit nicht einschränken, und so schrieb Marat seinen Volksfreund, der besser Volksfeind geheissen hätte, mit immer grösserer Unverschämtheit fort, je mehr sich sein Anhang vergrösserte. Sein Einfluß wurde 1792 immer mehr sichtbar. Von Robespierre und einigen andern Häuptern der Sanskülottenpartei unterstützt, suchte er anfänglich den von Brissot und seinem Anhange gegen Oesterreich entworfenen Krieg zu verhindern. Er hoffte dadurch nicht nur dem Pöbel zu gefallen, sondern er mußte auch befürchten, durch den wahrscheinlichen Zug des größten Theils seiner Anhänger in den Krieg, seine Partei in Paris zu sehr geschwächt zu sehen, und dadurch auf den Nothfall ihrer Unterstützung entbehren zu müssen. Ein besonderes Geschäft machte er sich auch um diese Zeit daraus, den General la Fayette zu verleumden, weil er sich den Absichten der Jakobiner entgegensetzte.

Marat war es, der öffentlich rieth, den größten Theil der Nazionalversammlung aus dem Wege zu räumen. Als er dafür gestraft werden sollte, hielten ihn seine Freunde ver-

steckt, und er schrieb seinen Volksfreund fort, und bereitete dadurch die Szenen des 10. Augusts vor. Er veranlaßte als Mitglied des Aufsichtsausschusses der Stadt Paris jene nächtlichen Haussuchungen, bei welchen eine ungeheure Menge Menschen gefänglich eingezogen wurden, und als die abscheulichen Septembertage, die in der Geschichte ewig unvergeßlich bleiben werden, erschienen, als von einigen gedungenen und bezahlten Mördern mehrere tausend Menschen mit kaltem Blute gewürgt wurden, da spielte das Ungeheuer Marat, in Verbindung mit Robespierre und anderen, eine wichtige Rolle. Man kann ihn nach allen Nachrichten als einen der Haupturheber dieser Greuelszenen ansehen; er schäumte vor Wuth darüber, daß man endlich dem Niedermetzeln ein Ende machte.

Indessen erhob sich eine mächtige Partei gegen Marat und seinen Anhang, die Brissotiner. Diese hatten bald das Glück, sowohl durch ihre überlegenen Talente, als durch die Güte ihrer Sache den größten Theil der Departements auf ihre Seite zu bringen; nicht so gut aber gelang es ihnen in Paris, wo ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, in Vereinigung mit der Munizipalität, die Oberhand erhielten, und es endlich dahin brachten, daß die Brissotiner größtentheils das Blutgerüst besteigen mußten.

Den

Den Prozeß Ludwigs des Unglücklichen betrieb keiner mit grösserm Eifer und stärkerer Wuth als Marat. Er konnte seine teuflische Freude gar nicht verbergen, als Ludwig vor dem Konvente zum Verhör erscheinen mußte. Die Hinrichtung dieses guten Monarchen lag ihm so sehr am Herzen, daß er sich mit seinen Genossen verschwor, falls der Konvent ihm nicht das Todesurtheil spräche, die Ermordung desselben mit Gewalt durchzusetzen. Nach dem Tode des Königs wüthete Marat sowohl vermöge seines Einflußes in die Berathschlagungen des Konvents, als durch seine scheußlichen Broschüren, in denen er einst unter andern die Hinrichtung von noch wenigstens zweimal hundert tausend Menschen verlangte, unaufhörlich fort. Seinen fluchwürdigen Bemühungen vorzüglich schrieb man die am 23. Februar 1793 vorgefallene Plünderung der Waarenlager und Kramläden in Paris zu; er erregte im Konvente oft die entehrendsten Auftritte, und als die Versammlung es wagte, ein Arrestdekret gegen ihn zu geben, war sein Gang zum Gefängniß, und von da zum Verhör ein wahrer Triumphzug, und der Jubel des Pöbels wurde allgemein, als Marat freigesprochen wurde.

Endlich aber kam die Stunde dieses Frevlers. Die Hinrichtung, Einkerkerung

und Verjagung einer Menge von Deputirten aus den Provinzen, am 31. Mai, brachte viele Departements, besonders in Bretagne und der Normandie, gegen den Konvent auf; sie beschlossen eine bewaffnete Macht nach Paris zu senden; und die Stadt Caen im Calvados-Departement sollte der Mittelpunkt ihrer Vereinigung seyn.

Charlotte Corday, ein junges, heldenmüthiges Mädchen aus Saturnin les Vigneaux, war hier Augenzeuge von den mannigfaltigen Auftritten des regen Eifers der dortigen jungen Manschaft, gegen die Anarchisten in Paris loszubrechen; ihr Unwille gegen den Urheber all des Unglücks, Marat, stieg auf das höchste, sie nahm sich vor, durch die Hinrichtung des Ungeheuers den verheerenden Bürgerkrieg abzuwenden, reisete nach Paris, und machte am 13. Juli 1793 dem Leben des Unmenschen, der eben im Bade saß, durch einen gut ausgeführten Messerstich ins Herz ein Ende.

Nach seinem Tode wurde er von seinen Anhängern allgemein betrauret und fast vergöttert. Nun aber, da die Nazion durch die kostbarste aller Erfahrungen, durch Schaden, belehrt worden ist, wird er auch als der schrecklichste Prediger des Terrorismus allgemein verflucht.

Eulog Schneider.

Eulog Schneider wurde den 20. Oktober 1756 zu Wipfeld, einem kleinen fünf Stunden von Würzburg in Franken entlegenen Dorfe, gebohren. Seine Eltern waren Bauersleute, und da sein Vater zugleich kein guter Hauswirth war, so gerieth er mit seinen Kindern bald in die bitterste Armuth. Unter diesen Umständen wurde seine Erziehung dem Zufalle überlassen, nur der Kaplan des Dorfes, ein Mönch aus einer nahen Abtei, nahm sich des Knaben an, und unterrichtete ihn sorgfältig, weil er Fähigkeiten an ihm bemerkte. Nach einigen Jahren kam er auf das Gymnasium nach Würzburg, wo er von den Jesuiten unterrichtet wurde. Hier lebte er in der drückendsten Armuth, doch gelang es ihm endlich, in das Juliusspital aufgenommen zu werden, welches er aber nach einigen Jahren

seines ausschweifenden Lebens wegen wieder verlassen mußte.

Nun überließ er sich ganz einer zügellosen Lebensart, und stürzte sich dadurch ins tiefste Elend. Plötzlich aber entschloß er sich eine andere Lebensbahn anzutreten, und ließ sich in das Noviziat der Franziskaner zu Bamberg aufnehmen. Aber bald wurde es ihm da verhaßt, weil er so manche Verfolgung von seinen Mitbrüdern, seines hellen Kopfes und seiner Liebe zur Poesie wegen, auszustehen hatte. Ihren unversöhnlichen Haß aber zog er sich vollends durch seine Predigt über die Toleranz zu, die er am Tage der heil. Katharina 1788 zu Augsburg, wohin er versetzt worden war, hielt. Itzt dachte er aber auch darauf, wo möglich sich seiner Fesseln zu entledigen, und es gelang ihm durch die Unterstützung des churfürstl. Trierischen Statthalters zu Dillingen, und Weihbischofs von Augsburg, Barons von Ungelter, als Hofprediger des regierenden Herzogs von Würtemberg angestellt zu werden. Er gab sich Mühe, um in der Gnade des Herzogs sich zu befestigen; allein es wollte ihm damit nicht recht gelingen. Ein schöner Zug während seines Aufenthaltes in Stuttgard ist, daß er den größten Theil seines Einkommens dazu verwendete, seine armen Eltern und Geschwister zu unterstützen.

Im Jahre 1789 erhielt er den Ruf nach Bonn, und wurde als Professor der griechischen Sprache und der Grammatik am Gymnasium angestellt. Hier zog er sich bald durch sein unüberlegtes Betragen mächtige Feinde zu. Anfangs warnte ihn der edle Churfürst Maximilian, und ersuchte ihn ja doch nicht jeden seiner Gedanken dem Publikum zur Schau zu tragen. Allein des Fürsten Warnen war vergeblich, und die Stimme seiner Freunde hörte er auch nicht. Er ward also genöthigt Bonn zu verlassen, und begab sich im Jahre 1791 nach Straßburg, wo er bald Vikar des neuen Bischofs Brendel ward.

Nach seiner Ankunft in Frankreich scheint er sich Anfangs recht gut betragen zu haben; er schrieb als Dekan der theologischen Fakultät, und Professor der Pastoral, Rechtsgelahrtheit und Beredsamkeit zu Ende 1791 ein hübsches Programm: de novo rerum theologicarum in Francorum imperio ordine. Aber nach und nach veränderte sich sein Betragen, und er ward dann öffentlicher Ankläger beim Kriminalgerichte im Departemente des Niederrheins, und Civilkommissär bei der Revoluzionsarmee desselben Departements. Seit der Mitte des Jahres 1792 schrieb er ein Tagblatt: Argos, oder der Mann mit hundert Augen; woraus man sein grausames Revoluzionsverfahren so ziemlich wahrnehmen

kann. Schon längst war er in Straßburg seiner Ausschweifungen wegen verhaßt, und seine Feinde warteten nur auf Gelegenheit ihn zu stürzen. Als er daher am 13. Dezember 1793 eben von Barr in Revoluzionsgeschäften zurückkam, und der Wagen, worin er, seine Braut und ihre Verwandte sassen, von sechs Pferden des schlechten Weges wegen gezogen wurde, auch einige Nazionalreiter ihn als Hochzeiter nach Landesgebrauch zu Ehren begleiteten: so ward ihm dieß als ein Verbrechen gegen die Gleichheit angerechnet, und er mußte am 15. desselben Monats von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmitags auf dem Schaffot der Guillotine ausgestellt stehen. Damit waren die ausserordentlich nach Straßburg abgesandten Volksrepräsentanten Lebas und St. Just, auf deren Befehl er auch obige Strafe ausstand, nicht zufrieden; sondern er wurde nach Paris in das Gefängniß der Abtei abgeführt, daselbst einer Menge von Verbrechen beschuldigt, und am 1. April 1794 guillotinirt. In seinem Gefängnisse schrieb er eine feurige Vertheidigung, die ihm aber nichts half, und wenig bekannt wurde.

Alle Unannehmlichkeiten, die er Zeit seines Lebens erfahren mußte, waren Folgen seiner Unbesonnenheit und seines unzeitigen Freimuths. Er suchte nicht zu belehren, sondern aufzuräumen durch Spott. Seine Schü-

ler machten nur geringen Fortgang in den Wissenschaften bei ihm — er erzählte ihnen Anekdoten; amüsirte sie auf Kosten der Mönche u. s. w., und darüber ging ihre Sittlichkeit zu Grunde. Von seinen Talenten zeugen seine Gedichte, seine Predigten und andere kleine Schriften. — Wie ehrenvoll hätte er enden können, und wie gräßlich war sein Abtreten von der Bühne! Keine Thräne floß auf sein Grab, als die des Jammers, den er stiftete.

Franklin.

Benjamin Franklin war den 6. Jäner 1706 zu Boston in der Provinz Massachusets gebohren. Sein Vater war ein Färber. Durch Schulunterricht und eigene Forschbegierde mit mancherlei Kenntnissen ausgerüstet, kam er in seinem 12. Jahre bei seinem ältern Bruder, der ein Buchdrucker war, in die Lehre. Hier benutzte er jede Freistunde zum Lesen, zur Verfertigung schriftlicher Aufsätze und Gedichte, verwandte sein übriges Geld auf Bücher, und noch ehe er sein 16. Jahr erreicht hatte, waren Lockes Versuch über den menschlichen Verstand und Xenophons Denkwürdigkeiten seine Lieblingsschriften. Im Jahre 1723 verließ er die Druckerei seines Bruders und ging nach Philadelphia in Arbeit, wo er hungrig und lumpig ankam. Hier erlangte er gute Konnexionen, und ging dann 1724 nach London, wo er anderthalb Jahre in einer Druckerei arbeitete, kehrte hierauf wieder

nach Philadelphia zurück, und errichtete daselbst 1728 eine eigene Druckerei in Kompagnie mit einem Mitgesellen Meredith.

Seine Industrie, die Schönheit und Genauigkeit seines Drucks, und die Unterstützung seiner Freunde verschaften ihm bald viele Geschäfte. Er gab mit Beifall eine politische Zeitung heraus, wurde Drucker der Regierung in Philadelphia, errichtete 1731 eine Buchhandlung, und fing im folgenden Jahre an, jährlich ein Taschenbuch unter dem Titel: Almanach des armen Richards herauszugeben; eine Schrift, die allerlei nützliche ökonomische, moralische und andere Aufsätze enthielt, und so stark gelesen wurde, daß zulezt 10,000 Exemplare davon gedruckt wurden. Voll Begierde, den Namen eines Gelehrten zu verdienen, lernte er izt erst, und zwar ganz für sich, die lateinische und französische Sprache. Mit Eifer betrieb und unterstüzte er alle litterarischen Einrichtungen seines Vaterlandes, und erhielt 1743 den Auftrag, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika bestimmter zu entwerfen.

Im Jahre 1736 betrat er seine politische Laufbahn. Er wurde zum Sekretär bei dem Parlamente von Philadelphia und einige Jahre hernach zum Repräsentanten für die Stadt Philadelphia bei demselben erwählt; schon 1737 erhielt er die Stelle eines Postmeisters

von Philadelphia. Bei den öftern Feuersbrünsten daselbst, machte er zuerst den Plan zur Errichtung einer Feuerkompagnie, auf diese folgte auch bald auf seinen Vorschlag eine Brand-Assekuranzgesellschaft. — Bei dem ersten Anfange der Streitigkeiten der Kolonien mit England, die wegen der Auflagen entstanden, wurde er 1764 als Unterhändler nach London geschickt, wobei er zugleich 1766 eine Reise nach Deutschland machte. Als nachher diese Streitigkeiten in einen offenbaren Krieg ausbrachen, wurde Franklin nach Paris geschickt, wo er im Dezember 1775 ankam. Die Achtung, mit der man ihn empfing, entsprach seinen Verdiensten. — Ohne fremde Unterstützung wäre Amerika nicht frei geworden, und Franklin wars, der den Allianztraktat mit Frankreich zu Stand brachte, und ihn auch am 17. Februar 1779 unterzeichnete; und vier Jahre darauf den 20. Jäner 1783 schloß er den Frieden, wodurch Nordamerika für eine freie Republik erklärt wurde.

Und dieser Mann, der um seine Mitbürger sich dadurch so unsterblich verdient gemacht hat, bereicherte zugleich auch Künste und Wissenschaften mit den wohlthätigsten und angenehmsten Erfindungen. Vorzüglich wichtig sind seine Entdeckungen in der Elektrizität, und vorzüglich die so praktische Anwendung der Elektrizität auf die Theorie der Gewitter. Der

kühne Gedanke, man müsse den Blitz, wie die Elektrizität ableiten können, gehört ganz Franklin, und er setzte uns dadurch in den Stand, dem Feuer des Himmels seine Bahne vorzuschreiben. Aber das feine Gefühl des überall wirksamen Mannes und sein vielfältiges Originalgenie dehnte sich auch über schöne Künste und Litteratur aus. Jenes Toninstrument, das an Zartheit und Süßigkeit nichts neben sich leidet, die Harmonika, ist von Franklins Erfindung. Auch hat man von ihm einige theoretische Betrachtungen über die Tonkunst, über den Gesang und das Versmaas eines Volksliedes, u. s. w. Von ihm ist der mit Recht so bewunderte Aufsatz: der arme Jakob, der im zweiten Theile von Engels Philosophen für die Welt, frei übersetzt steht; so wie noch andere kleine Schriften.

Am 24. Julius 1785 verließ dieser merkwürdige Mann Frankreich, und kam am 15. September zu Philadelphia an; sein Empfang war so feierlich, wie es der Stifter der Freiheit seines Vaterlandes verdiente. Er lebte nachdem in einer glücklichen Ruhe des Alters, die aber noch immer durch nützliche Thätigkeit für seine Mitbürger ausgezeichnet war. Er hatte seit mehreren Jahren an Steinschmerzen gelitten, diese wurden so heftig, daß er gegen ein Jahr lang bettlägerig war; er behielt indessen den vollen Gebrauch seiner Sinne,

und zeigte in guten Augenblicken der Krankheit noch immer die Laune und Munterkeit, die ihm im freundschaftlichen Umgange eigen war; endlich kam ein Lungengeschwür dazu, er hatte nicht die Kraft, alle Materie von sich zu geben, und starb den 27. April 1790 in einem Alter von 84 Jahren. Sein Leichenbegängniß wurde mit einem Pomp gehalten, der in Philadelphia noch ungesehen war.

Angebohrne und erworbene Eigenschaften vereinigten sich, diesen Mann achtungswerth zu machen. Menschenliebe und Freimüthigkeit waren die Grundlagen seines Charakters; eine ungetrübte Heiterkeit, eine einnehmende Gefälligkeit im gemeinen Leben, und eine beständige Gleichmüthigkeit in grossen Unternehmungen, verbanden sich in ihm mit der größten Vorsicht in seinem Betragen. In allen Dingen, bei allen politischen oder philosophischen Untersuchungen hatte er es sich eigen gemacht, immer die einfachste Ansicht der Sache aufzufassen und sie darnach zu prüfen. Sein System von Lebensweisheit war eben so einfach, er suchte Schmerz und Langeweile durch Mässigkeit und Arbeit zu entfernen. Ohne gleichgültig gegen den Ruhm zu seyn, verachtete er doch ungerechte Urtheile, und wenn ihn Dankbarkeit erfreute, so wußte er doch auch dem Neide zu verzeihen. Sein Umgang war äusserst anziehend; er drang gern in die Kleinig-

keiten des bürgerlichen und häuslichen Lebens ein, und setzte sie durch die Fülle seines Geistes und seiner Erfahrungen in ein neues Licht. — Als Nachkommen hinterließ er einen Sohn und eine Tochter, die den größten Theil seines Vermögens erbten; seinem Enkel, William Temple Franklin aber, vermachte er seine Bibliothek und alle seine Papiere, und verschiedene Landesbesitzungen — so wie auch mehreren Stiftungen ansehnliche Legate.

Cook.

James Cook, der berühmte Weltumsegler, ward in der Grafschaft York 1728 gebohren. Sein Vater war ein Landmann in ziemlich dürftigen Umständen. Nach einem sehr dürftigen Schulunterricht gab ihn sein Vater einem Schiffer, der Steinkohlen von Newkastle nach London zu führen pflegte, auf 7 Jahre in die Lehre, und nach Verfluß derselben diente er auf etlichen Reisen von Newkastle nach London als gemeiner Matrose. Itzt überzeugte er sich von der Unentbehrlichkeit der Mathematik beim Seedienste, daher verwandte er seine ganze kleine Baarschaft auf den mathematischen Unterricht, und las mit unbeschreiblicher Begierde die besten Bücher über das Seewesen. Mit guten Kenntnissen bereichert, machte er nun weitere Reisen nach der Ostsee, St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Als England 1759 die Eroberung von Quebek beschloß, so bekam er eine Stelle als Schiffsmeister bei der Flotte des Admirals Saunders, und war mit bei der Partei, die auf der Insel Orleans landete. Bei der Unternehmung auf Quebek selbst, in seinem 21sten Jahre, bewies er eben so viel Muth als Pünktlichkeit. Nach Wiederherstellung des Friedens nahm er auf Befehl der Regierung von England in den Jahren 1764 bis 1767 die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Neufoundland auf, und gab nach und nach Specialkarten davon heraus. Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London wollte 1768 den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachten lassen, und erhielt deßwegen von dem König ein Schiff mit einer sehr ansehnlichen Summe. Kapitän Wallis, der gerade seine Reise um die Welt zurückgelegt hatte, schlug zur Beobachtung der Erscheinung eine von ihm neuerlich in der Südsee entdeckte Insel St. Georg, als den vortheilhaftesten Ort vor.

Die Ausführung des Unternehmens übertrug Lord Hawke dem Schiffmeister und Landmesser Cook, den er zum Schiffslieutenant und Commodore ernannte. Aus eigenem Triebe reiste der nachherige Präsident der königlichen Gesellschaft, Joseph Banks, und der Doktor Solander, nebst verschiedenen Malern und

andern Künstlern mit. Das Schiff that die Reise nach O=Taheiti: Cook umsegelte diese Insel, nahm sie auf, und brachte sie nebst allen benachbarten Inseln in die Karten. Auf der Reise von hier aus nach Süden entdeckte er die Meerenge zwischen den zwo Inseln von Neu=Seeland; er sah auch die ganze östliche Küste von Neu=Holland in einem Strich von beinahe 30 Graden Breite, und entwarf darüber sehr genaue Seekarten. Nach seiner Rückkunft wurde er dem König vorgestellt, und sehr gnädig empfangen, auch zum kommandirenden Schiffsmeister ernannt. Mittlerweile hatten auch die Franzosen neue Entdeckungen auf dem Meere gemacht, und aus den aufgenommenen Karten zeigte sich, daß in den südlichen Meeren noch viele Länder verborgen gewesen.

Zur Erweiterung der Erdkunde schickte der König von England nach diesen unbekannten Weltgegenden zwei Schiffe, welche Cook und Fourneaux anführten. Anstatt der Herren Banks und Solander machten itzt die beiden Herren Forster, Vater und Sohn, und Doktor Sparrmann, als Naturkundige, die Reise mit. Diese Reise dauerte von 1772 bis 1775, und war zwar mit mancherlei Gefahren und Beschwerden verbunden, bereicherte aber die Naturgeschichte und Erdbeschreibung mit einer

Men=

Menge der nützlichsten und wichtigsten Kenntnisse. Eine kurze Zeit nach seiner Rückkunft wurde Cook nunmehr zum wirklichen Kapitän der Flotte erhoben, und bekam eine Stelle beim Hospital zu Greanwich, wo er nun sein übriges Leben in Ruhe zuzubringen hoffte. Allein während seiner Abwesenheit hatte der Kapitän Pipps, nachheriger Lord Mulgrave, auch eine Fahrt gegen den Nordpol gewagt, und da dieselbe eben nicht glücklich abgelaufen war, so beschloß der Hof, die nördlichen polarischen Gewässer, besonders zwischen Europa und Asien, näher untersuchen zu lassen.

Zu dieser Unternehmung wurde Cook bestimmt, und er erhielt dazu zwei Schiffe, die alte Resoluzion und die Discovery, welche der Kapitän Clerke unter Cook kommandirte. Im Julius 1776 stachen sie in die See, und den 6. November verliessen sie das Vorgebürge der guten Hoffnung. Vom Cap wendete sich Cook nach Neuholland, Neuseeland und den Societätsinseln. Gegen Ende des Jahrs segelte er nordwärts, und erreichte im März des Jahrs 1777 die Küste von Amerika. Längs dieser Küste fuhr er hinauf, verbesserte manche Fehler der bisherigen Karten, und fand die Meerenge, die Amerika von Asien trennt. Seit seiner Durchfahrt heißt sie Cooks Meerenge, nicht mehr die Strasse Anian.

Er fuhr darauf an der asiatischen Seite wieder zurück, worauf er in dem 22ten Grade der Breite einen neuen Archipelagus von Inseln entdeckte. Auf einer dieser Inseln O-Why-He ankerte Cook.

Die Einwohner erwiesen ihm fast göttliche Ehre, und trugen ihm alle Erfrischungen im Ueberfluß zu. Kaum segelte er ab, so trieb ihn ein heftiger Windstoß, der seinen Vordermast zerschmetterte, wieder nach O-Why-He zurück. Nun fand er die Einwohner ganz verändert, frech, dreist und diebisch. Er schien anfangs auf diese Veränderung nicht viel zu achten, sondern schrieb sie lediglich auf Rechnung der nunmehr schon genauern Bekanntschaft dieser Wilden mit seinem Schiffsvolke. Als es aber endlich so weit ging, daß man sogar das Boot des Kapitän Clerke in der Nacht hinweg raubte, so entschloß er sich, in eigener Person zu landen, und es wieder zu fordern. Ein Lieutenant, ein Sergeant, und 11 Soldaten begleiteten ihn dahin. Er hatte eine lange Unterredung mit dem König oder Oberhaupte dieser Insulaner, welcher ihn dem Anscheine nach sehr gut aufnahm, und auch geneigt schien, ihm die geforderte Genugthuung zu verschaffen. Auf einmal entstund aber ein Tumult, ehe die Unterredung zu Ende war. Die Wilden drangen mit Gewalt auf den Kapitän Cook und seine Leute

los. Man gab sich alle mögliche Mühe, sie zu besänftigen; aber alles war vergebens, und man sah sich gezwungen, auf sie zu feuern. Kapitän Cook wurde von der eindringenden Menge übermannt, und er selbst, nebst vier Seesoldaten, auf der Stelle getödtet. Dieß geschah den 14. Februar 1779.

So starb einer der größten Weltumsegler, wo nicht der größte unter allen, und einer der berühmtesten Männer der neuern Zeit mitten unter den Bemühungen, seinem Ruhme noch zuzusetzen, was ihm nur allein noch zugesetzt werden konnte — nämlich daß er die Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische suchte. In seinem Umgange war Cook nicht der angenehmste Mann. Feinheit, Artigkeit, Witz, und eine gewisse Cultur, die nöthig sind, in Gesellschaft zu gefallen, fehlte ihm gänzlich. Er war nichts weniger als gesprächig, und konnte Morgen- Mittag- und Abend- Brod in Gesellschaft der Schiffleute geniessen, ohne ein anderes Wort als: guten Morgen und guten Abend hören zu lassen. Eine seiner vorzüglichsten Tugenden war Enthaltsamkeit. Er trank sehr wenig Wein, und aß nichts anders als Böckelfleisch, wie der gemeinste Matrose, das ihm einst so grosse Unverdaulichkeiten zuzog, daß er in ein tödtliches Gallenfieber fiel. Allein oft war auch

die Ursache seiner Enthaltsamkeit — Geitz; so trank er nie Thee mit dem gewöhnlichen Speisezucker, sondern mit schwarzem Syrup; brannte statt der Talglichter, die ihm die Regierung doch vergütete, Thran. Während seiner dreijährigen Reise um die Welt pfiff und sang er ein einzigesmal. Wenn er ja lustig war, so war es Sonnabends Abends, wenn er im Zirkel der Schiffleute saß, und beim Saturday night ein Glas Punsch leerte, oft lächerliche Histörchen erzählte, und sogar auch Zotten riß, obwohl er sich nie mit Frauenzimmern abgab. In Gefahren hatte er beides, Vorsicht und Muth: nnr will man oft nicht genug entschlossene Kühle an ihm bemerkt haben.

Er war ein dürrer, hagerer Mann, von breiten Schultern, starkem gesunden Knochenbau, und wenigstens 5 Fuß 11 Zoll bis 6 Fuß lang. Er ging, wie alle Seefahrer von beträchtlicher Leibeslänge, stark gebückt, um nicht an die Cajütendecke zu stossen. An seinem Gange, zumal wenn er geschwind gehen wollte, erkannte man noch immer den gemeinen Matrosen: er war lang gespalten, und daher seine Schritte, selbst in Vergleich mit seinem Körper, groß. Der herrschende Charakter seines Gesichtes war ein finsteres, störrisches, zurückhaltendes Wesen. Seiner Wittwe, welcher man einen Gnadengehalt

von 1200 Thalern jährlich bewilligte, hinterließ er ein Vermögen von fast 70,000 Thalern, und drei Söhne, einen von 17, einen von etwa 15, und einen von 4 Jahren. Seine erste Reise um die Welt ist von Hawkesworth beschrieben, und auch in das Deutsche und Französische übersetzt; die zweite sowohl von dem ältern Herrn Forster, als auch von ihm selbst; die dritte und letzte wurde erst 1784 in London fertig, und 1788 von dem jüngern Herrn Forster verdeutscht.

Mohamed.

Mohameds Vaterland ist das glückliche Arabien, das seiner Fruchtbarkeit wegen diesen Namen führet; sein Geburtsort, die darin gelegene Stadt Mekka. Er wurde gebohren im Jahre der christlichen Zeitrechnung 571. Die Einwohner des Landes bildeten schon damals mehrere kleine Republiken, die man Stämme nannte, und zu ihrem Oberhaupte den Aeltesten ihrer vornehmsten Familien hatten. Der Stamm, zu dem Mohamed gehörte, hieß Koraisch, und seine Familie war die vornehmste in diesem Stamme, die ihr Geschlechtsregister bis zum Ismael, dem Sohne Abrahams hinaufführte. Sie wohnte an der Küste des rothen Meeres, und Mohameds Großvater Motaleb war Priester im Tempel zu Mekka, Oberhaupt dieses Stammes, Fürst über das dazu gehörige Gebiet, und war im Stande wider benachbarte Völker Kriege zu führen. Sein ältester Sohn war

Abdallah, der Vater unsers Mohamed, der schon starb, da Mohamed noch sehr jung war.

Hier sey mir erlaubt anzumerken, daß in diesen Zeiten in Arabien vier Religionsparteien waren: die erste machten die Sabäer oder die Verehrer der Gestirne aus, denen nach dem höchsten Wesen göttliche Ehren erwiesen wurden, und diese Partei war die herrschende, folglich auch die zahlreichste; zur zweiten gehörten die Magier oder die Verehrer des Feuers, welche so, wie die Perser und Indier, zwei Urwesen annahmen, ein gutes und ein böses; die dritte Partei waren die Juden, und die vierte endlich die Christen.

Mohamed wurde nach dem Tode seines Vaters von seinem Großvater selbst erzogen, der bei seinem Tode dieses Geschäft seinem andern Sohne Abutaleb anvertraute. Dieser, vermuthlich um seinen jungen Neffen von dem Rechte auf die Regierung, auf die er vermöge der Geburt Anspruch machen konnte, zu verdrängen, führte ihn zur Handlung an; nahm ihn mit sich nach Syrien, da er nur erst dreizehn Jahre alt war, und empfahl ihn bald hernach einer reichen, und noch nicht alten Wittwe zu Mekka, die Chadischah hieß, und einen starken Handel nach Syrien trieb. Mohamed betrieb die Geschäfte dieser Wittwe mit sehr vielem Fleisse, und grosser Geschicklichkeit; und erwarb sich dadurch ihre Zunei-

gung, die, da er eine schöne Bildung nebst einem gefälligen Betragen hatte, bald in Liebe sich umwandelte, so, daß sie ihm in seinem dreißigsten Jahre ihre Hand schenkte, und ihn dadurch zu einem der reichesten und angesehensten Männer seiner Vaterstadt machte. Freilich würde Chadischah diesen Schritt nicht gethan haben, wenn sie seine epileptischen Zufälle gewußt hätte: allein er verbarg ihr dieselben dadurch, daß er sich immer unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte, oder einer besonderen Andacht entfernte, wenn er einen Anfall verspürte.

Seine Reichthümer reizten itzt seinen Ehrgeiz, und erweckten in ihm den Entschluß eine neue Religion einzuführen, welche seinen Worten nach in der reinen Anbethung des einzigen wahren Gottes bestehen, und der Abgötterei, dem Judenthume und Christenthume zugleich entgegengesetzt seyn sollte. — Um nun zu seinem Zwecke zu gelangen, mußte er sich alle seine Landsleute, von was für einer Religion sie immer seyn mochten, geneigt zu machen suchen, und er sah bald ein, daß er das am leichtesten bewirken könne, wenn er sie nur auf eine gute Art zu täuschen im Stande wäre. Es zielten daher alle seine Bemühungen nur allein dahin: er führte ein äusserst eingezogenes Leben, und brachte die meiste Zeit in der Einsamkeit und in stillen

Betrachtungen zu, um dadurch den Schein einer besondern Heiligkeit zu bekommen, und das Volk zu seiner Nachfolge geneigt zu machen. Er hielt sich oft sammt seiner Familie auf dem nahe bei Mekka gelegenen Berg Hora auf; entfernte sich auch hier öfters von den Seinigen, und verkündigte einmal, da er nach Hause kehrte, seiner Frau mit einem feierlichen Tone, daß ihm ein Engel Gottes mit grossem Schimmer erschienen sey, und ihm gemeldet habe, daß er zu einem besondern Abgesandten Gottes an die Menschen gewählet worden sey. Seine Frau entzückt vor Freude, entdeckte das Geheimniß einem nahen Anverwandten, der im Hause wohnte, ein Christ war, und etwas von der hebräischen Sprache verstand; die erhitzte Einbildung des jungen Mannes zwang ihm bald den Beifall dieser Schwärmerei ab, die er dann kräftigst unterstützte. Dieses geschah, da Mohamed 40 Jahre alt war; daher dieses Jahr von seinen Anhäugern auch das Jahr der Sendung genannt wird.

Jedoch getrauete er sich noch nicht öffentlich aufzutreten: freundschaftliche Unterredungen mit denen, mit welchen er Umgang hatte, sollten anfänglich seine Erdichtung verbreiten. Die Bewohner seines Hauses waren bald auf seiner Seite, unter diesen zeichnete sich ein junger Vetter aus, der Ali hieß, und sich aus

allen Kräften verwendete, daß andere Bekannte Mohameds ihn wirklich für einen Propheten und Abgesandten Gottes hielten. Auch Chadischah unterstützte ihren Gemahl unter ihren Bekannten sehr kräftig, und zog ihm viele Anhänger zu, unter denen dann wieder viele die Sache noch mehr verbreiteten, so daß er in Zeit von drei Jahren schon ganze Familien für sich gewonnen hatte.

Nun erst fing er an seine Sache öffentlich bekannt zu machen. Ali mußte alle Abkömmlinge seines Großvaters zu Gaste bitten. Diese versammelten sich an der Zahl mehr als vierzig, assen und tranken, und waren gutes Muthes. In diesem Augenblicke fing Mohamed sehr pathetisch an: „Ich biete euch Glückseligkeit an, sowohl für dieses, als für jenes Leben; Gott der Allmächtige hat mir befohlen euch zu berufen; auf welchen aus euch ich mich also verlassen kann, wer meine Sache vertheidigen will, der sage es an.“ Alle staunten, alle schwiegen; nur Ali sprang auf, erklärte sich für seinen eifrigsten Vertheidiger, und drohte allen denen, die sich ihm widersetzen würden. Mohamed umarmte den Ali auf das zärtlichste, und ungeachtet daß alle übrigen in ein lautes Gelächter und Gespötte ausbrachen, ließ er sich doch nicht aus der Fassung bringen; vielmehr fing er von diesem Augenblicke an öffentlich unter dem Volke die Erschei=

nungen zu erzählen, die er seinem Vorgeben nach sollte gehabt haben.

Im Anfange hörte ihn das Volk gelassen an; sobald er aber anfing den bisher üblichen Götzendienst als verabscheuungswürdig darzustellen, so wurde es wider ihn äusserst aufgebracht, und erklärte ihn für seinen Feind; es würde auch einen förmlichen Aufruhr erwecket haben, wenn sich nicht Abutaleb, des Ali Vater, ins Mittel gelegt und es verhindert hätte; dieser mußte aber auch versprechen, den Mohamed zur Verlassung seines Planes zu bereden. Er versuchte es zwar, und stellte seinem Vetter die nahe Gefahr für die ganze Freundschaft vor, allein Mohamed war entschlossen, unveränderlich bei seinem Vorsatze zu bleiben; und nun versprach Abutaleb ihn sogar wider seine Feinde zu schützen. Als die Koraischiten sahen, daß sie nichts bewirkten, so brauchten sie Gewalt, und behandelten den vorgeblichen Propheten so feindselig, daß es nicht mehr rathsam war, länger in Mekka zu verbleiben; er rieth also selbst seinen Anhängern, die keinen Schutz hatten, anderstwo Zuflucht zu suchen. Sechszehn seiner treuesten Anhänger flohen nach Aethiopien, unter welchen auch seine geliebte Tochter Fatima, die Gemahlin des Ali war. Ihnen folgten bald noch mehrere nach, so daß die Anzahl der Flüchtlinge sich auf 83 Männer, und 18 Wei-

der belief, ohne ihre Kinder zu rechnen. Gerne und gut wurden sie hier aufgenommen. Die Koraischiten verfolgten sie bis dorthin, und begehrten vom Najashi, dem Beherrscher dieses Landes, daß er die Flüchtlinge ausliefern sollte: er aber verweigerte es, schützte sie vielmehr, und nahm sogar ihre Religion an.

Zwei Jahre später, nämlich im siebenten Jahre der Sendung schlossen die Koraischiten ein förmliches Bündniß zur Unterdrückung der neuen Lehre: sie verfaßten es schriftlich, und legten es an einem Orte nieder, den sie Kaaba nannten. Abutaleb brachte eine andere Verbindung zu Gunsten seines Neffen zusammen. Nun waren also die Stämme in zwei Parteien getheilt, in die Koraischiten und Haschemiten. So vergingen drei Jahre. Mohamed hatte unterdessen gesuchet einige von der Partei der ersten auf seine Seite zu bringen; von einem derselben hörte er, daß die in der Kaaba niedergelegte Schrift stark von Würmern zerfressen sey; er benutzte den Umstand, und hinterbrachte es seinem Onkel, als eine Sache, die ihm durch göttliche Offenbarung zu wissen wäre gemacht worden. Ohne Verzug verfügte sich Abutaleb zu den Koraischiten, machte ihnen die vorgegebene Offenbarung bekannt, erbot sich, so ferne sie falsch seyn sollte, seinen Neffen ihnen auszuliefern, mit dem Bedingnisse, daß sie allen Feindseligkeiten und der

wider denselben geschlossenen Verbindung ein Ende machen sollten, wenn sie wahr wäre. Sie gingen den Vertrag ein, erstaunten nicht wenig, da sie die Sache bei näherer Untersuchung wahr fanden; hoben aber auch ihr ganzes Bündniß auf.

Bald darauf starb Abutaleb in einem Alter von 80 Jahren, und nicht lange nach ihm Chadischah: daher dieses Jahr das Jahr des Traurens genannt wird. Nun fingen die Koraischiten aufs Neue an ihn zu verfolgen, und er verließ Sicherheitshalber Mekka; kehrte aber bald wieder zurück, und wurde von einem der vornehmsten Männer der Stadt in Schutz genommen. Bei diesen Umständen verliessen ihn einige seiner Anhänger: er aber wurde dadurch nicht im mindesten bestürzet, sondern fuhr vielmehr fort den öffentlichen Versammlungen bei den Wahlfahrten, die damals schon häufig nach Mekka geschahen, zu predigen. Viele wurden von seinen Predigten sehr eingenommen, und rühmten ihn nach ihrer Nachhausekunft aller Orten äusserst an, wodurch er viele Anhänger und Vertheidiger, besonders in der berühmten Stadt Medina, welche damals Yatreb hieß, bekam. Um aber auch andererseits seine Anhänger zu erhalten, so gab er im zwölften Jahre seiner Sendung vor, er habe sich von Mekka nach Jerusalem begeben, und sey dort in einer Verzuckung in den Him-

mel geführet, und einer göttlichen Ansprache gewürdiget worden.

Dieses Vorgeben wurde anfänglich von wenigen geglaubet, und hätte ihm beinahe sein ganzes Ansehen geraubet, wenn nicht ein angesehener und allgemein beliebter Mann, der aus dem, daß Mohamed sein Ansehen beibehielt, Nutzen zu ziehen wußte, behauptet hätte, diese Reise hätte nicht nur nichts Falsches an sich, sondern alle Umstände verbürgten sogar die Wahrheit derselben. Die Rede dieses Mannes bewirkte so viel, daß man Mohameds Worten von dieser Zeit an allen Glauben beimaß, und sie, wenn sie noch so ungereimt waren, durchaus für wahr annahm. Dieses Jahr nannte Mohamed sein angenehmes Jahr. In eben diesem Jahre kamen 12 Männer aus Medina nach Mekka, die einen Eid schworen ihm in allen rechtmäßigen Stücken strengen Gehorsam zu leisten; er schickte sie mit Masab, einem seiner vorzüglicheren Schüler, nach Medina zurück, um sie und mehr andere in den Lehren und äussern Gebräuchen seiner Religion zu unterweisen; hierdurch wurden seine Anhänger in Medina vermehrt, dagegen aber seine Feinde zu Mekka stärker. Die Einwohner von Medina schworen ihn mit aller Macht gegen seine Feinde zu vertheidigen; er hingegen versprach ihnen dafür das Paradies, und sie waren zufrieden.

Bisher hatte er nur sanfte Mittel gebraucht seine Religion zu verbreiten, nun aber da er sich durch seinen Anhang stark genug fühlte, seinen Feinden Widerstand zu leisten, schritt er zur Gewalt, und gab vor, Gott habe ihm und seinen Nachfolgern erlaubet, sich wider die Ungläubigen zu vertheidigen; er ging bald weiter, und sagte, er habe sogar die Macht, seine Feinde anzugreifen, die Abgötterei mit Gewalt auszurotten, und den Glauben mit dem Schwerte fortzupflanzen. Dieser Freiheit gemäß zu handeln, rieth er allen seinen Anhängern zu Mekka, daß sie sich nach Medina begeben sollten; sie thaten es: er aber blieb mit Abubeker und Ali noch zurücke. Die Koraischiten fürchteten nun seine Macht, beschlossen also ihn nicht auch entfliehen zu lassen, sondern umzubringen; er aber bekam Nachricht von diesem Entschlusse, wußte ihre Achtsamkeit zu täuschen, ihren Nachstellungen zu entgehen, entkam aus der Stadt, hielt sich drei Tage in einer Berghöhle auf, und begab sich durch einen Umweg nach Medina, wohin ihm bald sein getreuer Ali nachfolgte. Dieses war die Flucht Mohameds, von der die Mohamedaner ihre Zeitrechnung herschreiben, sie fangen sie nur einen Monat früher an, nämlich vom halben Julius, da doch diese Flucht um die Hälfte des Augusts im Jahre der christlichen Zeitrechnnng 622 geschah.

Zu Medina baute er einen zum Gottesdienste seiner Religion gewidmeten Tempel, und für sich ein Haus. Er schickte Streifpartheien aus, um sich an den Koraischiten zu rächen, führte einige selbst an, lieferte seinen Feinden viele Schlachten, und auch seine Generale unternahmen glückliche Züge. Seine Truppen erhielt er theils durch freiwillige Beiträge seiner Anhänger, theils durch die Verordnung jedesmal den fünften Theil der gemachten Beute in eine Schatzkammer zu legen, wozu er von Gott Befehl zu haben vorgab. Seine Anhänger vermehrten sich durch den Beitritt der um Medina gelegenen Ortschaften, und er wollte auf diese Art verstärket, im sechsten Jahre nach seiner Flucht mit 1400 bewaffneten Männern nach Mekka ziehen; da aber die Einwohner ihm zu wissen machen liessen, daß ihnen sein Besuch nicht willkommen sey, so rüstete er sich die Stadt anzugreifen; und nun baten die Einwohner um Frieden, erhielten aber nur einen Waffenstillstand auf zehn Jahre.

Im folgenden Jahre fing er an seine Religion auch ausser den Grenzen Arabiens auszubreiten, und trachtete durch Gesandte und Briefe die benachbarten Fürsten zur Annahme derselben zu bewegen; viele stimmten ihm bei, nur der König von Persien wies die Gesandten

mit

mit Unwillen und Verachtung ab. Da aber dieser bald darauf von seinem Sohne ermordet wurde, und dieser den Mohamed gelinder behandelte, als es sein Vater gethan hatte, so fielen dem neuen Glaubensverbreiter viele angesehene Perser zu, und unter andern auch Badham, der Regent von Yaman, der bisher ein Vasall von Persien war, nun aber sich der Oberherrschaft des Mohameds unterwarf. Auch der Statthalter von Aegypten nahm seine Bothschaft gut auf, schenkte ihm nebst andern Kostbarkeiten, auch zwei sehr schöne Sklavinnen, und ließ seine Religion im Lande verbreiten.

Im achten Jahre bekam er noch mehrere Anhänger, unter denen zwei sehr vortreffliche Feldherren waren, deren einer ihm Syrien unterwarf, und darum auch das Schwert Gottes genannt wurde. Um diese Zeit brachen die Einwohner von Mekka den Waffenstillstand, durch den Angriff eines mit Mohamed im Bunde stehenden Stammes. Mohamed setzte sich alsogleich in Bereitschaft die Stadt zu überfallen; er rückte mit 10,000 Mann vor dieselbe, und die Einwohner, die einer solchen Macht nicht widerstehen konnten, mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Bei seinem Einzuge schenkte er den Koraischiten, nur wenige ausgenommen, das Leben.

Die Götzenbilder in der Stadt und in der herumliegenden Gegend wurden noch in diesem Jahre zerstöret; die Araber nahmen haufenweise seine Religion an, und unterwarfen sich seinen Befehlen. Im folgenden Jahre nahm der Zulauf zu seiner Religion noch mehr zu, und die Unterwerfung mehrerer ansehnlicher Länder in Asien und Afrika, die vorhin von kleineren Fürsten beherrschet waren, unter seine Macht und Religion, wurde durch seine Waffen bewirket; selbst grössere Fürsten huldigten ihm, und bekannten sich zu seiner Religion und zu seiner Oberherrschaft.

Mitten im Laufe eines so seltnen Glückes starb er, vermuthlich vom beigebrachten langsam wirkenden Gifte, im Jahre des Herrn 632, im zehnten Jahre nach seiner Flucht, und nach dem Anfange des zwei und sechzigsten seines Lebens. Er hinterließ seinem Nachfolger Abubeker ein weitläufiges Gebiet, der die Stadt Medina, die zugleich der Begräbnißort Mohameds war, zum Sitze dieses neuen arabischen Reiches wählte. Das grosse Lob, das ihm die Schriftsteller seiner Religion geben, ist in vielen Stücken augenscheinlich falsch, und eben darum in allen übrigen sehr verdächtig. Daß sie ihm aber Enthaltsamkeit beizulegen sich getrauen, ist nicht zu begreifen, da er sich 21 Frauen genommen hatte, ungeachtet er andern in seinem

Gesetze deren nur vier erlaubte. Er gab zwar vor, er habe als der größte Prophet diese besondere Erlaubniß von Gott selbst erhalten; so wie er überhaupt bei allen seinen Unternehmungen und Vorschriften vorgab, daß er durch sonderheitliche Erscheinungen und Offenbarungen von Gott dazu sey berechtiget worden.

Zu seiner Religion hatten sich nicht nur allein Abgötterer oder Götzendiener gewendet, sondern auch Juden, und Christen von verschiedenen Lehren; welches zum Theil dem Glücke seiner Waffen, zum Theile dem Umstande zuzuschreiben ist, daß seine Religion der Sinnlichkeit und der Rachsucht günstig ist. Seine Religionsvorschriften und Lehren verfaßte er in einem Buche, das er Koran nannte, und das allen Bekennern seiner Religion stets sehr heilig ist.

Cromwell.

Olivier Cromwell war im April 1599 zu Huntington in England gebohren; seine Familie war von altem Adel, aber in dürftigen Umständen: sein Vater Robert Cromwell, Friedensrichter in dieser Stadt, hatte zu geringe Einkünfte, als daß er seinem Sohne eigene Lehrer halten konnte, er mußte ihn also in die dasige Freischule schicken. Der kleine Olivier war leichtsinnig, unruhig, unverträglich, und oft auch schwärmerisch, und verursachte dadurch seinen Eltern und Lehrern viel Verdruß und Sorgen. In seinem achtzehnten Jahre schickten ihn seine Eltern auf die Universität nach Cambridge: allein seine Aufführung war dort so schlecht, daß seine Mutter nach dem Tode seines Vaters, der bald nach der Abreise des Sohnes zur Universität erfolget war, ihn zurückrufen mußte. Zu Hause war er ebenfalls ausschweifend, und die bekümmerte Mutter schickte ihn nach Lon-

don auf die Universität, in der süssen Hoffnung, die Hauptstadt würde ihn zu einem bessern Menschen umschaffen.

Allein der Erfolg war bitter; Wein, Spiel und Wollust waren die Elemente, in denen er lebte. Sein schmaler väterlicher Erbtheil war in kurzer Zeit verschwendet. Nun wußte er kein anderes Mittel sich zu retten, als eine Reise nach Nordamerika, die er schon beschlossen hatte, und auch ausgeführt haben würde, wenn ihn nicht seine Mutter davon abgehalten hätte. Auf Antrieb eben dieser seiner Mutter heurathete er im 21sten Jahre, ein witziges, aber äusserst stolzes Frauenzimmer, Elisabeth, die Tochter Jakob Buchiers, eines englischen Ritters, und begab sich mit ihr als Landedelmann nach Huntington. In dieser Periode seines Lebens verfiel er in einen heftigen Streit mit dem Bruder seiner Mutter, Thomas Stuart, und verklagte denselben bei dem König; hier erhielt er keine Genugthuung: daher er dann von dieser Zeit an einen unauslöschlichen Haß in seinem Herzen gegen das königliche Haus hegte.

Als bald darauf sein Onkel in eine schwere Krankheit verfiel, in der sich Cromwell mit ihm aussöhnte, so setzte er ihn zum Erben seines ansehnlichen Vermögens ein. Nun als reicher Mann begab er sich auf die Insel Ely, verblieb hier einige Zeit, wurde wieder in

Streitigkeiten verwickelt, und ging aus dieser Ursache von da weg nach Essex. Hier verfiel er in Gewissensängstigkeiten wegen seines vorher geführten ausschweifenden Lebens, und bat beim Abzuge von Ely alle Einwohner durch eine öffentliche Kundmachung um Verzeihung, wenn er sie sollte geärgert, oder beleidiget haben; in seinem neuen Wohnorte lebte er still, eingezogen, und trübsinnig. Sein meister Umgang war mit Fanatikern, und mit Menschen jener Sekte, die man Nonkonformisten nennet, bei denen er in einem solchen Ansehen war, daß sie ihn zum Mitgliede des dritten Parlaments unter Karl dem Ersten im Jahre 1628 wählten. Er wurde da zu jener Parlamentskommission, die die Religionsstreitigkeiten untersuchen sollte, gezogen, und wandte durch seine Hitze gegen die Katholiken, die Aufmerksamkeit der übrigen Kommissäre auf sich. Nach der Aufhebung des Parlaments kehrte er wieder nach Hause.

Unterdessen war sein doppeltes Erbgut beinahe ganz aufgezehret, und er wollte nun wieder nach Nordamerika gehen, allein er erhielt keine Erlaubniß dazu. Bald darnach machte er alle Nachbarn auf sich aufmerksam, durch seine hartnäckige Widersetzlichkeit gegen die landwirthschaftlichen Unternehmungen des Grafen Bedford; diese war aber auch Ursache, daß er im Jahre 1640 zum Mitgliede

des neuen Parlamentes als Repräsentant von Cambridge, wo er einige Tage vorher noch nicht einmal Bürger war, erwählet wurde; um aber hierzu zu gelangen, wandte er verschiedene niederträchtige Mittel an. Dieses Parlament war lange beisammen, und es verstrich ein ganzes Jahr, ohne daß sich Cromwell durch etwas Merkwürdiges ausgezeichnet hätte. Er war zwar immer frei in Reden, aber doch stets gelassen, ausgenommen wenn von der Religion die Rede war, denn alsdann gerieth er in Hitze. Aber am 14. Dezember 1641, wo die heftigsten Debatten den ganzen Tag hindurch zwischen den zwei Parteien des Parlaments, deren die eine die royalistische oder königlichgesinnte, die andere die antiroyalistische oder königsfeindliche hieß, geführet wurden, stritt keiner mit so viel rasender Wuth wider den König, als Cromwell; dadurch wurden die Häupter der antiroyalistischen Partei bewogen, ihn zu allen ihren Berathschlagungen zu ziehen.

Da es endlich so weit kam, daß sowohl der König als auch das Parlament Truppen sammelten, und ein bürgerlicher Krieg förmlich ausbrach, erbot sich Cromwell zu Gunsten der Parlamentsarmee eine Truppe Reiter zu werben, uud sie selbst anzuführen. Seine erste Unternehmung sollte in dem bestehen, daß er im Jahre 1642 den Bothen, welcher dem be=

drängten König 150 Pfund Sterling, und 2065 Unzen Silber als freiwilliges Geschenk von der Universität Cambridge überbringen sollte, von seinen Reitern wollte aufheben lassen: allein die Unternehmung mißlang; der Both machte einen Umweg, und kam glücklich zum König. Dagegen nahm Cromwell die Aufseher der Kollegien in besagter Universität gefangen, und sandte sie nach London, wo sie viel Ungemach ausstehen mußten. Zwei andere Freunde des Königs ließ er lange Zeit in dem untersten Raume eines Schiffes schmachten. Seinen Onkel Olivier, der ihm den König geneigt zu seyn schien, besuchte er unter dem Vorwande sich seinen Segen zu erbitten: unterdessen aber ließ er ihm durch seine Reiter alles Silbergeschirr und andere Kostbarkeiten wegnehmen und fortführen.

Die Zahl seiner Reiter wuchs von Tag zu Tage mehr an, und er ward bald Oberster von 1000 Reitern, obwohl er vorher niemals Soldat gewesen war; daher kam es auch, daß er viele militärische Fehler machte. So blieb er im Jahre 1642 bei der ersten Schlacht der königl. und parlamentarischen Armee nicht weit vom Schlachtfelde ruhig, obwohl er an der Spitze von 2000 Mann stand. Im Jahre 1643, da seine Mannschaft schon 2600 Mann stark war, fiel er in die dem Könige treu gebliebenen Grafschaften, und erlaubte seinen

Reitern zum Besten der Parlamentarkasse starke Plünderungen. Bei der zweiten Hauptschlacht, die zwischen den königl. und parlamentarischen Armeen noch im Jahre 1643 vorfiel, verlohren die erstern; Cromwells Reiter hatten den Sieg erfochten.

Nach dieser Schlacht hatte das Parlament die Schotten aufgefordert; daß sie sich mit dem Grafen Essex, dem Oberfeldherrn der parlamentarischen Truppen, vereinigen, und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen sollten. Diese waren gemengt mit den Reitern Cromwells, der unterdessen Generallieutenant geworden war, in der dritten Hauptschlacht, die im Jahre 1644 vorfiel, in welcher die Armee des Königs schon anfing zu siegen; allein die Reiterei Cromwells rettete die geschlagenen Flügel der parlamentarischen Truppen noch vom gänzlichen Untergange. Aber hier muß bemerket werden, daß nicht Cromwell sie anführte, sondern General Crawford; denn Cromwell war aus der Schlacht gegangen wegen einer sehr leichten Kontusion, die ein wahrer Soldat vielleicht nicht einmal würde bemerkt haben. Jedoch das Parlament schrieb ihm den Sieg zu, ernannte den Grafen von Manchester anstatt des Grafen von Essex zum Feldherrn mit dem Befehle, nichts ohne Vorwissen Cromwells zu thun. Das Parlament wollte ihm eine besondere Zuneigung bewei-

sen, und nannte ihn vorzüglich den Patrioten. Diese Ehren erwies dasselbe dem Heuchler, weil es glaubte, derselbe streite nur aus Liebe und Anhänglichkeit für das allgemeine Beste, und nicht einsah, daß seine Triebfeder nur Hochmuth, Ehrgeitz und Herrschsucht sey.

Bald darnach aber zeigte er eine häßliche Blösse. Er bewirkte eine Parlamentsakte, daß die Glieder beider Häuser von den Befehlshaberstellen sollten ausgeschlossen seyn. Seine Reiterei, die man den eisernen Arm nannte, war schon angestiftet, daß sie nicht dienen wollte, wenn Cromwell nicht ihr Anführer bliebe. Er wurde daher auch von dieser Akte ausgenommen. Nun wurde Sir Thomas Fairfax zum höchsten Befehlshaber, Cromwell aber zum Generallieutenant der gesammten Armeen ernannt. Hierauf erhielt er einige Vortheile im Felde; der beträchtlichste war im Junius 1645, an dem aber mehr die Hitze des Prinzen Rupert, als die Tapferkeit Cromwells Ursache war. Dieser Prinz kommandirte den rechten Flügel der königl. Armee, und schlug den linken feindlichen Flügel, welcher floh; der Prinz, anstatt dem König nun zu Hilfe zn eilen, verfolgte die Flüchtigen: der König wurde sehr vom Cromwell gedrängt, sein linker Flügel geschlagen, und die Schlacht ging nun ganz verloren. Das Parlament belohnte den Cromwell mit einer jährlichen

Pension von dritthalbtausend Pfund Sterling. Von dieser Zeit an brütete Cromwell an seinem Plane, den er meisterhaft zu verbergen suchte.

Unterdessen wurden die Umstände des guten Königs immer trauriger; er hatte sich geschmeichelt bei den Schotten Sicherheit zu finden, und ergab sich am 25. April 1646 der bei Newark stehenden schottischen Armee. Das englische Parlament fing Unterhandlungen mit den Schotten an, und diese waren treulos genug den armen König den Engländern im Jahre 1647 auszuliefern: aber weder diese noch jene wußten, was für ein grosses Unglück demselben bereitet war. Da nun das Parlament den König in seiner Gewalt hatte, wollte es mit demselben Frieden machen, und einen Theil seiner Armee abdanken; allein Cromwell mußte dieses voraus gemuthmasset haben, denn die ganze Armee gerieth in Gährung; die meisten Offiziere derselben waren Handelsleute oder Handwerker; sie befanden sich bei der Armee besser als in ihren Werkstätten und Krambuden; sie wollten daher dieselbe nicht mehr verlassen, und widersetzten sich sammt dem Cromwell, der das ganze Geschäft leitete, und dessenthalben seine ganze Mannschaft nach London geführet hatte, der Aussöhnung des Parlamentes mit dem Könige aus allen Kräften.

Am 4. Junius dieses Jahres ließ Cromwell den König von dem berüchtigten Kornet Joyce, der im Anfange dieses bürgerlichen Krieges noch Schneider war, in Gegenwart der Bevollmächtigten des Parlaments aufheben, und zur Armee, die bei Childerslei stand, abführen. Hier wurde der Monarch anfänglich gelind behandelt: weil der Bösewicht des Namens desselben oft nöthig hatte, um die Armee gegen das Parlament, von dem er so viel Gutes bisher genossen hatte, aufzuwiegeln. Mit dem Anfange des Jahres 1648 verjagte er mit Hilfe seiner Soldaten alle Parlamentsglieder, die ihm verdächtig und seinen Absichten abgeneigt schienen; setzte das ganze Haus in gänzliche Ohnmacht, hob alle Unterhandlungen desselben mit dem Könige auf, und schloß diesen weit enger als vormals ein.

Nun erwachten viele von denen, die sich Patrioten nannten, aus ihrem Traume, und fühlten zu spät die Stricke, die sie umschlangen; nun ergriffen sie die Waffen für ihren König; auch die Schotten, aus Reue über ihre unvernünftige Treulosigkeit gerühret, brachten eine ansehnliche Armee zu Gunsten desselben zusammen, und der bürgerliche Krieg brach vom Neuen mit grösserer Wuth aus. Da die parlamentarische Armee unter dem Cromwell, Fairfax und Lambert London verlassen, und sich in drei Theile getheilet hatte, fingen

die Herren des Parlaments die Unterhandlungen mit dem König abermal an, und brachten es schon dahin, daß Cromwell wegen des Lasters des Hochverraths sollte angeklaget werden; er aber, der gegen die königl. Truppen glücklicher war, als man es nur erwarten konnte, zog, nachdem auch die Schotten von dem Herzoge von Hamilton waren geschlagen worden, voll Muth mit seinem Herre nach London, jagte das ganze Parlament auseinander, besetzte es mit seinen Kreaturen, handelte dann als Chef des neuen Parlamentes nach seinem Gutdünken, und befahl demselben, den König zur Rechenschaft zu ziehen, den er unterdessen aus seinem bisherigen Aufentshaltsorte Wight nach London hatte führen lassen.

Bald darnach wurde ein förmliches Gericht zusammengesetzt, bei dem Cromwell abermal den Vorsitz hatte, und wo der König förmlich angeklagt wurde. Man legte ihm Verschiedenes zur Last, aber ohne Grund: besonders beschuldigte man ihn, daß er die erste Ursache an dem bürgerlichen Kriege gewesen sey, was doch auch, wie wir gesehen haben, falsch war. Der unglückliche Monarch stand vor den Bösewichtern voll Seelenadel, weigerte sich standhaft die Gerichtsbarkeit derselben zu erkennen, und vertheidigte sich dennoch vorzüglich in Ansehung des Krieges. Das Gericht,

bei dem Niemand so geschäftig war als Cromwell, unterfing sich den 27. Januar 1649 das Todesurtheil über den König auszusprechen, und Cromwell der Bösewicht konnte bei Unterschreibung desselben noch scherzen, und aus Scherz den, der der Nächste an ihm saß, mit Dinte bespritzen. Cromwell bekam unzählige Bitten für die Erhaltung des Königs: auswärtige Gesandte machten Vorstellungen; vier vornehme Männer vom Adel gaben sich selbst als Rathgeber des Königs an, und erklärten, daß, wenn er gefehlt hätte, so seyen sie schuldig und strafwürdig; allein alles war vergebens: Karl mußte sterben, und wurde am 30. Januar 1649 zu Whitehall auf dem öffentlicheu Blutgerüste enthauptet.

Fünf Tage darnach ward das Oberhaus aufgehoben, und ein Staatsrath von lauter dem Cromwell ergebenen Leuten errichtet. Nun beugte sich freilich ganz England unter seine Tyrannei, aber in Irrland herrschte noch eine mächtige Partei, die ihm abgeneigt war. Diese zu demüthigen, ging er mit 17,000 Mann dahin ab, und hatte bis in den Julius 1650 fast die ganze Insel unterjocht. Er übergab die Armee seinem Schwiegersohne Jarton, ging nach England zurück, und zog in London im feierlichen Triumphe ein. Um eben diese Zeit wurde Karl der Zweite zum König von Schottland ausgerufen, und daselbst Anstalt

gemacht, in England einzufallen. Cromwell widersetzte sich ihnen mit einem Heere von 20,000 Mann, das anfänglich durch die Schlauheit der Schotten, und durch den Mangel der Lebensmittel in grosse Gefahr kam; aber am 3. Oktober bei Dunbar den Sieg über die Armee des jungen Königs davon trug. Der Krieg dauerte den Winter und das folgende Jahr mit abwechselndem Glücke fort: aber die Schlacht bei Worcester am 3. September 1651 war entscheidend, und Karl der Zweite ausser Stand gesetzet, wieder im Felde zu erscheinen.

Bald darnach zog Cromwell in London im Triumphe ein; erhielt den Titel eines Lordgenerals und obersten Befehlshabers in England, und eine abermalige grosse Erhöhung seiner Einkünfte. Die folgende Zeit gab es noch viele Berathschlagungen und Streitigkeiten im Parlamente. Cromwell merkte, daß die Macht desselben wieder wachse: er gieng daher mit einigen hundert Soldaten nach Westmünster, erklärte dort laut, daß er zur Ehre Gottes und zum Besten der Nazion das Parlament trenne; rief bei der Widersetzlichkeit desselben seine Soldaten herzu, und ließ durch sie die Glieder desselben ohne Umstände aus dem Hause jagen. Er setzte auch den ganzen Staatsrath ab; suchte sich aber dagegen die Flotte, und das Kriegsheer immer geneigter zu machen.

Die Befehlshaber derselben traten im Dezember des Jahrs 1653 zusammen, und erklärten am 16. dieß Monats den Cromwell zum Protektor des englischen Freistaates mit dem Titel: Hoheit. Noch hatte er viele Feinde, noch drohten ihm viele Gefahren; allein er wußte diesen zu entgehen, jene von sich entfernt zu halten. Er handelte unumschränkt wie ein König, und besaß ausser dem Namen alles, was nur ein König besitzen kann.

Nun richtete er seine Hauptsorgfalt auf die Verwaltung öffentlicher sowohl einheimischer als auswärtiger Geschäfte; brachte die Holländer zu einem für England rühmlichen Frieden; den Kronen Frankreich und Spanien zeigte er sich so wichtig, daß sie um seine Freundschaft buhlten, und sich sogar lächerlicher Mittel bedienten, um in Erlangung derselben einander den Rang abzulaufen. Der König von Frankreich nannte ihn Vetter; er aber schlug diesen Titel aus; weil er stolz genug war, den Titel Bruder zu erwarten, den er aber umsonst hoffte. Den öffentlichen Schatz gebrauchte er nur mit äusserster Sparsamkeit. Er hatte zwar nach der Akte, die ihn zum Protektor machte, alle drei Jahre ein freies Parlament zusammen rufen müssen; allein das konnte ihm in keinem Stücke hinderlich seyn, weil er stets ein starkes Kriegsheer zu

seinem Befehle an seiner Seite hatte. Durch eine wohlgeordnete Kriegsmacht sowohl zur See als zu Lande machte er seine Nazion bei Auswärtigen furchtbar. Am 26. Julius 1657 wurde er noch einmal in Westmünsterhall mit aller möglichen Pracht als Protektor der drei miteinander verbundenen Königreiche ausgerufen.

Bei diesen Umständen war er nicht nur allein den königlich Gesinnten, sondern auch dem ganzen Volke verhaßt, weil dasselbe unter ihm weit mehr Bedrückungen erfuhr, als unter dem gemordeten König. Täglich geschahen neue Verschwörungen wider ihn, welche er zwar durch gut bezahlte Kundschafter zeitig genug entdeckte; aber niemals gänzlich unterdrücken konnte. Auch bei der Armee entstanden Meutereien, und selbst in seiner Familie war man mit ihm unzufrieden; seine liebste Tochter Lady Cleipole machte ihm noch auf seinem Krankenbette bittere Vorwürfe. So war der Bösewicht bei allem Schimmer des Glückes unglücklich, und konnte zuletzt seine Angst und Furcht nicht mehr bergen; überall begleiteten ihn starke Wachen, unter seinen Kleidern trug er stets einen Harnisch, ging von keinem Orte auf dem geraden Wege zurück, schlief selten drei Nächte nacheinander in eben derselben Kammer, und war gegen

jedes fremde Gesicht argwöhnisch. Sein Körper mußte endlich seiner qualvollen Unruhe unterliegen. Im Sommer des Jahrs 1658 verfiel er zu Hamptoncourt in ein langsames Fieber. Er ließ sich von da nach London bringen, und starb daselbst an diesem Fieber aller angewandten Mittel ungeachtet am 3. September desselben Jahrs, da er 59 Jahre und fast 5 Monate alt war.

Sein Leichenbegängniß wurde auf öffentliche Kosten veranstaltet, und mit königlicher Pracht vollzogen. Eine Menge Lobgedichte kamen nach seinem Tode heraus, eine Sache, die nichts zu seinem Ruhme beweiset; denn was ist wohl Grosses geschehen, selbst in der Linie der abscheulichsten Schandthaten, was nicht Dichter mit Enkomien besungen hätten? Bald erschienen aber auch andere Schriften, die seine niedrigen Handlungen mit den gehörigen Schatten schilderten. Sein ältester Sohn Richard folgte ihm in der Würde eines Protektors der drei Nazionen nach: allein sanft, friedfertig, entfernt von allem Ehrgeitze, ein Feind der Ungerechtigkeit, legte er die Regierung nieder, ehe er sie noch ein ganzes Jahr geführt hatte, und lebte auf einem Landgute ganz ungestört, weil er Niemanden beleidiget hatte, noch 50 Jahre. Auf den Brittischen Thron kam der Sohn des

ermordeten Königs als rechtmäßiger Erbe, Karl der Zweite. Unter dessen Regierung wurde die Leiche Cromwells drei Jahre nach seinem Tode der Erde wieder entrissen, und öffentlich an den Galgen gehängt.

Johanne d'Arc,
oder das Mädchen von Orleans.

Johanne von Arc oder du Lys, gewöhnlich das Mädchen von Orleans genannt, wurde um das Jahr 1412 zu Domremi bei Vaucouleurs in Lothringen gebohren, wo ihr Vater Jaques d'Arc ein Bauer war. Sie war noch in der Blüthe des Alters, als sie sich einbildete, St. Michael, der Schutzengel von Frankreich, sey ihr erschienen, und habe ihr befohlen, nach Orleans zu gehen, um die Belagerung aufzuheben, und den König Karl VII. zu Rheims salben zu lassen. Ihre Erscheinungen veranlaßten ihre Eltern, sie dem Gouverneur von Vaucouleurs Baudricourt vorzustellen. Dieser lachte anfänglich über das Mädchen, und schickte sie darauf, als er etwas Ausserordentliches an ihr zu finden glaubte, an den König.

Der König befand sich damals zu Chinon in grosser Verlegenheit, und verzweifelte fast,

Orleans entsetzen zu können. Er war von der Ankunft des Mädchens schon benachrichtiget, und ließ sie in sein Zimmer kommen, das voll von jungen Herren war, die zum Theil besser gekleidet waren, als er. Sie wandte sich an den König, und grüßte ihn bescheiden und ehrfurchtsvoll; er wollte sie täuschen, und sagte zu ihr: Ich bin nicht der König, dieser hier ist es, und zeigte dabei auf einen seiner Höflinge. Aber sie versicherte ihn, daß sie ihn wohl kenne, ob sie ihn gleich nie gesehen habe, und sprach mit so viel Geist, Muth und Anstand mit ihm, daß der ganze Hof etwas Göttliches an ihr zu finden glaubte. Sie versprach mit Zuverläßigkeit, Orleans zu entsetzen, und den König zu Rheims salben zu lassen, und um sich Zutrauen zu erwerben, sagte sie dem König in Gegenwart seines Beichtvaters, des Herzogs von Alencon, und Christophs von Harcourt, geheime Dinge, die sie nie einem Menschen mitgetheilt hatte: Sire! sprach sie zu ihm, Sie erinnern sich, daß Sie am letztverflossenen Allerheiligen-Tage, ehe Sie kommunizirten, Gott um zwei Dinge baten; eins, Ihnen die Lust und den Muth zum Kriege zu nehmen, wenn Sie nicht rechtmäßiger Erbe des Königreichs wären; und das andere, allen seinen Zorn lieber auf Sie, als auf Ihr Volk fallen zu lassen. Der König erstaunte darüber. Er glaub-

te, man müsse, um von der Wahrheit versichert seyn zu können, vor allen Dingen wissen, ob sie noch Jungfrau wäre. Man ließ sie von verständigen Weibern untersuchen, welche sie noch als Jungfrau fanden. Nach dieser Untersuchung verständiger Weiber untersuchten sie die Aerzte. Alle schlossen, Gott könne wohl Mädchen Plane anvertrauen, die gewöhnlich nur von Männern ausgeführt würden. Das Parlament aber, an welches der König unsere Begeisterte schickte, war etwas weniger leichtgläubig, behandelte sie als eine Närrin, und verlangte ein Wunder von ihr. Johanne antwortete, sie habe es itzt noch nicht in ihrer Gewalt, würde aber zu Orleans nicht ermangeln, deren zu thun.

Orleans war nahe daran, in die Hände der Engländer überzugehen. Karl, der mit dem Verluste dieser Stadt seine letzte Ressource verloren hätte, glaubte den Muth eines Mädchens benutzen zu müssen, das den Enthusiasmus einer Begeisterten, und den Muth eines Helden zu haben schien. Johanne von Arc, als Mann gekleidet, als Krieger bewaffnet, und von geschickten Offizieren angeführt, unternahm es, dem Platze zu Hilfe zu kommen, sprach im Namen Gottes zur Armee, und theilte derselben das Vertrauen auf ihn mit, womit sie selbst erfüllet war. Nun rückte sie gegen Orleans vor, brachte

Lebensmittel hinein, und drang selbst im Triumphe in die Stadt. Ein Pfeil, der sie bei der Attaque in die Schulter verwundete, hielt sie vom Vorrücken nicht ab. Es kostet mir etwas Blut, sagte sie, aber diese Unglücklichen werden der Hand Gottes nicht entrinnen! Und sogleich erstieg sie die Verschanzungen der Feinde, und pflanzte selbst ihre Standarte auf. Die Belagerung von Orleans wurde bald darauf aufgehoben; die Engländer wurden in Beauce geschlagen; das Mädchen von Orleans zeigte sich überall als eine Heldin. — Als der erste Artikel ihrer Mission erfüllt war, wollte sie auch den zweiten vollbringen. Sie zog nach Rheims, ließ 1429 daselbst den König salben, und war mit ihrer Standarte in der Hand bei der Ceremonie zugegen.

Karl, der Gefühl für die wichtigen Dienste dieses kriegerischen Mädchens hatte, erhob ihre Familie in den Adelstand, gab ihr den Namen du Lys, und Ländereien, um diesen Namen behaupten zu können. Johanne von Arc hörte nun auf glücklich zu seyn; sie wurde bei der Attaque vor Paris verwundet, und bei der Belagerung von Compiegne in einem Ausfall gefangen genommen. Nun verschwand das Erstaunen, und die Ehrfurcht, womit sie die ganze Welt, und selbst ihre Feinde für sich erfüllt hatte. Man entschloß sich, sie dem

Geiste des Jahrhunderts gemäß als Zauberin anzuklagen. Die Prediger predigten es überall, und die Universität zu Paris bestättigte es. Cauchon, Bischof von Beauvois, fünf andere französische Prälaten, ein englischer Bischof, ein Dominikanerbruder, Vikar der Inquisizion, und einige fünfzig Doktoren verhörten sie zu Rouen. Cauchon, der an die Engländer verkauft war, suchte alles hervor, sie schuldig zu machen, und verschwieg selbst im mündlichen Vortrage das Verlangen des Mädchens von Orleans, vor den Pabst gebracht zu werden. Hierauf sagte Johanne zu ihm: Ihr wollt nichts schreiben, als was gegen mich, und nichts von dem sagen, was für mich ist. — Als das Verhör zu Ende war, führte man sie auf den Kirchhof St. Ouen zu Rouen, wo sich das Volk versammelt hatte. Ein Prediger hielt eine schlechte Rede gegen den König Karl und seine Heldin; Johanne unterbrach ihn, und strafte ihn mit lauter Stimme Lügen. Diese Geistesstärke in einem schwachen Mädchen erbitterte ihre Richter noch vielmehr; man verurtheilte sie im Jahre 1431 als Zauberin, Wahrsagerin, Kirchenschänderin, Lästerin des Namens Gottes und der Heiligen, als eine die nach Menschenblut durstete, alle Scham ihres Geschlechtes abgelegt hätte u. s. w. zum Scheiterhaufen.

Johanne erschien mit eben der Festigkeit auf dem Scheiterhaufen, als auf den Mauern von Orleans; man hörte sie bloß den Namen Jesus ausrufen; die Engländer selbst beweinten ihren Tod. Karl VII. that nichts, sie zu rächen, sondern ließ bloß zehen Jahre nachher ihren Anverwandten hinterbringen, sie möchten die Revision des Prozesses vom heiligen Stuhle verlangen. Kallixtus III. setzte ihr Andenken wieder in Ehren; er erklärte sie zur Martyrin ihrer Religion, ihres Vaterlandes und ihres Königs. Ihre Richter schändeten durch Johannens Verbrennung ihre Vernunft und Billigkeit, verletzten das Völkerrecht, indem sie dieselbe als eine Kriegsgefangene zum Tode verdammten, und die Regeln des gesunden Menschenverstandes, indem sie sie als eine Zauberin verbrannten.

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten, dieser edle deutsche Mann, der als ein Flüchtiger, Lebensunsicherer, Vertriebener, starb; der nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegte; bei dem man nach seinem Tode nur eine Schreibfeder und einige Briefe an seine Freunde fand; wurde im Jahre 1488 zu Stackelberg, unweit Fulda, einem seiner Familie zugehörigen Schlosse gebohren; und machte seine ersten Studien zu Fulda, Köln und Frankfurt an der Oder, wo der Churfürst Johann Cicero von Brandenburg, vor Kurzem, im Jahre 1495, eine hohe Schule gestiftet hatte.

Als er noch zu Fulda war, sollte er Mönch werden. Tune hoc ingenium perderes? sagte der verdiente Ritter Eitelwolf von Stain zum Abte, und errettete dadurch den fähigen Knaben; dafür aber hing Huttens Herz zeitlebens an diesem edlen Mann, seinem Erretter, dem er nachher die Gunst des Churfürsten von Mainz, seine

Reise nach Italien und sein erstes blühendes Hofglück zu danken hatte, mit dessen Tode aber auch seine erste Stütze ihm entging. Köln war damals, wie wir aus Luthers Geschichte wissen, ein Hauptnest von Philosophastern und Theologastern, und der Eckel, den Hutten an diesen Menschen fand, gab ihm, noch unbestimmt wie er ausbrechen würde, den Stoff zu seinen nachherigen Epistolis obscurorum virorum, (Briefe dunkler Männer) dem Heldenwerke seines Lebens. In Fulda war Crotus Rubianus, sein nachmaliger Mitarbeiter an diesen Briefen, sein Mitschüler gewesen, ein Freund, der ihm auch treu blieb bis an das Ende. In Köln lebten nun alle die Originale, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermals ein Beweis, daß das meiste was wir in unserm Leben thun, von denjenigen Verbindungen und Umständen herrührt, in welche uns früh die Vorsehung setzt. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — sie machen meistens den Anklang unserer Bestimmung: sie weben das Spinngewebe, in welches spätere Schicksale und reifere Vernunft uns den Einschlag geben.

Von Köln ging Hutten überdrüßig nach Frankfurt, dessen reizende Lage er, vermuthlich für seinen Eitelwolf, in Versen beschrieb. Bald trieb ihn seine jugendliche Unruhe in sei-

nem 20sten Jahre 1508 auch von hier weg; und so wie er sein ganzes Leben durch, die Liebe der Musen mit der Leidenschaft zu ritterlichen Thaten verband, so traf es sich auch itzt, daß er in eben diesem Jahre nach Italien in den berühmten Venezianischen Krieg ging, wo der unternehmende Geist, die Eifersucht und die Politik der Fürsten, die damals das Steuerruder von Europa führten, der Welt ein so seltsames Schauspiel gaben. Maximilian belagerte eben damals Padua. Hutten brachte den größten Theil der Zeit, während diese Händel dauerten, von 1508 bis 1517 in Italien zu, wo er sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine litterarischen Talente eben so sehr, als durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen hervorthat.

Unter die Begebenheiten seines Lebens in Italien gehört auch diese, daß er einst auf einer Fahrt von Rom nach Viterbo in den Fall kam, sich ganz allein, denn seine Gefährten waren davon gelaufen, mit fünf Franzosen, mit denen er zufälliger Weise Händel bekommen hatte, herumzuschlagen. Ungeachtet er nur sehr klein von Person war, und fünf gegen Einen eine ziemlich ungleiche Partie ist, wehrte er sich so verzweifelt, daß die Franzosen endlich ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Inzwischen fand sich der rast-

lose Jüngling nicht oft in dem Falle, in diesem Kriege seinen Muth auf eine so ausgezeichnete Art zu zeigen, und das Schicksal schien ihm nicht so gewogen gewesen zu seyn, als die Natur. Sein Aufenthalt in Italien gab ihm weniger Anlaß, seinen Heldenmuth in Kriegsthaten, als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen, denen, nach der dermaligen Weise Krieg zu führen, und zu leben überhaupt, ein Rittersmann, der nichts als seinen Namen und seinen Degen hatte, noch weit mehr als heutiges Tages bloß gestellt war.

Er kam nach Deutschland zurück, und ein Landedelmann, sein Vetter, der an ihm einen fleißigen mühsamen Juristen, nach damaliger Juristenzeit in Deutschland erwartete, fand gar nicht was er suchte. — Der arme junge Mensch schrieb seinen Nemo. (Niemand.) Beim ersten Auftritt war er auch ein Niemand, und ist gewissermassen zeitlebens einer geblieben. — Vorher hatte er unter mancherlei Schicksalen ganz Deutschland durchkrochen und durchflogen, und genoß nun auch den Vortheil, es in allen seinen Provinzen zu kennen. In Wittenberg schrieb er sein Werkchen: de arte versificatoria, (von der Verskunde) Zeichen des Brodstudiums, worin er Unterricht geben mußte, aber doch mit viel Wärme. In der Schweitz nahm ihn der

Reformator Vadian auf, und so kam er zum zweitenmale, itzt ein edler Jurist zu werden, nach Italien. Eben aber, als er hier den Gesetzen oblag, kam bald ein Umstand ganz anderer Art, Hutten als den, der Er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte seinen Vetter Johann von Hutten im Beblinger Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Hutten, der so sehr Edelmann und Geschlechtsvertheidiger, als Deutscher und Freiheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Deplorazionen und endlich fünf Invectiven gegen den Mörder — wahre Demosthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen, die wahre Sprache der Unschuld und Rache. Als aber die Sache durch thätige Mitwirkung der Huttenschen Familie und anderer Feinde des jungen ausgelassenen Fürsten zu einer gemeinen Sache aller Fürsten wurde, die sich durch den berühmten schwäbischen Bund des Herzogs Ulrich Gewaltthätigkeiten und Uebermuthe entgegen setzten, so zog unser Hutten nun auch den Degen, den er eben so muthig und fertig zu führen wußte, als die Feder, und half ritterlich Thaten thun; wie sie denn nicht eher vom Herzog Ulrich abliessen, als bis sie ihn von Land und Leuten verjagt hatten.

Bei Gelegenheit dieser grossen Fehde entstand Huttens Freundschaft mit dem berühm-

ten Franz von Sickingen, Götzens von Berlichingen Schwager, der es werth war, dieses Mannes Bruder zu seyn. Zwischen ihnen beiden war eine natürliche Verwandtschaft, welche durch die Gleichheit ihrer Gesinnungen in bürgerlichen und Religionssachen, denn auch der tapfere Sickingen war in der Folge einer von Luthers ersten und wärmsten Freunden, noch inniger wurde. Hier bemerken wir noch, daß die Stimme, die sich itzt für ein schreiendes Bruderblut erhob, bald zu Kaiser und Reich gegen den Pabst rufen sollte, und sich hier an einem so sonderbaren tragischen Vorfalle zu etwas erproben mußte, was sie noch nicht einsah.

In diesem Jahre 1515 war es, wo ihm sein Freund, Erretter und Beförderer, Eitelwolf von Stain starb, und nun ging seine zweite Laufbahn an. Die Beklemmung, in welcher sich damals die Ehre und das Licht Deutschlands, ein verdienter Mann von manchen noch unbekannten Seiten, Reuchlin befand, ging ihm zu Herzen: er machte sich mit seinem Schul- und Busenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeister Hogstraaten und seine Spießgesellen, durch ein Mittel, was mehr als eine Deduktion wirkte, zu helfen: er schrieb die Epistolas obscurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt habe, ist unläugbar; sie unserm Hutten aber deß-

wegen, weil Crotus mitgeholfen hat, absprechen zu wollen, ist so thöricht, als sie gar Erasmus zuzuschreiben, der unter allen Sterblichen sie wohl am wenigsten schreiben konnte und wollte.

Diese Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf so scharf, schied Mark und Bein, zeichnete so genau, daß die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters in ihrer ganzen Blösse da standen, und da galts weiters keines Läugnens. Unglaubliche Wirkung hat diese Schrift hervorgebracht; sie ist für Deutschland unendlich mehr geworden, als der Hudibras für England, und Gargantua für Frankreich, und viel etwas nützlichers, als der Junker von Mancha für Spanien seyn konnte — eine Nazionalsatyre voll Geist, Feuer, Witz und äusserst genauer treffender Detailwahrheit.

Als Hutten 1517 zum drittenmale aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knospe seines Ruhms in der schönsten Blüthe. Da jauchzten ihm alle schönen Geister zu; Erasmus fröhnte ihm, selbst wo es nicht hingehörte, vor seinem N. Testamente, als einem Manne, deßgleichen nicht gewesen; Hutten fand allenthalben, besonders aber in dem gastfreundlichen Hause des berühmten Konrad Peutinger in Augsburg, dieses edlen Freundes

aller Talente und Verdienste, eine liebreiche, schmeichelhafte Aufnahme, und auf die Empfehlung dieses braven Mannes, so wie des redlichen Pirkhaimer, Nürnbergs verdienten Patriziers, Albrechts Dürers und der Freunde alles Guten, erhielt er hier die Ehre vom K. Maximilan zur Belohnung seiner im Venezianischen Kriege bewiesenen Mannheit und ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt zu werden; zu welchem Ende Peutingers Tochter, Konstanzia, das schönste und artigste Mädchen ihrer Zeit in Augsburg, den Kranz mit eigenen Händen geflochten hatte. — Von dieser Zeit an ging ein Bildniß Ulrichs von Hutten, gewaffnet und mit einem Lorbeerzweige um die Scheitel, in Deutschland herum: eine Ehre, worüber er, da sie damals noch ungewöhnlich war, eine gar grosse Freude gehabt haben soll.

Nach dieser Zeit begab sich Hutten an den Hof des Churfürsten Albert von Mainz, wo er sich einige Jahre aufhielt. Eine Frucht davon ist sein Gespräch de Aula (vom Hofleben) an Heinrich Stromer, einen verdienstvollen Arzt aus Leipzig und seinen vertrauten Freund, der damals bei Churfürst Albert in Diensten war. Im Jahre 1518, begleitete Hutten seinen Herrn, den Erzbischof Albert

nach Augsburg auf den Reichstag, wo K. Maximilian von Fürsten und Ständen Abschied nahm, und wo auch von Herzog Ulrich von Würtemberg und von Dr. Martin Luthers Sache die Rede war. Der arme Hutten, dem sein Schicksal überall Streiche spielte, hatte diese ganze Zeit über das Fieber. Aber weder Schicksal noch Fieber, noch irgend etwas in der Welt konnte über seinen guten Muth Meister werden.

Unser Hutten stand, wo er konnte, stets an der Spitze jener Männer, die, in ewiger Theilnehmung an Allem, was sie, weil sie Menschen sind, als sie angehende Dinge betrachten, wenn gleich nicht unmittelbar um ihr eigen Fell gespielt wird, immer bereit und fertig stehen, sich für die gute Sache des ersten besten Unbekannten, der ihnen in den Wurf kommt, mit der ganzen Welt herum zu tummeln. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er bei den grossen Bewegungen, welche Luthers Lehre im Jahre 1517 verursachte, keinen müßigen Zuschauer abgegeben haben könne; und schwerlich wird jemand einen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Partei ein Mann von Huttens Sinnesart und Charakter ergriffen haben werde. Jacta est alea! Ich hab's gewagt! war sein Wahlspruch. Hutten bahnte in der That ohne es selbst zu wissen Luthern den Weg, und half ihm nachher als

er ihn kannte treulich. Nachdem er den Feldzug gegen Ulrich von Würtemberg abgethan hatte, vollendete er auf seinem Schlosse zu Stackelberg seine Dialogen über Glück, Fieber, und Pabst; er schrieb gegen Pabst Leo X. und seine Courtisanos, wie er sie nennt, und gegen Alle, welche sich einer Sache, die seinem Gefühle nach Sache der Menschheit war, widersetzten, eine Menge heftiger Broschüren, in Latein und Deutsch, in Prosa und Versen; munterte Luthern in einem Briefe öffentlich auf, muthig fortzufahren; gab die Bulle vom Jahre 1520 mit sehr beissenden Randglossen heraus, und schrieb in deutscher Sprache eine historische Dedukzion über den steten Ungehorsam der Röm. Päbste gegen die Kaiser.

Aber es dauerte nicht lange, so kam der schärfste verweisendste Befehl aus Rom nach Mainz: „Daß ein so frecher Sünder, als Hutten, gegen den die Theologen in Köln längst die Bulle über die epistolas obscurorum virorum gehabt, und der immer fortführe, von der römischen Dreieinigkeit (so hieß sein letzter Dialog) in Mainz zu schreiben, nicht anders, als in Ketten nach Rom geführt zu werden verdiente." Zu diesem Werke war alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beschützer. Albert konnte und durfte es nicht seyn: zum Herzog Ferdi-

nand schrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiser Karl, an die ganze deutsche Nazion, aber vergebens! Er hatte Muth genug, an Kaiser Karls Hof nach den Niederlanden zu gehen, aber umsonst, er fand nirgends Gehör: und doch blieb Hutten immer unerschütterlich. Man schauert, wenn man die Briefe, oder vielmehr die Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachsen, an alle Stände des Reichs, lieset. Laut beschwert er sich über das ihm vom römischen Hofe zugefügte Unrecht, behauptet seine Sache und fordert Gerechtigkeit. Alle fünf Klagschriften sind ins Deutsche übersetzt mit dem Beiworte: „Ein grosses Ding die Wahrheit! stark über Alles!" Er hätte aber lange rufen mögen, wenn ihm nicht sein alter Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, dessen Namen Deutschland zu den edelsten Römern stellen und vielleicht sagen kann: „Weichet diesem!" wenn der ihm nicht ungerufen, mit gewohnter Hand Schutz und Freistaat gegeben hätte.

Hier geht leider der dritte Abschnitt von Huttens Leben an, und Gottlob! daß auch der nicht lange dauert. In seines Sickingens Schlosse, Ebernburg am Main, fand der also eine Freistaat, der sie nirgends, und auch auf seinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte

sein Deutschland nicht verlassen, dessen Sache er eben am eifrigsten betrieb. Itzt machte er mit Luthern gemeinschaftliche Sache, munterte ihn auf, bot sich und seinen Sickingen zu allem an. Er ließ den Ergiessungen seines Herzens gegen alle diejenigen freien Lauf, die er als Feinde der litterarischen, bürgerlichen und geistlichen Freiheit ansah. Er verfolgte sie mit den bittersten Stachelschriften, und that ihnen besonders auch durch deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden, grossen Abbruch.

Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen an übel zu gehen, und 1523 im Mai starb dieser edle Held. Wie alle Guten den Tod dieses Edlen betrauert haben, bedarf keiner Erwähnung. Die meisten Aufklärer des Süddeutschlands hat er geschützt, ernährt, beherbergt, verfochten: Aquilä, Patricius, Bucer, Schwefel, Reuchlin, Oekolampadius; selbst Luthern lud er mehr als einmal: sein Freund Hutten überlebte ihn nur drei Monate.

Hutten hatte durch seinen Feuereifer eine Welt voll Feinde gegen sich in Harnisch gebracht, vor deren Macht, Bosheit und Nachstellungen er nun, da er seinen einzigen noch übrigen Freund verloren hatte, in Deutschland keinen Augenblick mehr sicher war. Mit gebrochenem Herzen ging er der Schweiz zu, um Rettung zu suchen. Ufnort, heißt die kleine

Insel im Zürchersee, wo er im Gebiete des Zürcher Raths Schutz, und bei einem armen Prediger Pflege, Wartung und — Ruhestätte fand. Ein Höherer entriß ihn dem Banne und der Acht, Feinden und falschen Freunden aus dem Rachen: er starb zu Ende des Augusts 1523 im sechs und dreißigsten Jahre seines Alters.

Ulrich von Hutten war klein von Person, wiewohl von starkem Bau; abgehärtet zur Ertragung alles Ungemachs, ein Verächter aller Vortheile und Wollüste, die er mit der geringsten Beugung seiner freien Seele, der mindesten Gefälligkeit auf Kosten seines Charakters hätte erkaufen müssen; von einem unternehmenden kühnen Geiste, der allem Widerstande trotzte, und durch nichts zu bändigen war; heftig in Thaten und Worten; unveränderlich standhaft bei der Partei, die er einmal genommen hatte; treu in seinen Verbindungen; aber immer bereit, sich um Wahrheit und Recht von dem unentbehrlichsten Freunde oder Beschützer loszureissen. Durch den ewigen Streit mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit auf einer Seite, und den unzähligen Feinden, die ihm seine Wahrheitsliebe und seine Hitze auf der andern machte, wurde er endlich in eine Bitterkeit gesetzt, die zuweilen in Anstösse von wirklicher Härte ausbrach; demungeachtet war er voller Wär=

me für die Rechte und das Glück seiner Brüder und seines Vaterlandes; edelmüthig, bieder, offen und treuherzig; ein tödtlicher Feind aller Falschheit, Unredlichkeit und krummen Wege; bei allen diesen Tugenden eines ächten Ritters, einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit, und zum Gegengewicht gegen alles Ungemach, das ihn sein ganzes Leben durch verfolgte, mit einem guten Muth und einem Selbstgefühl begabt, die ihn in Drangsalen emporhielten, welche jeden gewöhnlichen Menschen zu Boden gedrückt hätten.

Petrarca.

Franz Petrarca wurde den 20. Julius 1304 zu Arezzo in Italien gebohren. Seine Eltern waren durch die innerlichen und äusserlichen Unruhen, welche damals Florenz erschütterten, aus dieser Stadt verjagt worden, und hatten Arezzo zu ihrem Aufenthalte gewählt. Nach einiger Zeit verliessen sie auch diesen wieder, und begaben sich nach Avignon, welches damals dem Pabste gehörte.

Als er zum Jünglinge herangewachsen war, schickte ihn sein Vater auf mehrere Schulen und Universitäten. Vier Jahre brachte er auf der Schule in Karpentras, viere auf der Universität Montpellier, und drei in Köln zu; bildete auf diesen hohen Schulen, die man damals unter die berühmtesten zählte, sich zum vollkommenen Gelehrten, und kam als Doktor der Rechtsgelehrsamkeit nach Avignon zurück.

Hier sah er Laura und liebte sie. Seine Liebe wurde zwar erwiedert, aber durch keine kirchliche Verbindung befestigt. Eben diese Liebe war es, die ihm seine Lieder diktirte, wodurch er sich die Unsterblichkeit verschaffte. Tausende vor und nach ihm mögen vielleicht die Wonne der geistigen Liebe so gut empfunden haben, wie Petrarca, aber ausser ihm und Rousseau ist es noch keinem gelungen, seine Gefühle so darzustellen, daß jeder Liebende, und überhaupt jeder Feinfühlende seine eigne Empfindung in Petrarcas Gedichten wieder findet.

Natürlich ist es, daß seine Liebe um so daurender war, je gewisser sie bloß Seelenliebe blieb, und eben so natürlich, daß der Zauber von Liebenswürdigkeit, der von Laura ausging, oder den seine Phantasie ihr liehe, auch alles das verherrlichte, was sie umgab; natürlich, daß die ganze Gegend für Petrarca noch mehr Elysium ward, als sie es durch die Natur schon ist.

Und wahrlich alle die, welche dieses herrliche Stück Landes je sahen, wurden bezaubert von den unnennbaren Reitzen desselben, und bezauberten hinwiederum andere durch die Beschreibung, die sie davon machten. — Eines der schönsten Stücke dieser Landschaft ist die berühmte Quelle von Vau-

clüse, welche auch wohl schon Leute, die keine Laura hatten, begeistert hat.

Ich komme auf Petrarca zurück. Der Rath zu Rom, und die Universität zu Paris trugen ihm den Lorbeerkranz an, den er sich durch seine herrlichen Gedichte so wohl verdient hatte. Er wollte ihn lieber aus den Händen der Römer empfangen. Alle Grossen jener Zeit wetteiferten, ihn mit Ehren zu überhäufen, man trug ihm Präbenden aller Art lange vergebens an.

Laura starb, wie man sagt, im nämlichen Monate, am nämlichen Tage, und zur nämlichen Stunde, in welchen vor Jahren Petrarca ihr seine Liebe, und sie ihm die ihrige erklärt hatte, während er in Italien war, und nun war es ihm nicht möglich, ein Land wieder zu besuchen, das den kostbarsten Schatz nicht mehr enthielt, den einzigen, der ihm Avignon werth machte. Er nahm itzt eine Präbende in Padua an, und starb endlich an einem schleichenden Fieber, gegen das alle Kunst der Aerzte vergeblich war, den 18. Julius 1374 in einem Alter von siebenzig Jahren; nachdem ihm noch etwas früher die Genugthuung wiederfuhr, daß die Bürgerschaft von Florenz, die seinen Vater ehemals verjagt hatte, ihn in ihre Stadt zurück rief, und ihm alles wieder zurück gab, was seinem Vater abgenommen worden war.

Petrarca war von mittelmäßiger Grösse, aber wohlgebaut und schlank; sein Gesicht war einnehmend, sein Auge lebhaft, seine Physiognomie fein und geistreich. — Wenn nun schon sein Aeusseres geschickt war, diejenigen für ihn einzunehmen, die ihn das erstemal sahen, so war sein Charakter noch weit fähiger, ihm die Herzen derer zu gewinnen, die ihn genauer kannten. Sein Umgang war nicht allein durch seine Lebhaftigkeit und Annehmlichkeit liebenswürdig, sondern er besaß auch überdieß alle jene Eigenschaften in vollem Masse, die das sprechendste Recht haben, Zutrauen und Hochachtung anderer Menschen uns zu gewinnen.

Es ist zu bewundern, daß Petrarca bei seinen mäßigen Einkünften immer so viel hatte, seinen großmüthigen Neigungen genug zu thun; denn ausser einer immer offenen Tafel hielt er Pferde; seine Hausbedienten waren ziemlich zahlreich; er kaufte unaufhörlich Bücher, und fand doch noch Mittel seinen Freunden zu leihen, und den Armen zu geben. Dieß ist ein Beweis, daß er mit weiser Sparsamkeit gelebt, und sich selbst alles das versagt habe, was er an andere fast verschwendete.

Durch seine lateinischen und philosophischen Werke erwarb er sich zu seiner Zeit vielen Ruhm, aber itzt sind sie beinahe vergessen: in seinen italienischen Gedichten aber findet

man eine Fülle der Ideen, eine Schönheit der Gedanken, einen Reichthum des Ausdrucks, und eine Reinheit des Stils, der sich wenige genähert haben, und die keiner übertroffen hat. Ganz Italien erkennt ihn einmüthig für den Fürsten der lyrischen nicht allein, sondern überhaupt für den Vater seiner Poesie, und so lang die Menschen die Macht der Liebe empfinden, wird die ganze Nachwelt das Urtheil der römischen Senatoren unterschreiben, welche die poetische Krone auf das Haupt des Petrarca setzten.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Gedruckt mit v. Ghelenschen Schriften.

Inhalt.

Seite

1. Joseph II. 7
2. Gustav III. 23
3. Katharina II. 33
4. Bonaparte 58
5. Reubell 93
6. Carnot 101
7. La Fayette 110
8. Dúmouriez 147
9. Pitt 191
10. Kaunitz 199
11. Herzberg 206
12. Potemkin 213
13. Loudon 222
14. Mirabeau. 238
15. Robespierre 249
16. Danton 258
17. Marat 267
18. Eulog Schneider 275
19. Franklin 280
20. Cook 286
21. Mohamed. 294
22. Cromwell. 308
23. Johanne d'Arc, das Mädchen von Orleans . 324
24. Ulrich von Hutten 330
25. Petrarca 344

In eben dieser Buchhandlung ist ganz neu zu haben:

Charakteristische Lebensgemälde unserer denkwürdigsten und berüchtigtesten Zeitgenossen.

Herausgegeben von Jul. Gust. Meißner.

Mit einem Titelkupfer. 8. 1799.

Inhalt: 1) Ludwig der Sechszehnte. 2) Marie Antonie. 3) Selim der Dritte, itziger türkischer Kaiser. 4) Alexander Leopold, Palatin von Ungarn. 5) Prinz Ludwig von Preussen. 6) Herzog von Orleans. 7) Francois von Neufchateau. 8) Reveillere-Lepaux, einer der fünf Direktoren in Frankreich. 9) Malesherbes. 10) Bernstorff. 11) Clerfayt. 12) Mack. 13) Nelson. 14) Elliot. 15) Jourdan. 16) Beurnonville. 17) Luckner. 18) Charlotte Corday. 19) Angelika Franziska Roland. 20) Barrere. 21) Brissot. 22) Rousseau. 23) Goldoni. 24) Mozart. 25) Moses Mendelsohn.

Le Ciel – Ecrit Necker – se lassa des Crimes du Scelerat qui avoit usurpé tant d'autorité sur la Convention nationale et sur la france entière, et la chûte de Robespierre étonna, par sa rapidité, ceux-là même, qui etudioient attentivement sa politique et qui étoient placés le plus près de ses artifices. On ne saura jamais qu'imparfaitement les mystères de son ambition. on doute qu'il ait jamais eu de confident admis à connaitre ses arrières pensées: son ame vivoit solitaire, et la retraite de sa conscience sembloit n'être éclairée que par les torches des furies et par les lugubres oscillations de leur pâle lueur. On n'explique d'aucune manière satisfaisante le parti qu'il prit, six semaines avant sa catastrophe, de s'éloigner des séances du Comité de salut public, de ce Comité dominateur, armé de tous les pouvoirs. Il y restoit présent à la vérité par l'assistance habituelle de deux conjurés entièrement à lui – Couthon et St. Just – et dans le même tems il dirigeoit seul la partie de la police, cette admon avec laquelle son bras vengeur atteignoit encore à tout.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Karl A.

Gallerie interessanter Personen Oder Schilderung des Lebens und Charakters der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der ä lternund neuern Zeit
Bd.: 1.

Wien 1799

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 6970 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236434-6
VD18 15517268-001